.o. germ. Erläuterungen
318ⁿ, 1-18/20

Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

61—63. Bändchen.

Goethes lyrische Gedichte 1—3.

Leipzig.
Verlag von Ed. Wartig.
1875.

79 F

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

XVIII—XX

XVII—XIX. Lyrische Gedichte 1—3.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1874.

Goethes
lyrische Gedichte.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu bearbeitete Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1874.

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Goethes lyrische Gedichte.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu bearbeitete Auflage.

Erster Band.

Goethe als lyrischer Dichter.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1875.

Wohl erfunden, klug ersonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künstler kunstvoll seine Macht.

Vorrede
zur zweiten Auflage.

Seit dem Jahre 1858, in welchem die erste Auflage dieser Erläuterungen erschien, hat die Kenntniß Goethes, und zunächst seiner Lyrik, durch Eröffnung neuer Quellen, Mittheilung unbekannter Gedichte oder früherer Fassungen derselben, Entdeckung zu Grunde liegender Darstellungen, kritische, sachliche und ästhetische Betrachtung wesentlich gewonnen. Diese bei der vorliegenden völlig umgearbeiteten Auflage möglichst zu verwerthen bin ich eifrig bestrebt gewesen. Besonders gefördert wurde ich durch die so einsichtige wie wohlwollende Anzeige meines Ver-

suches von Gustav von Löper in Herrigs „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen“ XXVI, 93—102. Demselben feinen und kenntnißreichen Goethekenner verdanke ich ein umfangreiches handschriftliches Heft eingehender, das Buch von Anfang bis zu Ende begleitender Bemerkungen, und auch die von ihm der bei G. Hempel in Berlin erscheinenden Ausgabe Goethes gewidmete Thätigkeit gereichte mir zu entschiedenem Vortheil. Neben Löper verdanke ich manches der kleinen Schrift von Woldemar Freiherrn von Biedermann „Zu Goethes Gedichten“. Gosches von Schnorr von Carolsfeld fortgesetztes „Archiv für Literaturgeschichte“ bot in den Beiträgen Boxbergers, Burkhardts, Gosches, von Löpers u. a. manches Neue. Durchgesehn habe ich, aber nichts mir Unbekanntes, das Berücksichtigung verdient hätte, gefunden in der „zweiten, gänzlich umgearbeiteten“ Auflage der Erläuterung der goetheschen Gedichte von Heinrich Viehoff. Ich würde des Buches hier gar nicht gedacht haben, sähe ich nicht die Lage der Dinge vollständig entstellt durch folgende

Aeußerung der Vorrede: „Sollten Kritiker sich veranlaßt finden, meine Schrift in der jetzigen Gestalt mit einem inzwischen von anderer Seite veröffentlichten ähnlich (?) angelegten Kommentar über Goethes Gedichte zu vergleichen, so darf ich wohl von ihrer Gerechtigkeit erwarten, daß sie, bei etwaiger Wahrnehmung von Uebereinstimmendem, gewissenhaft auf den Inhalt der ersten Auflage meines Werks, und insbesondere auch auf die Nachträge im dritten Theile desselben zurückgehen, ehe sie ein Urtheil über Priorität oder Nachschreiben fällen.“ Das deutet doch wohl deutlich genug darauf hin, daß der Verfasser mir nichts verdanke, wozu es denn bestens stimmt, daß er meiner gar nicht gedenkt, obgleich er nicht allein zahlreiche urkundliche Angaben über die Entstehungszeit einzelner Lieder, die ich zuerst zu geben in Stand gesetzt war, bis auf die Druckfehler wortgetreu abgeschrieben, sondern auch einzelne kleine Entdeckungen von mir, wie z. B. über die Quelle der Ballade der Gott und die Bajadere, des Paria, des Gedichtes Eigenthum, sowie manche

zur Erklärung dienende Nachweisungen harmlos sich angeeignet hat. Auch war ihm der Stoff fast vollständig zur Hand, so weit meine Erläuterungen reichen, d. h. bis zum Jahre 1858, dagegen hat er von den spätern Erscheinungen so wenig ausreichende Kenntniß, daß er, um nur dies eine zu nennen, sogar den Briefwechsel Goethes mit Karl August, der z. B. für die römischen Elegien so bedeutend ist, unbenutzt gelassen hat. Viehoff hatte Gelegenheit genug, sehr vieles, was von 1858 bis 1870 zur Förderung des Verständnisses der lyrischen Gedichte geschehen war, dem von mir gebrachten Stoffe nachzutragen, er hat sich aber dieser mühevollen Arbeit lieber entzogen und sich mit dem, was ihm gerade zuflog, begnügt, dafür aber den Leser mit der Versicherung beruhigt, der Reichthum der Goetheliteratur des letzten Dezenniums sei für die neue Bearbeitung nicht unbenutzt geblieben, und klug zu verstehn gegeben, daß er von mir nichts genommen habe. Freilich wird auch dem sorgfältigsten Forscher bei einer solchen Arbeit immer eines und das andere entgehn, und so wähne ich keineswegs,

daß nicht eines und das andere von mir übersehen worden, aber wenigstens die entschiedene Absicht, sich des gesammten Stoffes zu bemächtigen, muß ein Erklärer zu seiner Arbeit mitbringen. Das ist eben bei Viehoffs zweiter Ausgabe nicht geschehen, die ich durchaus nicht als mit der Zeit fortgeschritten betrachten kann. Mir wird die Vergleichung meiner beiden Auflagen mit den beiden der viehoffschen Arbeit nur sehr erwünscht sein. Diese Erklärung war ich der Sache und mir selbst schuldig.

Die Einleitung, welche in unserer ersten Auflage kaum zwei Bogen einnahm, ist hier zu der umfänglichen Abhandlung „Goethe als lyrischer Dichter“ erweitert, die ein Gegenstück zu der ähnlichen meiner Erläuterung von Schillers Gedichten vorgesetzten bildet. Es galt hier die Entwicklung und Ausbildung der lyrischen Dichtung Goethes genau nachzuweisen und von den einzelnen Gedichten, so weit es möglich war, die Entstehungszeit aufzufinden, was bei manchen nur durch die genaueste im Zusammenhang gegebene Forschung möglich war. Auch schien es zweckmäßig hier gelegentlich

die bis jetzt nicht in die gangbaren Taschenausgaben übergegangenen Gedichte mitzutheilen und nöthigenfalls mit Erklärungen zu versehn. Die Erläuterungen selbst sind gleichmäßig neu durchgearbeitet und alles, was neuerdings zum Verständnisse oder zur Entstehung der einzelnen Gedichte beigebracht worden, selbständig benutzt worden. Hoffentlich wird man auch hier eine wesentliche Verbesserung und manches Neue finden. Nach einem mir geäußerten Wunsche bin ich näher auf das einzelne eingegangen. Den Divan habe ich diesmal von den lyrischen Gedichten ausgeschlossen; er wird seine besondere Erläuterung finden. Die Erläuterungen werden in drei Bänden abgeschlossen sein.

Möge es auch der vorliegenden neuen Auflage beschieden sein, für die immer lebendigere Auffassung und liebevollere Aneignung unseres größten Lyrikers an ihrem Theile förderlich zu wirken!

Goethe als lyrischer Dichter.

Hatte Klopstock die deutsche Dichtersprache aus dürftiger Gemeinheit, nüchterner Ohnmacht und leerem Wortgepränge zu reicher Würde, bezeichnender Kraft und gehaltvollem Leben erhoben, so sollte ein Vierteljahrhundert später in Goethe ihr der Meister erstehn, der sie mit reinem Gefühl beseelte, sie die Tiefen der Menschenbrust in ebenso lieblichen als gemüthlichen, ebenso klangvollen als herzergreifenden Weisen offenbaren lehrte. Wenn der obersächsische Dichter, der seine Jugend auf einem an der Saale gelegenen Gute verlebte, von dem stolzen Gefühle des Adels unseres einst so großen Volkes durchdrungen, eine seiner würdige Dichtersprache zu schaffen sich ernstlich vorgesetzt hatte, wenn er mit dem mächtigen Drange seiner vollergriffenen Natur sich über alles Gemeine hinweghob, dabei aber aus Mangel frischer Natürlichkeit, sinnlicher Anschaulichkeit und ureigener Schwungkraft oft ins Gezwungene und Harte fiel und der hinreißenden Gewalt lebendiger Unmittelbarkeit entbehrte, so strömte der Sohn der altkaiserlichen deutschen Reichsstadt, der niederfränkische Dichter des schon dem Rheine nahen Main, dessen kecke, muntere, bilderreiche Sprache den entschiedenen Gegensatz zum feinen und gemessenen Obersächsischen bildet, die innersten Gefühle seines Herzens, wie eine Aeolsharfe, in unwillkürlich sich ergießendem, von angeborenem Wohlklang getragenem Sange aus. Alles, was seine Seele er-

griff, regte seine Einbildungskraft im reinen Einklang mit innigem Gefühle auf, die es im sinnlichsten, den Wogenschlag seiner Brust rein abspiegelnden Bilde verklärte. Seine frischen Lieder sind der natürliche Ausdruck des lebhaft empfundenen, in durchsichtiger Klarheit und anschaulicher Verkörperung vordringenden Gemüthes, das auch die Sprache mit ureigener Kraft erfaßt und ihr jenen hellen Silberklang, jenen glücklichen Fluß, jene bezaubernde Leichtigkeit und Eindringlichkeit verleiht, durch welche Goethe, der Liebling der Grazien, ganz einzig dasteht, als vollendetster Dichter des deutschen Gemüthes, wogegen, wie in Klopstock deutsche Würde, deutscher Ernst, deutsche Vaterlandsliebe und ideale Schwärmerei ihren rhythmisch gehobenen Ausdruck erhalten hatten, Schillers Geist das tiefsinnige Versenken des deutschen Gedankens in die Welt der Erscheinungen dichterisch verklärte, während Bürger, der als deutscher Volksdichter große Wirkungen übte, leider mehr zum Volke herabstieg, um es mit seinen eigenen Anschauungen, Gefühlen und sein Grauen wie seine Lust anregenden Geschichten zu unterhalten, statt es zu sich emporzuheben, mehr des Volkes Diener als sein geweihter Sänger war. Bürger ist deshalb, bei seiner hohen Begabung für das Volkslied, von der Zeit, die ihn gehoben, auch fast hinweggeschwemmt worden, während Schiller und Goethe als die beiden Stammhalter des deutschen Sanges in unverblichenem Glanze strahlen und zahlreiche Nachfolger fanden, welche sie an äußerer Glätte überboten und zum Theil durch eigenthümliche Richtungen selbständigen Werth erlangten, Klopstock einsam in seiner hohen Würde dasteht, fast nur den Gebildeten zugänglich, die sich auch meist durch seine Mängel von ihm abgestoßen fühlen, statt daß sie an der ernsten Würde des idealen Dichters von Gott, Vaterland, Freundschaft und Liebe sich erheben und erbauen sollten.

Ueber Goethes früheste lyrische Versuche wissen wir nichts Genaueres; kein einziges Gedicht aus seinen ersten fünfzehn Jahren hat sich erhalten. Der Knabe fand unter den Büchern seines Vaters die Dichter von Besser, von Canitz, von Creuz, Drollinger, Fleming, Gellert, Haller in schönen Franzbänden; er las sie fleißig, manches aus ihnen prägte sich seinem Gedächtnisse ein und er begann, wie er im Jahre 1827 bei Gelegenheit der Biographien deutscher Dichter von Varnhagen von Ense berichtet, „auf ihrem Wege fortzudichten". Aber auch die Kirchenlieder blieben nicht ohne Einfluß, und bald wurde er auch mit der leichten sogenannten anakreontischen Dichtung von Gleim, dessen Versuch in scherzhaften Liedern (1744, 1745) so großen Beifall gefunden, mit den lyrischen Gedichten von Uz und ähnlichen im Geiste der Zeit liegenden Erzeugnissen bekannt. Er selbst berichtet uns, es habe sich seiner und der Nachbarkinder, mit denen er gemeinsame Privatstunden hatte, eine gewisse Reim- und Verswuth durch Lesung der damaligen deutschen Dichter bemächtigt, und schon frühe habe er es lustig gefunden, von der rhetorischen Behandlung der Aufgaben zu der poetischen überzugehn. Daran schließt sich die Erwähnung, einer sonntäglichen Zusammenkunft mit jenen befreundeten Knaben, wo jeder eigene Verse vortragen sollte. Er habe seine eigenen Gedichte immer für die bessern halten müssen, erzählt er; da aber seine Mitbewerber dies gleichfalls von den ihrigen, die ihm sehr lahm vorgekommen, geglaubt hätten, sei er endlich zum Zweifel gekommen, ob nicht wirklich die Arbeiten der übrigen besser seien. Als aber Lehrer und Eltern, welche auf diese dichterischen Zusammenkünfte aufmerksam geworden, ihnen einst eine Probearbeit aus dem Stegreif aufgegeben, habe er gut bestanden und allgemeines Lob davongetragen. Leider schwebt diese schon im ersten

Buche der Lebensbeschreibung gegebene Mittheilung zeitlich ganz und gar in der Luft, doch dürfen wir diese Uebungen, bei aller Frühzeitigkeit des begabten Knaben, nicht vor das elfte Lebensjahr setzen, da wir sonst auch eine wunderbare Frühreife aller seiner gleichalterigen Genossen annehmen müßten. Im vierten Buche seines Lebens gedenkt er eines durch die hebräischen Stunden beim Rektor Albrecht hervorgerufenen „prosaisch-epischen“ Gedichts über die Geschichte Josephs, das er zu seiner eigenen Verwunderung wirklich vollendet habe. „Als das Werk fertig war, bedachte ich, daß von den vorigen Jahren mancherlei Gedichte vorhanden seien, die mir auch jetzt nicht verwerflich schienen, welche, in ein Format mit Joseph zusammengeschrieben, einen ganz artigen Quartband ausmachen würden, dem man den Titel vermischte Gedichte geben könnte, welcher mir sehr wohl gefiel*), weil ich dadurch im Stillen bekannte und berühmte Autoren nachzuahmen Gelegenheit fand. Ich hatte eine gute Anzahl sogenannter anakreontischer Gedichte verfertigt, die mir wegen der Bequemlichkeit des Silbenmaßes und der Leichtigkeit des Inhalts sehr wohl von der Hand gingen. Allein diese durfte sich nicht wohl aufnehmen, weil sie keine Reime hatten und ich doch vor allem meinem Vater etwas Angenehmes zu erzeigen wünschte. Desto mehr schienen mir geistliche Oden hier am Platz, dergleichen ich zur Nachahmung des jüngsten Gerichtes von Elias Schlegel**) sehr eifrig versucht hatte. Eine zur Feier der Höllenfahrt Christi

*) Das Erscheinen solcher Sammlungen vermischter Gedichte fällt erst später.

**) Hier findet eine offenbare Verwechslung statt; denn nicht Elias Schlegel, sondern dessen Bruder Johann Adolf hat geistliche Gedichte dieser Art, aber auch keines über das jüngste Gericht geschrieben, und Goethe scheint nicht sowohl diesen als Johann Andreas Cramer nachgeahmt zu haben, dessen viel-

geschriebene erhielt von meinen Eltern und Freunden viel Beifall, und sie hatte das Glück, mir selbst noch einige Jahre zu gefallen. Die sogenannten Texte der sonntäglichen Kirchenmusiken, welche jedesmal gedruckt zu haben waren, studirte ich fleißig. Sie waren freilich sehr schwach, und ich durfte wohl glauben, daß die meinigen, davon ich mehrere nach der vorgeschriebenen Art verfertigt hatte, ebenso gut verdienten, komponirt und zur Erbauung der Gemeinde vorgetragen zu werden. Diese und mehrere dergleichen hatte ich seit länger als einem Jahre mit eigener Hand abgeschrieben, weil ich durch diese Privatübung von den Vorschriften des Schreibemeisters entbunden wurde. Nunmehr aber ward alles redigirt und in gute Ordnung gebracht." Als er dem Vater die zierlich geschriebene und sauber gebundene Handschrift überreichte, munterte dieser ihn auf, ihm jährlich einen solchen Quartband zu liefern. Den Unterricht im Hebräischen beim Rektor Albrecht dürfen wir kaum vor das elfte Jahr des Knaben setzen; denn zu Anfang des Jahres 1759 hatte er im Griechischen noch keine so großen Fortschritte gemacht, daß der besonnene Vater das Hinzutreten eines neuen Sprachunterrichts gelitten haben sollte. Goethe scheint dies auch wirklich dem Jahre 1760 haben zuweisen zu wollen. In dem Schema zu seiner Lebensbeschreibung steht die Angabe: „Roman in mehrern Sprachen. Einleitung. Englisch. Judendeutsch. Hebräisch. Alter Rektor", durch offenbares Versehen auf dem Blatte des Jahres 1750; die Vermuthung liegt nahe, daß bei der nachträglichen Eintragung dieser Erinnerung der Dichter sich gerade um zehn Jahre versehen, das Blatt von 1750 statt das von 1760 gewählt habe. Die Dichtung Josephs

---

gelesener 1759 und 1760 erschienener nordischer Aufseher ihm nicht unbekannt geblieben sein wird. Vgl. unten S. 10. 16 f. und die Erläuterungen zu den vermischten Gedichten 66.

würde dann etwa in das Jahr 1761 gehören, so daß der junge Dichter etwa zum neuen Jahre 1762 den Vater mit diesem Bande erfreute. Bleibt auch eine ganz sichere Zeitbestimmung unmöglich, so viel steht fest, daß der Knabe in sehr frühen Jahren, wohl vom zehnten an, sich in den verschiedensten Gedichtformen versuchte, in Kirchenliedern, in geistlichen Oden, in reimlosen sogenannten anakreontischen Gedichten scherzhafter Art. Freilich ist es eine jedem Einsichtigen unzweifelhafte Verschiebung des Gedächtnisses, wenn Goethe das Gedicht auf die Höllenfahrt Christi schon in diese Zeit setzt; aber daraus folgt nicht, daß der Knabe sich nicht schon damals mit ähnlichen Dichtungen beschäftigte. Eben alle dichterischen Formen weckten seine Nachahmung (führt er ja sogar gelegentlich an, daß er als Kind den Terenz nachgeahmt habe), doch dürfte sich diese Nachahmung kaum vor dem vollendeten zehnten Lebensjahre entwickelt haben; denn seine unter dem Namen Labores juveniles gesammelten Jugendübungen (von 1757 bis zum Anfange des Jahres 1759), enthalten keine Spur eines Versuches in dichterischer Form, und doch sollte man denken, Goethe werde auch von seinen ersten Gedichten, die er ohne Zweifel sich besonders sauber abschrieb, eine Probe dem Hefte beigefügt haben, wären solche bereits in diese Zeit gefallen. Gerade die Beschränkung dieser Labores juveniles auf die zehn ersten Jahre scheint darauf zu deuten, daß er den Beginn seiner freien Entwicklung mit dem vollendeten zehnten Jahre setzte. Von diesem an wird der Knabe mit voller frischer Kraft sich der verschiedensten dichterischen Formen bemächtigt und mit steigender Leidenschaft sich die neuen deutschen Dichter, so viel er deren habhaft werden konnte, angeeignet haben. Das Schema zur Lebensbeschreibung setzt die Bekanntschaft mit den obengenannten Dichtern, wie auch mit dem vom Vater seiner reim-

losen Hexameter wegen verbotenen klopstockschen Messias noch vor die Besetzung Frankfurts durch die Franzosen, in das Jahr 1758. Aus dem Messias lernte er mit der Schwester die auffallendsten Stellen, sowohl die zarten als die heftigen, auswendig. Der wechselweise Vortrag des Gespräches von Satan und Adrameleck führte zu einem tragikomischen Auftritt, der die entschiedenste Wiederholung des Verbotes des reimlosen Gedichtes hervorrief. Daß durch das Lesen der Dichter die Nachahmung des Knaben lebhaft aufgeregt wurde, war bei ihm um so weniger zu verwundern, als ein gleicher Trieb auch die Altersgenossen ergriffen hatte; nur mußte er bei ihm um so mächtiger auftreten, als seine glühende Einbildungskraft durch die Märchenerzählungen seiner Mutter, das Theater, das er schon frühe besuchte, selbst durch so manche zu dieser sprechende wunderliche Gebäude, Gegenden und Gebräuche seiner Vaterstadt und einzelnes Seltsame, was er über seine Familie hörte, genährt worden war. Daß er selbst durch seine Märchenerzählungen, besonders diejenigen, in welchen er in eigener Person sprach, seine Jugendgenossen sehr erfreut und angezogen habe, erzählt Goethe schon vor der Besetzung Frankfurts durch die Franzosen, wie er auch vor dieser Zeit die Aufführungen von Puppenspielstücken, durch welche seine Einbildungskraft aufgeregt, sein Erfindungs- und Darstellungsvermögen außerordentlich gefördert worden, und die von ihm und seinen Altersgenossen in Person dargestellten Schau- und Trauerspiele erwähnt.

Seit der französischen Besetzung Frankfurts genoß der heranwachsende Knabe viel größere Freiheit, besonders ward er ein leidenschaftlicher Besucher der französischen Theatervorstellungen, zu denen er ein Freibillet für alle Plätze von seinem Großvater erhalten hatte. Hier sah er mehrmals die damals gangbaren

Stücke von dem Trauerspiel bis zum leichtfertigen Nachspiel herab, wodurch seine Einbildungskraft so lebhaft bewegt wurde, daß er bald sich selbst in einem französischen Nachspiel versuchte, ja er begann sogar ein französisches Trauerspiel. Das erstere setzt Goethes Schema in das Jahr 1760, das andere in das folgende. Im Herbst 1761 trat an die Stelle der französischen Schauspieler eine deutsche Truppe. Versuche in deutschen Gedichten wird der Knabe auch während der ernstlichen Beschäftigung mit dem französischen Drama nicht unterlassen haben. Den in Nachahmung von Mosers Daniel in der Löwengrube gedichteten prosaisch-epischen Joseph führte er damals zu Ende, wogegen der Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die, in verschiedenen Gegenden der Welt zerstreut, jeder in einer andren Sprache sich von ihren Zuständen und Empfindungen gegenseitige Mittheilung machen, nicht zur Vollendung gelangte. An manchen Gelegenheiten, seine Gewandtheit in der Beherrschung der gangbaren dichterischen Formen zu zeigen, konnte es bei seiner so ausgedehnten Familie nicht fehlen, doch ist von solchen ebensowenig wie von andern Arten der Dichtung des heranwachsenden Knaben erhalten. Wie begeistert er auch mit seinem Vater für den großen Preußenkönig war, mit welcher Freude er auch die Siegeslieder auf diesen und die Spottlieder auf dessen Gegner abschrieb, wir hören nicht, daß er dadurch dichterisch aufgeregt worden sei; auch keines Gedichtes zur Feier des so freudig begrüßten endlichen Friedens wird gedacht. Freilich kann diese Nichterwähnung zufällig sein; hören wir ja, daß er dem Vater mehrere Quartbände Gedichte zurückgelassen, als er nach Leipzig ging; aber es bleibt doch sehr die Frage, ob die großen politischen Verhältnisse ihn selbst dichterisch begeisterten.

Auf sonderbare Weise sollte die dichterische Gewandtheit des

Knaben ihn bald in seiner unwürdige Verhältnisse bringen. Um diese zu beweisen, wurde er einst von einem seiner jüngern Bekannten aufgefordert, einen Liebesbrief eines verschämten jungen Mädchens an einen geliebten Jüngling zu dichten, wozu er sich bestimmen ließ, ohne zu ahnen, welchen schlimmen Gebrauch man davon machen werde. Auf einem Landausfluge mit diesem und andern sich anschließenden jungen Leuten gewöhnlichen Standes sollte er vernehmen, wie man den Brief einem eingebildeten jungen Manne zugeschoben habe, der nun glaube, ein von ihm geliebtes Frauenzimmer habe ihm dadurch seine Neigung zu erkennen gegeben. Arglos ließ er sich bereit finden, für den gefoppten Menschen eine Erwiederung aufzusetzen. Doch als er an einem Abend, wo die muntere Gesellschaft sich spät zusammenfand, selbst Zeuge sein mußte, wie man diesen Menschen zum Besten hielt, ward es ihm nicht wohl, und er würde sich nicht weiter auf die Sache eingelassen haben, hätte nicht die Erscheinung eines Mädchens, einer Verwandten der beiden jungen Leute, in deren Hause man zusammengekommen war (man nannte sie Gretchen), einen wunderbaren Eindruck auf ihn geübt, den ersten, den ein weibliches Wesen auf seine Seele machte. Nur das Verlangen, diese, der zu Liebe er auch in die Kirche ging, wo er sie bald ausgespürt hatte, näher kennen zu lernen, ließ ihn auf den Wunsch eingehn, eine Antwort, welche der gefoppte junge Mensch von der vorgeblichen Geliebten erwartete, recht zierlich zu dichten. Da er sich dabei dasjenige dachte, was er selbst gern von Gretchen vernommen hätte, schrieb er alles aus ihrer Gestalt, ihrem Wesen, ihrer Art und ihrem Sinn so lebendig heraus, daß er selbst davon entzückt war. Wie dieser Brief eine nähere Verbindung mit Gretchen veranlaßte, auf deren dringendes Verlangen er ihn zurücknahm, und wie dieses Verhältniß sich dann weiter ent-

wickelte, hat Goethe unvergleichlich erzählt. Von Liebesliedern ist dabei gar keine Rede, nur von bestellten Gelegenheitsgedichten, zu welchen der zum Jüngling heranwachsende Knabe zum Vortheile der Gesellschaft sich hergab, aber Goethes spätere Darstellung, bei welcher wohl die Erinnerung manche Lücke dichterisch ergänzt, anderes, was sich dem Laufe der Erzählung nicht wohl einfügte, übergangen ist, schließt solche keineswegs aus. Das Uebermaß des Schmerzes über den unglücklichen Ausgang des Liebesverhältnisses, dessen Entdeckung ihm die besorgte Mutter am Morgen des 4. April 1764 mittheilte, ließ ihn zu keiner Sammlung kommen, diesen dichterisch auszuprägen; rastlos malte er sich das Unglück seiner Freunde, vor allem der Geliebten aus, bis die ihn folternde Unruhe ihn in eine Krankheit stürzte. Nur allmählich richtete sich sein Gemüth durch den freundlichen Umgang mit einem jüngern ihm beigegebenen Manne wieder auf. Aber die Lust an der Dichtung war zunächst ganz gewichen; sein ganzes Streben wandte sich leidenschaftlich dem Zeichnen nach der Natur zu, da ihn nichts mehr zu Menschen zog. Dieser menschenfeindliche Zustand konnte indessen nicht lange dauern; bald stellte sich das besonders durch Schwester und Mutter genährte Verlangen nach einem befreundeten Kreise wieder ein, und so gestaltete sich ihm das Leben wieder heiter im vertrauten Kreise von Freunden und Freundinnen. Daß die Dichtung auch wieder von neuem sich regte, war sehr natürlich, nur eine frische Herzensblüthe konnte sie noch nicht treiben. Er versuchte sich in den mannigfachsten Formen, auch in der dramatischen, da ihn das Gefühl belebte, zum Dichter geboren zu sein, und der Dichterruhm ihm als höchster Lohn galt. Von seiner Leier klang damals manch stolzes Lied, wie er bald darauf seinem Freunde Riese aus Leipzig schrieb, dessen Ohren manchmal von seinen

Versen gegellt hätten. Was Goethe von damaligen kleinen Lustpartien erzählt, die man „poetisch zugestutzt" habe, betrifft nachweislich eine spätere Zeit. Sehr zufällig sind uns zwei Gedichte dieser Zeit erhalten. Das eine sind Stammbuchverse, die Goethe an dem Geburtstage vor seiner Reise nach Leipzig seinem Freunde Fr. M. Moors schrieb.*) Er spottet hier über die auch von Voltaire getroffene sogenannte „beste Welt" (Gleims Gedicht „die beste Welt" fällt sieben Jahre später) und bemerkt am Schlusse, wie jeder Autor durch etwas Gewisses zum Schreiben getrieben werde, so treibe ihn das Verlangen, nicht gern vom Freunde vergessen zu sein.

Dieses ist das Bild der Welt,
Die man für die beste hält!
Fast wie eine Mördergrube,
Fast wie eines Burschen Stube,
Fast so wie ein Opernhaus,
Fast wie ein Magisterschmaus,
Fast wie Köpfe von Poeten,
Fast wie schöne Raritäten,
Fast wie abgesetztes Geld,
Sieht sie aus, die beste Welt.

Risum teneatis, amici.**)

Es hat der Autor, wenn er schreibt,
So was Gewisses, das ihn treibt.
Der Trieb zog auch den Alexander
Und alle Helden miteinander.
Drum schreib' ich auch allhier mich ein;
Ich möcht' nicht gern vergessen sein.

Das Gedicht beginnt mit einer zehnzeiligen Strophe von Versen aus vier Trochäen; je zwei Verse reimen aufeinander und das erste und letzte Reimpaar haben denselben Reim, ja der letzte

*) Er unterzeichnet sich als „der schönen Wissenschaften Liebhaber".

**) Aus Horaz A. P. 5, mit humoristischem Spotte über diese bunte Zusammenstellung, bei welcher er auch der Dichterköpfe nicht schont.

Vers endet auf dasselbe Wort wie der erste; unvollständige und volle Verse wechseln. Die Schlußstrophe besteht aus sechs vierfüßigen Jamben, von denen die beiden mittlern eine Silbe mehr haben; auch hier reimt Vers auf Vers; einen Anapäst an der Stelle des Jambus hat der Dichter sich nicht erlaubt. Solche paarweis hintereinander reimende Verse, sowohl männlich oder weiblich ausgehende als mit männlichem und weiblichem Ausgang wechselnde, waren schon im Kirchen- und Volksliede gangbar und damals sehr verbreitet. Zuweilen brauchte man zum Schlusse drei Reimverse oder schloß, nachdem man mit männlichen und weiblichen Versen gewechselt hatte, mit mehrern männlichen oder mit einem reimlosen Verse, und auch sonst erlaubte man sich mancherlei Wechsel. Am kunstvollsten sind diese Maße, wenn sie in bestimmte Strophen sich gliedern; so finden wir bei Gleim und Uz Gedichte in sechsversigen Strophen wie die sechs letzten Verse unseres Stammbuchspruches; aber auch die Wiederkehr desselben Reimes am Anfange und Ende gibt einen Abschluß. Eine ganz ununterbrochene Reihe paarweis männlich oder weiblich reimender Verse, wie wir sie im Volks- und Kirchenliede und bei den obengenannten Dichtern finden, hat sich Goethe nicht gestattet. Das andere Gedicht sind die poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi (vermischte Ged. 66), die Goethe auf Verlangen entworfen hatte. Da sie am Anfange des Jahres 1766 bloß mit Andeutung der Anfangsbuchstaben von Goethes Namen in einer frankfurter Zeitschrift erschienen, so könnte man denken, ein Verwandter des jungen Studirenden zu Leipzig, etwa sein Oheim der Pfarrer Starck, habe das Gedicht, zu welchem er ihn aufgefordert hatte, später, da es ihm besonders gefiel, einrücken lassen. Es ist in derselben zehnversigen Strophe geschrieben, die wir besonders bei J. A. Cramer

finden. Sie besteht aus zwei häufig einzeln verwandten Theilen. Im ersten sechsversigen reimen der dritte und sechste Vers männlich aufeinander, die andern paarweis weiblich; die vier Verse des zweiten reimen abwechselnd, und auch hier geht der weibliche Reim voran. Die Form ist kunstvoller als in den sonst vielgebrauchten aus zwei Systemen von vier Versen mit einem einzelnen Reimpaar am Anfange, in der Mitte oder am Schluß. Unser Gedicht des sechszehnjährigen Goethe zeichnet sich durch große Kraft, Gewandtheit und Reinheit der Sprache aus, und läßt sein Vorbild Cramer weit hinter sich. Die Reime sind bezeichnend und meist ganz rein; viermal reimen in diesen sechzehn Strophen **i** und **ü**; außerdem sind nur die unreinen Reime zerstöret beschweret und Majestät steht zu bemerken. Fast könnte man an eine spätere Nachhülfe von Seiten des Einsenders denken, doch fließt das Ganze zu leicht und ungezwungen, und ist die Sache an sich sehr unwahrscheinlich. Viehoff läßt den jungen Dichter selbst zum Zwecke der Aufnahme in die Zeitschrift das vor drei Jahren geschriebene Gedicht einer Nachfeile unterwerfen, was er dadurch stützen zu können meint, daß die Ode diesem noch mehrere Jahre später gefallen habe. Beim Abdruck in den Werken dürfte sie kaum wesentlich verändert worden sein.

In Leipzig sollte Goethe bald zu einer andern Beurtheilung seiner dichterischen Versuche gelangen, von denen er so viele mit sich genommen hatte. Freilich in der ersten Zeit war er noch ganz von Selbstbewußtsein erfüllt. Er brachte sein Trauerspiel Belsazar*) in den von den meisten Kritikern für das Trauerspiel empfohlenen fünffüßigen Jamben, welche Versart auch seinem „Trauerspielmädchen“ (wahrscheinlich Franziska Crespel in Frankfurt) ge-

*) Den Stoff führte später Christian von Stolberg aus zum Spotte der Xenien (23).

fallen hatte, fast zu Ende, was er seinem Freunde Riese in dieser selben Versart mittheilt, worauf er in Hexametern ein launiges Bild von Gottsched entwirft*) und zum Schlusse in Alexandrinern die Klage eines in Göttingen studirenden Freundes über Mangel an Mädchen verspottet. Der Aufforderung, die Vermählung seines Oheims, des Advokaten Joh. Jost Textor, am 17. Februar 1766 durch ein Gedicht zu feiern, konnte er sich nicht entziehen, obgleich er schon damals den Glauben an seine Dichtergabe verloren hatte. Da er der Lage selbst nichts abgewinnen konnte, so suchte er durch eine pomphafte Einkleidung seiner Pflicht zu genügen, indem er die Götter sich über des Oheims Heirat im Olymp berathen ließ. Die Göttinnen der Liebe (Venus) und des Rechts (Themis) haben sich deshalb überworfen, Amor aber gewinnt durch seine Schelmenstreiche den Prozeß. Das Gedicht fand zu Hause viel Beifall und dem jungen Dichter selbst schien es nicht ganz mißglückt. Gegen Ende April schreibt er wieder seinem Freunde Riese in denselben jambischen Versen, wie früher, aber diesmal vernehmen wir, bald nach seiner Ankunft habe er eingesehen, daß sein eingebildeter erhabener Flug nichts als das Bemühen eines Wurmes gewesen, der dem Adler gleich zur Sonne zu schwingen sich sehne, daß er noch keine Schwingen, um emporzurudern, habe, welche die Götter ihm vielleicht niemals geben würden. In demselben Briefe an Riese schildert er seine Liebe zur Einsamkeit in den geläufigen, abwechselnd reimenden vierfüßigen jambischen Versen:

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich, entfernt von jedermann,
Am Bache, bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann.

---

*) Nach von Löpers Bemerkung benutzte Goethe hierzu eine Stelle aus Weißes Poeten nach der Mode.

Sein Gefühl, wenn er vergebens nach seinen Freunden und Mädchen seufze, führt er in zwölf gleichfalls gereimten jambischen Versen aus, in welchen auf zwei gleiche vierversige Systeme zwei Reimpaare folgen, von denen das dritte auf den unmittelbar vorhergehenden Vers reimt, dreimal bedeutend kürzere Verse eintreten.

Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug' wird trüber,
Der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher so sanft erscholl.
Kein Vogel singt in den Gebüschen,
Der grüne Baum verdorrt.
Der Zephyr, der mich zu erfrischen
Sonst wehte, stürmt und wird zum Nord
Und trägt entrissne Bäume fort.
Voll Zittern flieh' ich dann den Ort,
Ich flieh' und such' in öden Mauern
Einsames Trauern.

Die Art, wie Gellert Goethes Gedichte und selbst seine prosaischen Romane in Briefen behandelte, wie er vom Dichten abrieth und auf die großen Anforderungen hinwies, welche man an ein gutes Gedicht stelle, der Mangel eines eigenen Maßstabes zur Beurtheilung und die quälende Unsicherheit, ob er je ein Ziel erreichen werde, dem er sich schon so nahe gewähnt hatte, wohl auch der Umstand, daß er keinen Freund hatte, der an seinen Dichtungen Antheil nahm, brachten ihn zu wahrhafter Verzweiflung; in einem Ausbruche derselben verbrannte er auf dem Küchenherde alle seine dichterischen Arbeiten, die er mitgebracht oder in Leipzig begonnen hatte. Hiermit war er auf einmal von der breiten Weitschweifigkeit und behaglichen Selbstgefälligkeit, dem schlimmsten Feinde junger Dichter, befreit; dafür

aber, daß er in der Verzweiflung nicht beharre, sondern allmählich der Dichtung wiedergewonnen werde, war schon gesorgt.

Als Goethes Landsmann, der zehn Jahre ältere Johann Georg Schlosser, der, als Geheimsekretär zum Prinzen Eugen von Württemberg nach Treptow in Hinterpommern berufen, auf seiner Hinreise nach Leipzig kam, ließ dieser ihn dichterische und prosaische Arbeiten sehn, welche ihn nach dessen Abreise zu dichterischen Briefen an Schlosser über Gegenstände ihrer Unterhaltung veranlaßten, doch waren diese zum Theil in fremden Sprachen geschrieben, französisch, englisch und italienisch. Zu diesen gehört wohl ein englisches Gedicht, in welchem er sich über den Mangel an dichterischen Stoffen beklagte. Seine Uebung in französischen Alexandrinern beweist ein Gedicht an seinen Freund Trapp vom 2. Juni. Durch Schlosser war er auch zu einer kleinen, sehr angenehmen Tischgesellschaft gekommen. Die Gespräche mit diesen gebildeten Personen, besonders mit dem Hofmeister eines Freiherrn von Friesen, Pfeil aus Freiberg, dessen „Geschichte des Grafen von P." seit 1755 schon ein paar Auflagen erlebt hatte, die Stunden bei dem Prof. Clodius, in welchen dieser ihm vorgelegte Aufsätze und Gedichte genau durchnahm und ihre Fehler scharf bezeichnete, eigenes Nachdenken und Vergleichung der bessern neuern Erscheinungen, unter denen Lessings Minna von Barnhelm den wichtigsten Eindruck auf ihn übte, brachten ihn zur Ueberzeugung, daß das Streben nach Bestimmtheit, Präzision und Klarheit allein aus der Schwäche und verwässernden Breite, an welcher die deutsche Dichtung leide, herausführen könne. Auch that ihm Clodius durch eine sehr scharfe Beurtheilung seines Hochzeitsliedes auf den Oheim einen sehr guten Dienst, indem er den Mißbrauch der mythologischen Figuren ernst rügte, deren Anwendung er als eine Verirrung pedantischer Zeiten

verurtheilte; denn der junge Dichter wurde von dem Ungehörigen und Leeren dieses mythologischen Plunders so sehr überzeugt, daß er, wie er sagt, diese auf immer verschwor und sich nur noch die so fest eingebürgerten Namen des Amor und der Luna gestatten wollte. Daß dies nicht ganz streng zu nehmen ist, wird sich später zeigen. Die richtige Einsicht aber, daß es in der Dichtung nur auf die reine Stimme der Natur und klare Anschaulichkeit ankomme, wandte sich gegen seinen Lehrer selbst, der in seinen bei festlichen Gelegenheiten angefertigten Gedichten als Nachahmer Ramlers auftrat, wobei er eine besondere Stärke in dem Gebrauche volltönender fremder Wörter suchte. Da war es nun ein zu Schlegels Hermann in Alexandrinern geschriebener Prolog von Clodius, mit welchem am 6. Oktober das neue Theater eröffnet wurde, der durch die reich eingestreuten fremden Namen Goethes Spott so sehr aufreizte, daß er, als er eines Nachmittags mit einigen Freunden in den großen Kohlgärten beim Kuchenbäcker Samuel Händel die trefflichsten Kuchen verzehrte, in achtzehn Alexandrinern zu Ehren des Kuchenbäckers die von Clodius gebrauchten Fremdwörter auf lustige Weise vereinigte. Der bald darauf aufgeführte Medon von Clodius reizte Goethe zu einem parodistischen Prolog Harlekins, der von seinem Freunde Horn in der Wirthsstube aufgeführt wurde. Neben Clodius hörte Goethe auch die Vorlesungen von Gellert über Batteux von den schönen Wissenschaften, aus denen er freilich mancherlei lernen konnte, aber sie wurden ihm öde und ungemüthlich, da der grämliche Mann keine Ahnung von der aus vollem Herzen strömenden Dichtung hatte und von den neuern berühmten Dichtern keinen einzigen anführte, weder Klopstock noch Gleim, weder Wieland noch Lessing. Wichtig wurde dagegen für Goethes Geschmacksbildung der Unterricht und Umgang mit dem berühm-

ten Freunde Winckelmanns, dem Maler und Zeichenlehrer Oeser, der ihn auf das Bedeutende hinwies und ihn die Verdienste der Kunst würdigen lehrte. Daneben riß Lessings eben erschienener Laokoon den jungen Dichter „aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hin". Auch Wielands Agathon ließ ihn den Werth künstlerischer Behandlung empfinden. Die Dichtungen Shakespeares, den Oeser auf dem Vorhang des neuen Theaters in etwas wunderlicher Weise angebracht hatte, lernte er damals nur durch die Auszüge in Dodds Beauties of Shakespeare kennen.

Unterdessen hatte ihn die Liebe zur Tochter des Hauses ergriffen, in welchem er zu Mittag speiste und auch meist Abends sich einfand. Seltsamer Weise stellte er sich, damit die Liebe zu dieser nicht seinen frankfurter Bekannten verrathen werde, in ein vornehmes Fräulein verliebt, gegen die er sich auf eine solche Weise betrug, daß er seinen Jugendgenossen halb verrückt vorkam, doch dauerte dieser Zustand nicht lange; bald wurde sein Verhältniß zu der hübschen und muntern Wirthstochter, der ins einundzwanzigste Lebensjahr getretenen Anna Katharina Schönkopf, seinem Käthchen oder Aennchen, ganz offen und gemüthlich. Jetzt wagte er auch sich wieder in mancherlei kleinen Gedichten zu versuchen, unter denen aber kein eigentlich auf die Geliebte bezügliches Liebeslied ist, was sich daraus erklärt, daß er trotz seiner innigen Liebe, seiner Familienverhältnisse wegen, keine Hoffnung hegen durfte, sie je die Seine zu nennen. Es war eben nur das Verhältniß heiterer vertraulicher Freundschaft, wie es damals, ohne Anstoß zu erregen, zwischen Jünglingen und Mädchen stattfinden konnte. Nur die Eifersucht auf Aennchen und die Reue, sie dadurch gekränkt zu haben, erregte zuweilen seine dichterische Glut. Als er im Frühling 1767 einen Linden-

baum, in dessen glatte Rinde er den Namen der Geliebten über den längst dort stehenden eigenen eingeschnitten hatte, zufällig wieder sah, und bemerkte, wie der aus den Einschnitten ihres Namens herabfließende Saft die schon hart gewordenen Züge des seinigen benetzte, ward er durch die Thränen, welche er sie also über ihn weinen sah, äußerst bestürzt, da er sich erinnerte, wie oft er durch seine Unarten ihre Thränen hervorgerufen habe; er eilte zu ihr, erzählte ihr die Sache, erklärte sich bereit, ihr Alles doppelt und dreifach abzubitten und verwandelte dieses Ereigniß in eine Idylle, die er niemals ohne Rührung lesen konnte. Mehrere Monate später, vielleicht in den Herbst, fällt das aus ähnlichem Gefühl seiner Schuld und Reue hervorgegangene Schäferspiel die Laune des Verliebten. In diesem in Alexandrinern geschriebenen Schäferspiel findet sich nur ein einziges kleines Lied aus vier paarweis reimenden jambisch-anapästischen Versen, in welchen auf einen Jambus drei Anapäste folgen. Dasselbe dürfte kaum später eingelegt und wenig verändert worden sein. In den Winter 1766 auf 67 darf man auch wohl einzelne kleine Gedichte setzen, zu welchen Kupferstiche und Zeichnungen der leipziger Sammlungen ihn aufregten. Er suchte hier den vorhergehenden oder nachfolgenden Zustand der dargestellten Personen zu bezeichnen, legte ihnen auch wohl ein Liedchen in den Mund. Dieser Zeit könnten auch die Gedichte angehören, welche verschiedene Anbeter der Sängerin Corona Schröter, welche ihn zu ihren Vertrauten machten, zu Ehren derselben „drucken und ausstreuen" lassen wollten; denn es scheint doch, daß sie dabei auch die Muse des jungen, selbst in Corona verliebten Dichters benutzt haben werden. Unter den Lieblingsdichtern Goethes waren Gleim, aus dem er eine wenig veränderte Strophe am 12. Mai 1767 einem Freunde ins Stammbuch schrieb, und

Zachariä, von dem er Lieder mit der Geliebten zum Klaviere sang. Weniger zogen ihn wohl J. G. Jacobis 1764 erschienene poetische Versuche an. Der damals im besten Rufe stehende Zachariä, dessen Bruder unter Goethes Tischgenossen war, kam von Braunschweig zu Ostern auf drei Wochen nach Leipzig, wo die ganze Tischgenossenschaft durch ihn sich höchlich geehrt und durch seine liebenswürdige und geistreiche Unterhaltung gehoben fühlte. Nach seinem Abschied beklagte Goethe den Verlust seiner Gesellschaft in einer ganz in der gezierten Weise der Zeit gehaltenen, der olympischen Götter nicht schonenden überspannten, geschraubten Ode. Das Gedicht ist in vierzeiligen Strophen geschrieben; die Verse sind rein jambisch, aber von verschiedener Länge; von den beiden weiblichen Versen ist 1 sechs-, 3 fünffüßig, von den männlich reimenden hab'en 2 vier, 4 drei Füße. Bei Uz finden wir ähnliche Strophen, wo der dritte oder vierte Vers länger ist. Der ganze Apparat der ramlerschen Ode ist hier verbraucht, so daß Clodius wohl berechtigt gewesen wäre, so unbarmherzig wie gegen das unglückliche Hochzeitsgedicht gegen diese Freundschaftsode seines Spötters loszufahren, der sich am Schlusse die Fußschwingen des Merkur wünscht, um Zachariä zur Ocker zu folgen. Goethe wird wenig erbaut gewesen sein, als neun Jahre später das Gedicht im leipziger Musenalmanach unter seinem Namen erschien. Jetzt steht es unter den Gedichten an Personen.

Im Frühjahr und Sommer muß der junge Dichter sich in mancherlei kleinen Sachen versucht haben, da sein wunderlicher Freund Behrisch seine Gedichte unter der Bedingung, daß er nichts davon drucken lasse, auf die reinlichste Weise abzuschreiben versprach, was er denn auch mit großen Eifer that; er unterließ aber dabei nicht, ihn dringend aufzufordern, dabei die höchste Sorgfalt anzuwenden, da man solche Opfer von Zeit, Talent und An-

strengung nicht an etwas Leeres und Ueberflüssiges verschwenden dürfe. Goethe berichtet, die Richtung seines Dichtens, das er um so eifriger getrieben, als die Abschrift schöner und sorgfältiger vorgerückt, habe sich nun glücklich zum Natürlichen und Wahren hingeneigt, und seien auch die Gegenstände nicht immer bedeutend gewesen, immer habe er doch sich rein und scharf auszudrücken gesucht. Von allen diesen Gedichten ist uns nichts erhalten, dagegen dichtete er im Herbste, nachdem Behrisch von Leipzig nach Dessau gegangen war, drei schwermüthige, nebelhaft überspannte Oden an diesen (vermischte Ged. 4—6), die nichts weniger als den natürlichen Ausdruck schmachtender Freundschaft zeigen. Sie sind in vierzeiligen reimlosen Strophen geschrieben, bei denen der Dichter sich die willkürlichste Bewegung gestattet hat, da er neben kleinen jambischen und jambisch-anapästischen trochäische, trochäisch-daktylische und daktylische Verse braucht. Diese Verse steigen von ⏑ — ⏑ bis zu den vierfüßigen Jamben:

Da springen die Riegel: frei bin ich wie Du.
Des letzten Jahres Flügelspeichen.

Es war wohl der erste Versuch des Dichters in reimlosen freien Versen, etwa in Nachahmung Klopstocks, dessen freie Oden aus den Jahren 1754—1766 aber damals noch nicht in vierzeilige Strophen abgetheilt waren. Bis dahin hatte man bei der Abtheilung in gleichzeilige Strophen immer ein festes Maß befolgt; so auch Zachariä in den drei Oden Klagen eines unglücklichen Liebhabers. Goethe war vielleicht der erste, der diese freien Verse, die Lessing nichts weniger als empfohlen hatte, in Strophen von bestimmter Verszahl anwandte. Außer diesen Oden besaß Behrisch von Goethe noch Lieder, auch eine Hymne an Flora, welche Ende 1818 nebst seinen Briefen aus den Jahren 1767 und 1768 und einigen spätern in des Dichters Hände kamen.

Bald nach der Trennung von Behrisch scheint Goethe, der sich damals von seiner Geliebten in Folge seiner ewigen eifersüchtigen Quälerei aufgegeben sah, mit der ältern Tochter Oesers, einem heiter anmuthigen, launigen und verständigen Mädchen (sie war ein Jahr älter als der junge Dichter), das er häufig auf dem nahen Gute zu Dölitz besuchte, in nähere Verbindung getreten zu sein. Von dieser Zeit bis zu der Krankheit, welche ihn im Juli 1768 befiel, ist der größte Theil der Lieder gedichtet, welche im folgenden Jahre kurz vor Michael bei Breitkopf und Sohn gedruckt wurden (in den Laden kamen sie am 3. Oktober), unter dem Titel: „Neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf." Der Goethe befreundete Tonsetzer hatte sich bereits durch eine Menuetsammlung bekannt gemacht. Von den zwanzig Liedern finden sich neun auch in dem Friederike Oeser gewidmeten Hefte „Lieder mit Melodien", das dazu noch folgendes, später in der von W. G. Becker herausgegebenen poetischen Wochenschrift die Muse (im Stücke vom 6. Juli 1776) unter Goethes Namen, wohl nach jenem Hefte im Besitze von Fr. Oeser erschienene Gedicht enthielt:

An die Venus.

Große Venus, mächtge Göttin,
Schöne Venus, hör' mein Flehn.
Nie hast du mich
Unter Krügen vor dem Bacchus
Auf der Erde liegen sehn.

Keinen Wein hab' ich getrunken,
Den mein Mädchen nicht gereicht.
Nie getrunken,
Daß ich nicht voll gütger Sorge
Deine Rosen erst gesäugt.

Und dann goß ich auf dies Herze,
Das schon längst dein Altar ist,

Von dem Becher
Güldne Flammen, und ich glühte,
Und mein Mädchen ward geküßt.

Dir allein empfand dies Herze;
Göttin gib mir einen Lohn.
Aus dem Lethe
Soll ich trinken, wenn ich sterbe.
Ach, befreie mich davon!

Laß mir, Gütige (dem Minos
Sei's an meinem Tod genug!)
Mein Gedächtniß;
Denn es ist ein zweites Glücke
Eines Glücks Erinnerung.*)

In den fünfzeiligen Strophen reimen nur V. 2 und 5, was so zu fassen, daß der kurze dritte Vers zwischen die beiden gleichen Hälften, in denen nur die männlich auslautenden Verse reimen, eingeschoben ist. Strophen von fünf Versen, in denen entweder drei Verse auf denselben Reim auslauten oder einer ohne Reim ist, finden wir mehrfach bei Gleim und Uz, und schon bei Fleming fehlt die erstere Art nicht. Die von Goethe gewählte Form, welche das Gedicht metrisch in zwei ungleiche Hälften theilt, ist nicht gerade künstlerisch. Ganz reimlos wäre sie jedenfalls passender. Ein zwischen zwei Reimpaare tretender reimloser Vers findet sich schon bei Hans Sachs, wie in dem Kirchenliede „Warumb betrübstu dich", aber dort schließt die erste Hälfte mit dem dritten, wie hier, kürzern Verse, während hier der Abschnitt nach dem zweiten durch den einzigen Reim bezeichnet wird. Der Wunsch,

---

*) Die Muse hat V. 5 Erde V. 16 „Nur für dich empfand". Minos als Todtenrichter soll nach V. 21 f. es für Unglück genug halten, daß er gestorben sei, und statt ihn weiter zu bestrafen, ihm auf Bitten der Venus das Trinken aus dem Lethe erlassen.

daß die Erinnerung an das Glück seiner Liebe auch jenseits nicht aus seiner Erinnerung schwinde, wird hier ganz eigenthümlich in ein Gebet an die Liebesgöttin eingekleidet, wobei Pygmalions Flehen an dieselbe zum Vorbilde dient. Der Ausdruck ist zuweilen etwas schwach, wie wenn das Begießen der Rosen als ein Säugen bezeichnet wird. Auch ist es anstößig, daß die Göttin sein ganzes Gedächtniß erhalten soll, da er sich doch nur die Erinnerung an seiner Liebe Glück erbitten sollte. Den sehr unreinen Reim gereicht gesäugt hat der Dichter sich nicht versagt; doch er selbst hat das Gedicht verworfen, da er es von seinen neuen Liedern ausschloß.

Die anderen in diesem Hefte enthaltenen Lieder sind Amors Grab (Nach dem Französischen), Wunsch eines jungen Mädchens, Unbeständigkeit, die Nacht, der Schmetterling, das Schreien (Nach dem Italienischen), Liebe und Tugend, das Glück (An mein Mädchen) und die Freuden. Bloß diese Lieder dürften gesetzt gewesen sein, als Goethe das Heft Friederiken gab, was erst kurz vor seinem Abgange von Leipzig geschehn sein wird. Friederike ärgerte sich über diese Lieder, da sie ihr frivol schienen. Goethe ließ Freund Breitkopf noch andere Lieder zur Komposition zurück, und sandte auch später von Frankfurt nachweislich noch ein paar, so das den Anfang des leipziger Liederbuches bildende Neujahrslied, das er gegen Ende des Jahres 1768 drucken ließ und an sein für ihn verlorenes Aennchen sandte, wie sein Brief vom 30. Dezember beweist. Nach diesem ersten Drucke erschien es im Dezember 1769 in den hamburger Unterhaltungen mit einer Melodie vom Musiklehrer Löhlein in Leipzig. Erst später theilte Goethe das Gedicht mit einigen Veränderungen Breitkopf mit; besonders ward der Schluß verändert, da das Lied den Anfang der Sammlung bilden sollte.

Den Ton dieses Neujahrsliedes nahm Goethe von der gangbaren Weise der Neujahrsdevisen. Noch 1796 dichtete Schiller Neujahrsverse für den Guckkastenmann des Buchhändlers Spener in Berlin. Bei Breitkopf lautet es also:

Wer kömmt? Wer kauft von meiner Waar'?
Devisen auf das neue Jahr
Für alle Stände.
Und fehlt auch einer hier und da,
Ein einz'ger Handschuh paßt sich ja
An zwanzig Hände.

Du Jugend, die du tändelnd liebst,
Ein Küßchen um ein Küßchen gibst,
Unschuldig heiter,
Jetzt lebst du noch ein wenig dumm;
Geht nur erst dieses Jahr herum,
So bist du weiter.

Die ihr schon Amors Wege kennt,
Und schon ein Bischen lichter brennt,
Ihr macht mir bange.
Zum Ernst, ihr Kinder, von dem Spaß!
Das Jahr zur höchsten Noth noch das,
Sonst währt's zu lange.

Du junger Mann, du junge Frau,
Lebt nicht zu treu, nicht zu genau,
In enger Ehe.
Die Eifersucht quält manches Haus,
Und trägt am Ende doch nichts aus
Als doppelt Wehe.*)

Der Wittwer wünscht in seiner Noth
Zur selgen Frau durch schnellen Tod
Geführt zu werden.

*) In den Unterhaltungen steht V. 6 auf zwanzig, V. 10 ein bischen, V. 11 nur noch, V. 12 so kommst, V. 14 ein wenig, V. 15 mich, V. 21 in Eurer.

Du guter Mann, nicht so verzagt!
Das, was dir fehlt, das, was dich plagt,
Findst du auf Erden.*)

Ihr, die ihr Misogyne**) heißt,
Der Wein heb' Euren hohen Geist
Beständig höher.
Zwar Wein beschweret oft den Kopf,
Doch der thut manchem Ehrentropf
Wohl zehnmal weher.

Der Himmel geb' zur Frühlingszeit
Mir manches Lied zur Munterkeit,
Und Euch gefall' es.
Ihr lieben Mädchen, singt sie mit,
Dann ist mein Wunsch am letzten Schritt,
Dann hab' ich alles.

Dem launig frivolen Tone der Zeit, der in dem ganzen Gedichte herrscht, entsprach viel besser die frühere Fassung der Schlußstrophe:

Mir Armen, jetzt der Mädchen Hohn,
Mir helfe doch Cytherens Sohn
Zu meinen Waden!
Da nehm' ich wohl auf meinen Leib
Im künftgen Jahr ein junges Weib.
Das kann nicht schaden.

---

*) Die Strophe lautete früher:
Die ihr des Gatten Tod beklagt,
Und aller Welt Valet gesagt,
Adieu der Freite!
Es ist gar manche Nacht im Jahr,
Und wenn die erste ruhig war,
War es dann auch die zweite?

**) Dafür steht in den Unterhaltungen das deutsche Hagestolze, das wohl von Löhlein statt des Fremdwortes gesetzt wurde.

Solche sechszeilige, in zwei Hälften zerfallende Strophen waren in mannichfacher Form sehr verbreitet. Der Knabe kannte sie schon aus Volks- und Kirchenliedern, auch aus Fleming, Canitz, Creuz, und sie lag auch der zehnzeiligen Strophe der Ode auf die Höllenfahrt Christi zu Grunde. Bei Gleim, Uz, Kästner u. a. kommen sie häufig vor. Auch der jugendliche Schiller hat sich dieser Reimform sowohl trochäisch als jambisch bedient. Der dritte und sechste Vers sind meist kürzer, doch nur um eine Sylbe, seltener um anderthalb Fuß, wie hier, wo diese Abweichung neckisch wirkt. Gleim hat einmal in der trochäischen Form als kleinen Vers — ⌣ —. Bei Zachariä findet sich einmal die hier von Goethe gewählte kürzere Form blos im sechsten Verse; sonst hat dieser auch in beiden Versen ⌣ — ⌣ ⌣ — Dem launigen Charakter entspricht die gewählte Versform sehr wohl. Der Ausdruck verräth an sich noch nicht den großen Dichter, aber vergleicht man damit andere in den gleichzeitigen Musenalmanachen sich hervorwagende Gedichte, so erkennt man doch eine vergleichungsweise große Bestimmtheit und frischen Fluß der dem jungen Dichter leicht zu Gebote stehenden Sprache.

Höchst wahrscheinlich schickte er auch erst von Frankfurt aus, wohl gleichzeitig mit dem Neujahrslied, die den Schluß des Liederbuches bildende Zueignung, welche in derselben Reimform gedichtet ist, nur daß der dritte und sechste Vers in gangbarer Weise einen Fuß länger sind.

Da sind sie nun! Da habt ihr sie!
Die Lieder, ohne Kunst und Müh
Am Rand des Bachs entsprungen.
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab' sie so gesungen.

Sie singe, wer sie singen mag!
An einem hübschen Frühlingstag
Kann sie der Jüngling brauchen.
Der Dichter blinzt von ferne zu;
Jetzt drückt ihm diätetsche Ruh
Den Daumen auf die Augen.

Halb scheel, halb weise sieht sein Blick
Ein bischen naß auf Euer Glück
Und jammert in Sentenzen.
Hört seine letzten Lehren an:
Er hat's so gut, wie Ihr gethan
Und kennt des Glückes Grenzen.

Ihr seufzt und singt und schmelzt und küßt,
Und jauchzet, ohne daß Ihr's wißt,
Dem Abgrund in der Nähe.
Flieht Wiese, Bach und Sonnenschein,
Schleicht, sollt's auch wohl im Winter sein,
Bald zu dem Herd der Ehe.

Ihr lacht mich aus und ruft: „Der Thor!
Der Fuchs, der seinen Schwanz verlor;
Verschnitt' uns gern jetzt all'".
Doch hier paßt nicht die Fabel ganz;
Das treue Füchslein ohne Schwanz,
Das warnt Euch*) für den Fall.

Mit Recht bemerkt Otto Jahn, so wahr und tief, so einfach und schön, wie die drei ersten Strophen des Gedichtes die Stimmung ausdrückten, habe es damals kaum ein anderer Dichter vermocht. Der Schluß deutet auf einen unter den Leipziger Bekannten gangbaren Scherz hin. Am 1. Juni schreibt Goethe

*) Daß so statt auch zu lesen sei, hat Tieck richtig gefühlt. Die Erwiederung fordert eine Anrede, und der Gedanke bleibt schief, wenn man erklären will: „Das Füchslein leidet nicht allein in Folge seiner eigenen Thorheit, sondern warnt auch andere vor ähnlichem Beginnen."

an seine Freundin Anna Katharina Schönkopf, deren Verlobung er eben erfahren hatte: „Wie ich die Lieder machte, da war ich ein anderer Kerl, als ich jetzt bin. Das arme Füchslein! Wenn Sie sehen sollten, was ich den ganzen Tag treibe, es ist ordentlich lächerlich.“ Wenn er in demselben Briefe bemerkt, seine Lieder seien noch immer nicht gedruckt, so muß die Freundin durch seinen Freund Horn von dem beabsichtigten Drucke vernommen haben, der wohl nach Ostern beginnen sollte, wozu Goethe kurz vorher noch wenigstens das Neujahrslied und die Zueignung geschickt hatte. Bereits am 1. Februar äußert er gegen Friederike Oeser, seine Lieder mit Melodien würden auf Ostern gedruckt. Wahrscheinlich hatte er schon damals jene beiden neuen Gedichte geschickt. Wenn Goethe in einem Briefe an Frau von Stein die leipziger Liedersammlung „Knospen und Blüthen des Jahres 1769“ nennt, so läßt er nach einer auch sonst vorkommenden Verwechslung seinen Aufenthalt in Leipzig bis in dieses Jahr dauern.

Später hat Goethe nach und nach sämmtliche Lieder der Sammlung, zum Theil mit größern Veränderungen, in seine Gedichte aufgenommen; es fehlt in diesen außer den beiden angeführten nur noch das Kinderverstand überschriebene, bei dem Gleims Lied Kinderfragen zu Grunde liegt.

In großen Städten lernen früh
Die jüngsten Knaben was;
Denn manche Bücher lesen sie,
Und hören dies und das
Vom Lieben und vom Küssen;
Sie brauchtens nicht zu wissen.
Und mancher ist im zwölften Jahr,
Schon klüger, als sein Vater war,
Da er die Mutter nahm.

Das Mädchen wünscht von Jugend auf
Sich hochgeehrt zu sehn;
Sie ziert sich klein und wächst herauf
In Pracht und Assembleen.
Der Stolz verjagt die Triebe
Der Wollust und der Liebe;
Sie sinnt nur drauf, wie sie sich ziert,
Ein Aug' entzückt, ein Herze rührt,
Und denkt ans andre nicht.

Auf Dörfern siehts ganz anders aus;
Da treibt die liebe Noth
Die Jungen auf das Feld hinaus
Nach Arbeit und nach Brod.
Wer von der Arbeit müde,
Läßt gern den Mädchen Friede.
Und wer noch obendrein nichts weiß,
Der denkt an nichts, den macht nichts heiß;
So gehts den Bauern meist.

Die Bauermädchen aber sind
In Ruhe mehr genährt,
Und darum wünschen sie geschwind,
Was jede Mutter wehrt.
Oft stoßen schökernd Bräute
Den Bräutgam in die Seite;
Denn von der Arbeit, die sie thun,
Sich zu erholen, auszuruhen,
Das können sie dabei.

Das Gedicht ist das frivolste von allen der Sammlung und ward deshalb von der Aufnahme in die Gedichte mit dem Einleitungs- und Schlußliede ausgeschlossen. Der Gegensatz beider Geschlechter in Bezug auf sinnliche Begierde in der Stadt und auf dem Lande ist nicht ohne Humor in breitem Bänkelsängerton ausgeführt. Die neunzeilige Strophe beginnt mit vier abwechselnd reimenden jambischen Dimetern, daran schließt sich ein um eine

Silbe längeres Reimpaar, dann wieder zwei sich reimende Dimeter, zum Schlusse ein nicht reimender Vers von drei Jamben. Der kürzere reimlose Schlußvers mit dem weiblichen Reimpaare in der Mitte hat etwas Neckisches. Die Reimform ist dieselbe wie in Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott“, worin aber V. 2, 4 und 9 weiblich auslauten und V. 5—7 andrer Art sind.

Betrachten wir die Versform der übrigen Gedichte des leipziger Liederbuchs, so zeigt sich hier eine große Abwechslung. Nur zweimal finden wir die einfachste Strophenform, die vierzeilige. In dem Gedicht das Schreien (später verschiedene Drohung, Epigrammatisch 20) wechseln vier- und dreifüßige jambische Verse, die alle männlich auslauten. Gewöhnlicher enden die geraden Verse männlich, die ungeraden weiblich oder umgekehrt. Ganz dieselbe Reimform zeigt Gleims Gedicht ein Mädchen von 1766. In der vierversigen epigrammatischen Form ist Amors Grab (jetzt Scheintod, Lieder 37) geschrieben. Schon aus Fleming kannte Goethe solche aus wechselnd oder paarweis reimenden Alexandrinern bestehende „Ueberschriften“. Aber er läßt hier bezeichnend auf zwei fünffüßige zwei sechsfüßige jambische Verse folgen, wobei nach der den Dichtern der Zeit geläufigen Freiheit auch die ungleich langen Verse aufeinander reimen. Fünfmal außer den beiden schon genannten Gedichten finden wir sechsversige Strophen. Das Glück (später Glück und Traum, Lieder 30) ist in der schon besprochenen in zwei Hälften getheilten Strophe gedichtet. Alle Verse sind hier jambische Dimeter, die mit Ausnahme von V. 3 und 6 um eine Silbe gewachsen sind, nach Art der Alexandriner. Davon unterscheidet sich Unbeständigkeit (später Wechsel, Lieder 49) nur dadurch, daß die drei letzten Füße regelmäßig Anapäste sind, wodurch der Dichter eine höchst bezeichnende Versform gewonnen hat. Das Glück

der Liebe (jetzt die Entfernung, Lieder 32) ist ähnlich trochäisch. V. 3 und 6, die aufeinander reimen, sind um eine Silbe verkürzte, die andern paarweis reimenden Verse vollständige Dimeter. In die Liebe wider Willen (Lieder 25) haben wir sechs jambische Dimeter, die wechselnd reimen, nur ist nach dem dritten ein Reimpaar eingeschoben, so daß der Reim zum zweiten Verse erst am Schlusse eintritt. Die Reimfolge ist dieselbe wie in dem Winter von Uz, wo aber der zweite und sechste Vers weiblich auslauten und der zweite länger ist. In dem Gedicht der Schmetterling (später Schadenfreude, Lieder 35) sind der erste und sechste Vers, die aufeinander reimen, trochäische um eine Silbe kürzere Dimeter, die vier mittlern, die abwechselnd reimen, vollständige Dimeter. Eine siebenzeilige Strophe haben wir in dem Gedichte die Reliquie (jetzt lebendiges Andenken, Lieder 31). Sie unterscheidet sich von der gangbaren Reimform a a b c c b nur dadurch, daß drei Reimverse beginnen, wie dies auch sonst in andren Fällen geschieht, wie in Gleims Schöpfung des Weibes, in welcher aber alle Verse männlich, die hier weiblich, und umgekehrt. Unter den sieben Gedichten in achtzeiligen Strophen finden wir fünf, in welchen die Strophe nur die Verdoppelung desselben vierzeiligen Systems ist, eine freilich unkünstlerische Strophenbildung, die aber schon in Kirchen- und Volksliedern bei uns Eingang gefunden hatte, ja die Verdreifachung desselben vierversigen Systems zu einer zwölfversigen Strophe findet sich. Der Knabe hatte sie auch schon bei Fleming, Creuz u. a. gefunden, und die Dichter der Zeit brauchten sie häufig. Dreimal sind diese achtversigen Strophen trochäisch, wo sie abwechselnd reimen; in den Gedichten die Nacht (später die schöne Nacht, Lieder 29) und an die Unschuld (später Unschuld, Lieder 36) tritt der männlich auslautende, in an den Mond

(später an Luna, Lieder 33) der weibliche Vers voran. In den beiden jambischen Gedichten, der wahre Genuß (später wahrer Genuß, Lieder 26) und Hochzeitlied (später Brautnacht, Lieder 34), sind die geraden Verse Dimeter, die ungeraden haben eine Silbe mehr. Eine andere Form der achtversigen Strophe finden wir in Liebe und Tugend (später Beweggrund, Epigrammatisches 21); den Anfang bilden hier zwei paarweis reimende jambische Dimeter, auf die ein System von vier Versen folgt, von dem die innern gleichfalls aus jambischen Dimetern bestehenden und die äußern um eine Silbe längern Verse reimen. Auch diese Reimform fand Goethe schon in den Kirchenliedern und bei Fleming. Gleim und Uz haben ähnliche trochäische Strophen, wo nur die letzten vier Verse abwechselnd reimen. Von ganz eigener Art ist der Misanthrop (Lieder 24) aus kleinen Versen von drei Jamben oder um eine Silbe kürzern. Nachdem die zwei Reime in den beiden ersten Versen gegeben sind, folgen zuerst zwei Reimverse auf den ersten, dann ebensoviel auf den zweiten Reim, und zum Schlusse nacheinander je ein Reimvers auf den ersten und zweiten. Diese Strophenform ist äußerst bezeichnend für den Inhalt. Viel freier ist das zum großen Theil aus denselben jambischen Versen bestehende Gedicht die Freuden (jetzt die Freude, Parabolisch 13). Zwei kleine Verse aus drei Jamben wechseln mit drei um eine Silbe längern, so daß der erste vor, der zweite nach dem dritten eintritt; darauf folgt ein jambischer Dimeter und ein Reimpaar eines weiblichen endenden Verses. Die zweite sechszeilige Strophe besteht mit Ausnahme des dritten, um die Hälfte kürzern Verses aus jambischen Dimetern; die Reimform ist dieselbe, wie in Liebe wider Willen (a b a c c b). Der erste Vers reimt auch auf den Dimeter der ersten Strophe. Auch hier sind die Strophenformen

glücklich erfunden. Endlich haben wir noch eine Strophe aus vierzehn Versen in dem Wunsch eines jungen Mädchens (jetzt Mädchenwünsche, Epigrammatisch 19), in welchem zuerst vier aus Jambus und Anapäst bestehende, dann acht um eine Silbe längere Verse paarweise reimen, endlich durch zwei reimlose Verse (⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ und ⏑ — ⏑ ⏑ —) ein bezeichnender Abschluß gewonnen wird. Uz und Gleim kennen solche paarweis reimenden Verse, die aber ohne Abschluß bis zu Ende laufen. Der erstere hat Gedichte aus Strophen von acht und von zehn Versen aus drei Jamben, andere aus vierzehn, achtzehn und mehr trochäischen Dimetern; ebenso finden wir bei Gleim Gedichte aus zehn bis zweiundzwanzig paarweise reimenden männlich oder weiblich auslautenden Versen. Goethe hat auch hier eine glücklichere Form geschaffen, wie er überhaupt in der Wahl der Strophenform schon in dem leipziger Liederbuche sein künstlerisches Gefühl bewährt hat, nur die unkünstlerische Form von Strophen aus zwei gleichen Systemen hat auch er nicht verschmäht.

In der Reinheit des Reimes stehen die Gedichte des leipziger Liederbuches der Ode über die Höllenfahrt Christi bedeutend nach. Nicht allein reimen sich häufig i und ü (dir für, hier für, binden zünden, missen küssen, genießen, küssen und Füßen, Tritte Hütte, Blick Glück, hin grün, ziert rührt u. s. w.), sondern auch ei und eu (Kleide Freude, Weiden Freuden, Eile Eule u. s. w.), ei und äu (Seide Bräute), e und ö (weher höher, besser größer, Verehrung Bethörung, Seele Höhle), sondern auch **d** und **t** (Freude Seite, Kleide Beute), g und ch (neigen Eichen, Augen brauchen, zeigt reicht, säugt reicht).

Betrachten wir den Inhalt des leipziger Liederbuches, so beziehen sich alle Lieder mit Ausnahme des einen, die Freuden (wel-

ches im Bilde des gefangenen Wasserpapillons den Zergliederer seiner Freuden trifft, da diese im frischen Leben genossen sein wollen) auf den Liebesgenuß. An seine Geliebte ist nur das Glück gerichtet, welches früher die Nebenüberschrift an Annetten trug, wofür in den neuen Liedern gesetzt ward an mein Mädchen; aber dieses spricht nur die Sehnsucht nach dem jetzt hingeschwundenen Liebesglück aus, fällt, wie alle Gedichte des Liederbuches, in die Zeit, wo das Verhältniß zur Geliebten von dieser schon gelöst war. Auf ein wirkliches Verhältniß scheint auch das Hochzeitlied. An meinen Freund zu gehn, welches in sehr hübsch gehaltener Weise das Glück der Brautnacht andeutet. Das neckische Gedicht der Misanthrop ist eine Erinnerung an die Zeit, wo er durch seinen Mißmuth oft die Geliebte quälte. Den geraden Gegensatz stellt das Gedicht das Glück der Liebe dar. Der genügsame, im Bewußtsein der Liebe des verehrten Mädchens beseligte Liebhaber spricht in dem Liede der wahre Genuß. Das Lied an den Mond führt den phantastischen Wunsch heiter aus, dieser möge ihn doch zu sich emporheben, auf daß er von dort aus sein schlafendes, nur halb verhülltes Mädchen sehe. Ein andermal (in der Nacht) kommt der Liebende im Mondenscheine aus der im Walde liegenden Hütte der Geliebten, wo die schöne Nacht ihm den Wunsch auspreßt, die Geliebte möge ihm nur einmal eine Nacht schenken. In dem Gedicht die Reliquie schildert der Liebende das hohe Glück, sich eines Andenkens des Mädchens zu erfreuen, das ihn noch an die hingeschwundene Lust erinnert. Dagegen prägt sich in Unbeständigkeit das Glück immer wechselnder Liebe in dem Aufrufe an den Jüngling aus, nach dem Verluste der ersten Liebe nicht das Leben zu vertrauern, sondern einer neuen Liebe sich mit frischem Lebensmuthe hinzugeben. Liebe wider Willen

enthält den Ausdruck des sehnsüchtigen Verlangens, doch einmal von der Liebe lassen zu können, was er nicht vermöge, wie sehr er auch von dem Wankelmuthe der Mädchen überzeugt ist. Einmal denkt er sich, er fliege nach seinem Tode als Schmetterling zu seinem ungetreuen Mädchen, das sich eines andern Liebhabers erfreut, aber durch das Verlangen, den Schmetterling zu haschen, aus der süßen Schäferstunde aufgetrieben wird. Die zwei Strophen an die Unschuld sprechen in echt dichterischer Weise den Gedanken aus, daß Unschuld und Liebe nicht zusammen bestehen. In Liebe und Tugend wird schalkhaft der Gedanke ausgeführt, daß, wenn das Mädchen der Warnung der Mutter vor dem Geliebten nicht folgt, nicht bloß die Liebe, sondern auch der Eigensinn, wie im umgekehrten Falle nicht bloß die Tugend, sondern auch der Wankelmuth, daran betheiligt sei. Weshalb das junge Mädchen sich schon einen Bräutigam wünscht, stellt der Wunsch eines jungen Mädchens dar. Die oben mitgetheilten Kinderfragen stellen das verschiedene Verhältniß der Liebeslust in der Stadt und auf dem Lande dar. „Nach dem Italienischen" soll das schalkhafte Gedicht, wie der Liebhaber das bei seiner Umarmung zu schreien drohende Mädchen davon abhält, gedichtet sein, nach dem Französischen das Epigramm auf Amors Grab, auf dessen Tod man sich ja nicht verlassen könne, da ein Ungefähr ihn leicht wieder aufwecke.

Ein eigentliches Liebeslied, das die Qual leidenschaftlicher Glut oder das volle Glück der ihn beseligenden Liebe ausspräche, findet sich hier gar nicht; überall herrscht die Reflexion vor, die entweder in mancherlei Zustände sich hineinversetzt oder humoristisch dieselben beleuchtet. Beinahe in allen Gedichten bemerkt man eine gewisse Altklugheit und Frivolität, welche ganz im Tone der anakreontischen Dichtung der Zeit lag, die sich in lüsternen

Vorstellungen behagte, aber auch dem lockern Leben entsprach, das Goethe in Leipzig führte, wenn er auch von sittlichen Verirrungen sich frei hielt. Geht aber auch der junge Dichter noch zum größten Theile in den Fesseln der Dichter der Zeit, so erhebt er sich doch schon hier durch anschauliche Klarheit, lebhafte Einbildungskraft, bezeichnenden Ausdruck und frischen Fluß weit über die gleichzeitigen Anakreontiker, wie z. B. über Gleim und den von diesem hochgehaltenen J. G. Jacobi. Der Beurtheiler der neuen Lieder in A. J. Hillers „Nachrichten und Anmerkungen die Musik betreffend“ vom 30. Oktober gesteht, daß es dem Dichter keineswegs an einer glücklichen Anlage zu dieser scherzhaften Dichtungsart fehle; die Lieder verdienten in einer Sammlung bekannt gemacht und so artig komponirt zu werden. Da sie komponirt auftraten und nur den Namen des Tonsetzers trugen, wurden sie sonst nicht besprochen; doch nahm der Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1773 vier Lieder daraus auf (der wahre Genuß, Wunsch eines jungen Mädchens, die Nacht und die Reliquie), wobei in den beiden letzten einiges willkürlich geändert ward. Wielands Merkur setzte bei der Beurtheilung dieses Almanachs mit Recht einiges an dem Gedicht die Nacht aus, aber lobte das Ganze wegen seines geschmeidigen Ausdrucks und seiner leichten Versifikation. Derselbe Almanach gab drei Jahre später aus den neuen Liedern noch das Schreien, das Glück, die Freuden und Unbeständigkeit. Die Zeitschrift die Muse brachte 1776 außer dem schon angeführten Liede an die Venus aus dem Liederheft von Friederike Oeser die Nacht, der Schmetterling und Amors Grab mit Goethes Namen.

Einen merkwürdigen Gegensatz bietet diese erste Veröffentlichung goethescher Lieder zu der von Schiller und seinen Freun-

den mehr als zwölf Jahre später herausgegebenen Anthologie auf das Jahr 1782 mit einer wunderlichen Widmung an den Tod und der Datirung von Tobolsko. Diese sollte den schwäbischen Musenalmanach, dessen Herausgeber Schillers Unwillen erregt hatte, „zermalmen" und Württemberg auf würdige Weise in der Dichtung vertreten. Freilich verbargen sich Schiller, den schon seine Räuber berühmt gemacht hatten, wie seine Freunde hinter Chiffern, aber es galt eine persönliche Wirkung, wogegen die Gedichte Goethes nur der Melodien wegen aufzutreten schienen und bloß den Namen des Tonsetzers führten. Goethe spendete die Früchte des letzten leipziger halben Jahres, zu denen er nur noch Anfangs- und Schlußlied von Frankfurt nachgeschickt zu haben scheint, während Schiller alle seine Dichtungen von der Akademie, ja eines gar aus seinem vierzehnten Lebensjahre, 83 an der Zahl, unter verschiedenen Chiffern nebst andern Gedichten von seinen Freunden bot, und zwar in den allerverschiedensten Formen, selbst auch dramatische Szenen. Schiller bewies schon hier seine große Befähigung, wenn auch die Gedichte des jungen Mediziners, des Dichters der Räuber, von Rohheit, Maßlosigkeit und Ueberspannung nicht frei waren, und sie nicht dem ewig frischen Born der innerlich aufgeregten Menschenbrust entquollen sind. Auch Goethes Lieder haben manches aus der Manier der Zeit und sie sind nicht aus der vollbewegten Seele geflossen, aber sie beschränken sich auf einfache, natürliche Verhältnisse, sind völlig frei von jeder Ueberspannung und viel frischer sprudelt der Quell lebendiger Empfindung selbst in den durchaus ersonnenen, von Reflexion ausgegangenen Liedern.

Ein Jahr vor dem Erscheinen dieser Jugendlieder war der eben ins zwanzigste Jahr getretene Dichter brustkrank und halbzerrüttet in Frankfurt angekommen, wo er sich einer langwierigen

Kur unterziehen mußte. Am 1. Oktober konnte er schon melden, er fühle sich wieder besser, obgleich er noch immer die Lungensucht befürchtete. Den 6. November schrieb er an Friederike Oeser einen zwei Bogen langen launigen Brief in meist paarweis reimenden jambischen Versen von sehr verschiedener Länge. Am 7. Dezember wurde er von einer Kolik ergriffen, die sein Leben mehrere Tage lang in äußerste Gefahr setzte. Bald darauf wieder nothdürftig hergestellt, dichtete er das oben angeführte Neujahrslied, das er besonders drucken ließ. Am Anfange des Jahres 1769 konnte er wieder ausgehn, doch schon nach wenigen Tagen mußte er von neuem auf längere Zeit das Zimmer hüten. Den 31. Januar schreibt er der frühern Geliebten, fast zwei Monate sei er in einem fort eingesperrt, doch jetzt wieder lustig, mitten unter den Schmerzen. Dreizehn Tage später erläßt er ein zweites langes Schreiben an Friederike Oeser. „Es war eine impertinente Komposition von Laune meiner Natur“, schreibt er dieser, „die mich vier Wochen an den Bettfuß und vier Wochen an den Sessel anschraubte, daß ich eben so gerne die Zeit über hätte in einem gespaltenen Baum wollen eingezaubert sein.*) Und doch sind sie herum, und ich habe das Kapitel von Genügsamkeit, Geduld, und was übrigens für Materien ins Buch des Schicksals gehören, wohl und gründlich studirt, bin auch dabei etwas klüger geworden.“ Schon habe er in diesem Jahr, trotz der Krankheit, die noch nicht vorüber sei, eine Farze gemacht, die ehestens unter dem Titel Lustspiel in Leipzig erscheinen werde, da Farzen jetzt auf allen Parnassen Contrebande seien, wie alles aus der Zeit Ludwigs XIV. Ueber Kretschmanns ohne dessen Namen erschienenen Gesang Ringulfs des

*) Wie Shakespeares Kaliban.

Barden, als Varus geschlagen worden war, aus dem Friederike sich einen Wahlspruch zu seinem Aerger gewählt hatte, bemerkt er, er sei keiner von seinen Freunden. Er wisse nicht, was er damit machen solle; er denke, wie bei allen Gesängen dieser Art, zu was das Kriegsgeschrei, da wir, Gott sei Dank! Frieden hätten. „Ja, wenn es eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder sonst was läge. Ei gut, da fischt immer! Aber nichts als ein wenig Gedonnere der Schlacht, die Glut, die im Mut aus den Augen blitzt, der goldne Huf mit Blut bespritzt, der Helm mit dem Federbusch, der Speer, ein paar Dutzend Hyperbeln, ein ewiges Ha! Ah! wenn der Vers nicht voll werden will, und, wenns lang währt, die ewige Monotonie des Silbenmaßes, das ist zusammen nicht auszustehn. Gleim und Weiße*) und Geßner**) in einem Liedchen, und was drüber ist, hat man satt. Es ist ein Ding, das gar nicht interessirt, ein Gewäsche, das nichts taugt, als die Zeit zu verderben. Forzirte Gemälde, weil der Herr Verfasser die Natur nicht gesehen hat, ewige egale Wendungen; denn Schlacht ist Schlacht und die Situationen, die es etwa reicht, sind sehr genützt. Und was geht mich der Sieg der Deutschen an, daß ich das Frohlocken mit anhören soll. Eh! das kann ich selbst. Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben. Aber Lärm und Geschrei statt des Pathos, das thuts nicht. Flittergold, und das ist alles. Hernach sind in Rhingulf Gemälde ländlicher Unschuld. Sie möchten gut sein in

*) Der auch durch lyrische Gedichte bekannte Dichter von Opern, Lust- und Trauerspielen, den er persönlich kennen gelernt hatte.

**) Besonders berühmt durch seine auch ins Französische übersetzten prosaischen Idyllen. Seine Gedichte waren 1762 in vier Bänden erschienen.

Arkadien angebracht zu werden; unter Deutschlands Eichen werden keine Nymphen geboren, wie unter den Myrten in Tempe. Und was an einem Gemälde am unerträglichsten ist, ist Unwahrheit. — Da meinen die Herren, das fremde Kostüm sollte was thun. Wenns Stück schlecht ist, was sind des Akteurs schöne Kleider! Wenn Ossian im Geiste seiner Zeit singt, so brauche ich gerne Commentars, sein Kostüm zu erklären; ich kann mir viele Mühe darum geben; nur wenn neuere Dichter sich den Kopf zerbrechen, ihr Gedicht im alten Gusto zu machen, daß ich mir den Kopf zerbrechen soll, es in die neue Sprache zu übersetzen, das will mir meine Laune nicht erlauben. Gerstenbergs Skalden hätt' ich lange gern gelesen, wenn nur das (angehängte) Wörterverzeichniß nicht wäre. Er ist ein großer Geist, und hat aparte Prinzipia. Von seinem Ugolino soll man gar nicht urtheilen. Ich sage nur bei der Gelegenheit: „Grazie und das hohe Pathos sind heterogen, und niemand wird sie vereinigen, daß sie ein würdig Sujet einer edlen Kunst werden, da nicht einmal das hohe Pathos ein Sujet für die Malerei, den Probierstein der Grazie; und die Poesie hat gar nicht eben Ursache, ihre Grenzen so auszudehnen, wie ihr Advokat*) meint. Er ist ein erfahrener Sachwalter; lieber ein wenig zu viel als zu wenig, ist seine Art zu denken." Als Goethe diese merkwürdige, seinen tiefen Drang nach Natur und Wahrheit bezeugende Stelle schrieb, hatte er das Anfangs- und Schlußgedicht zu seinen neuen Liedern bereits an Breitkopf geschickt.

Mit dem Frühjahre lebte auch der junge Dichter allmählich wieder auf, aber die innere Mißstimmung dauerte in Folge einer noch gebliebenen körperlichen Schwäche und Reiz-

*) Lessing im Laokoon.

barkeit fort, und merkwürdiger Weise, je offenbarer es ihm ward, daß seine leipziger Geliebte, deren Verlobung ihm gemeldet wurde, für ihn verloren sei, um so schmerzlicher ergriff ihn dieser Verlust, machte ihn mißmuthig und im Innersten unglücklich. Seine endlich gedruckten Lieder erfreuten ihn nicht; ebensowenig gefielen ihm die wenigen neuen Gedichte, die ihm die Zeit brachte. „Kein Hochzeitsgedicht kann ich Ihnen schicken", schreibt er an die noch immer nicht verheiratete leipziger Geliebte am 12. Dezember. „Ich habe etliche für Sie gemacht, aber entweder drückten sie meine Empfindungen zu viel oder zu wenig aus. Und wie konnten Sie von mir zu einem freudigen Feste ein würdiges Lied begehren! Seit — ja seit langer Zeit sind meine Lieder so verdrießlich, so übel gestellt als mein Kopf, wie sie an den neuesten sehen können, die gedruckt sind, und an den übrigen auch sehn werden, wenn sie gedruckt werden sollten." Von allen diesen Liedern ist keines mit Sicherheit nachzuweisen. Man könnte in diese Zeit das kleine Gedicht setzen, das 1775 mit Goethes Chiffre **P.** 1775 im Augusthefte von Jacobis Iris gedruckt wurde.*) Die Quartausgabe weist es den Jahren 1767 bis 1769 zu; Biedermann setzt es 1768 aus dem nichts beweisenden Grunde, weil es in Goethes nachgelassenen Werken an der Spitze der „Jugendgedichte" steht.

Den Männern zu zeigen.

1. Samuel, 16. Cap. 11. V.

Und Samuel sprach zu Isai: Sind das die Knaben alle!
Ach! ich war auch in diesem Falle.
Als ich die Weisen hört' und las,

---

*) Daraus wurde es schon am Ende des vierten Bandes des Nachdruckes von Goethes Schriften 1779 von Himburg aufgenommen.

Da jeder diese Welten alle
Mit seiner Menschenspanne maß;
Da fragt ich: „Aber — sind sie das,
Sind das die Knaben alle?"

Die Form ist dadurch neckisch, daß der Schluß die beiden zweimal gebrauchten Reime in umgekehrter Folge gibt. Da schon während dieser Zeit der junge Dichter in den Kreis des frommen Fräulein von Klettenberg gezogen wurde, so könnte man auch in diese bereits das Lied Sehnsucht nach der Melodie: „O Vater der Barmherzigkeit" setzen, das er erst 1792 an seinen alten Freund Ewald zu dessen Zeitschrift Urania für Kopf und Herz gab:

Dies wird die letzte Thrän' nicht sein,
Die glühend Herz aufquillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.

O! laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen,
Und möcht' der Schmerz auch also fort
Durch Nerv' und Adern wühlen!

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden!
Ach, diese lange, lange Qual,
Wie dauert sie auf Erden!

Indessen könnte es auch in den Herbst dieses Jahres fallen, wo Goethe (am 21. und 22. September) mit dem Legationsrathe Moritz dem Synodus der Brüdergemeinde zu Marienborn beiwohnte. Ueber Goethes dichterische Richtung belehrt uns sein Brief vom 20. Februar 1770 an den Buchhändler Reich in Leipzig, der ihm Wielands bei ihm erschienene Dialoge des Diogenes von Sinope geschickt hatte. Außer Oeser (der ihn

gelehrt habe, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, woraus folge, daß kein Jüngling Meister werde) und Shakespeare erkenne er nur Wieland für seinen echten Lehrer. Dessen Musarion hatte schon in Leipzig einen mächtigen Eindruck auf ihn geübt, da er hier das Antike lebendig und wieder neu zu sehn glaubte und der Dichter hier, wie schon in Idris und Zenide, „auf eine wundersame Weise gefaßt und genau, mit großer Anmuth" ihm erschien. Stand er auch in Frankfurt mit manchen anmuthigen Mädchen in freundlich vertraulicher Verbindung, so hatte doch keins sein Herz getroffen, das der verlorenen und trotz allem noch immer nicht für ganz verloren gehaltenen leipziger Geliebten sich nachsehnte. Die Kunde von ihrer am 7. März vollzogenen Heirat traf ihn äußerst empfindlich und machte ihm sein frankfurter Leben um so unleidlicher, als er auch mit seinem Vater die letzte Zeit über auf gespanntem Fuße stand, wozu gewiß der Umstand wesentlich beitrug, daß er zu keiner rechten Thätigkeit gelangen konnte, meist unmuthig und verzagt war, und seine Sehnsucht, das ihm lästig gewordene Frankfurt zu verlassen, in aller Schärfe äußerte.

In Straßburg sollte sich sein voller Lebensmuth wieder frisch und freudig entfalten und in dem freiheitern Leben im Kreise gleichgesinnter Jünglinge, denen es an einem selbstgewählten Mentor nicht fehlte, auch die noch zurückgebliebene körperliche Schwäche ganz schwinden. Er selbst berichtet uns, wie der Durchzug der erwählten Gemahlin des französischen Dauphins, bei welchem das Aufstellen von Krüppeln und ekelhaften Kranken verboten wurde, ihn zu einem scherzhaften französischen Gedichte veranlaßte, in welchem er die Ankunft der Königin welche die Unglücklichen verscheuchte, mit der Ankunft Christi erglich, welcher besonders der Kranken und Lahmen

wegen auf der Welt gewandelt zu haben scheine. Dagegen hatte die Geschmacklosigkeit, daß man in dem zum Empfange der königlichen Braut bestimmten Hauptsaale die Wände mit Teppichen behängt hatte, welche die Geschichte der schrecklichsten Heirat, der des Jason mit der Kreusa, darstellten, ihn zu gewaltig empört, als daß sie ihn zu einer epigrammatischen Dichtung veranlaßt hätte. Von andern Gedichten des ersten in Straßburg verlebten Halbjahres wissen wir nichts; denn die Vermuthung, damals seien die Lieder Stirbt der Fuchs und Blinde Kuh entstanden, ist eben ganz haltlos. Mag auch immer der Augenblick einzelne dichterische Ergüsse veranlaßt haben, obgleich man ebensowohl annehmen könnte, die deutsche Liederkunst sei ihm jetzt, wo sein Herz nicht erregt war, widerwärtig gewesen, eine neue, sein ganzes Herz füllende leidenschaftliche Liebe, die ihn im Herbste ergriff, sollte erst seine Dichtung mächtig wecken. Kurz vor der Mitte Oktober war er mit einem seiner Freunde bei der Familie des Pfarrers Brion in Sesenheim bei Drusenheim ein paar Tage auf Besuch gewesen, wo die fünfzehnjährige Friederike sein Herz wunderbar fesselte. Einer entfernten Freundin vertraut er noch denselben Abend die ihn treibende Unruhe. „Sie sollten wohl nicht rathen, wie mir jetzo so unverhofft der Einfall kömmt, Ihnen zu schreiben", bemerkt er dieser, „und weil die Ursache so gar artig ist, muß ichs Ihnen sagen. Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe, daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe." Tags darauf drängte es ihn seiner „lieben neuen Freun-

din“ in Sesenheim zu schreiben, die er so nennen zu dürfen glaube; denn verstehe er sich nur ein klein wenig auf die Augen, so habe sein Auge im ersten Blick die Hoffnung zu dieser Freundschaft in ihrem gefunden und für ihre Herzen wolle er schwören, da sie, so zärtlich und gut, wie er sie kenne, ihm, der sie so lieb habe, gewiß wieder ein bischen günstig sein werde. Der erste Gedanke, den er und sein Freund bei der Rückkehr gehabt, sei ein Plan gewesen, sie bald wiederzusehn. „Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wiederzusehn. Und wir andern mit denen verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid thut, gleich sind wir mit der Arznei da und sagen: „Liebes Herzchen, sei ruhig! du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die du liebst! Sei ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still. — Genug, wir sind nicht hier, und sehen Sie, daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süßen Landfreuden mißfallen würde. Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzo. Zwar hoff' ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten, und oft an Sie schreiben.“ Der in Aussicht gestellte Besuch ließ wohl nicht zu lange auf sich warten. Vielleicht kam es bei demselben oder schon früher zu einigen dichterischen Blüten. Einen Besuch im Winter, wahrscheinlich zu Weihnachten, verspricht die aus drei gleichen Theilen bestehende, durch den gleichen Reim der Schlußverse gebundene

Strophe, deren Form ganz der oben S. 35 erwähnten sechsversigen entspricht:

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder;
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.

Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergetzen,
Uns lieben wie die Engelein.

Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Wir wollen kleine Kinder sein.

Der Rückreise, auf welcher er einen Auftrag der Familie Brion ausgerichtet zu haben scheint, gehören wohl die in einer geläufigern Versform geschriebenen Verse an, deren zweite Strophe eine andere Reimstellung als die beiden übrigen hat, und in der dritten hat einer der Verse zwei Füße mehr, wie wir ähnliches schon bei Uz fanden:

Nun sitzt der Ritter an dem Ort,
Den ihr ihm nanntet, lieben Kinder;
Sein Pferd ging ziemlich langsam fort,
Und seine Seele nicht geschwinder.

Da sitz' ich nun vergnügt bei Tisch,
Und endige mein Abenteuer
Mit einem Paar gesottner Eier
Und einem Stück gebacknen Fisch.

Die Nacht war wahrlich ziemlich düster,
Mein Falke stolperte wie blind,
Und doch fand ich den Weg so gut, als ihn der Küster
Des Sonntags früh zur Kirche findt.

In diesen Versen werden noch beide Schwestern angeredet, obgleich Goethes Neigung zu der jüngern bereits entschieden war.

Schon vor dem ersten sesenheimer Besuche hatte Goethe des fünf Jahre ältern Herder Bekanntschaft gemacht, der am 21. Oktober einer Augenoperation sich unterzog. Die Folgen dieser ersten und wiederholter Operationen fesselten Herder an sein Zimmer, auf welchem Goethe und ein junger Russe durch ihre beständigen Morgen- und Abendbesuche ihn erfreuten. Herder, der schon die Fragmente zur deutschen Literatur und die kritischen Wälder geschrieben hatte (wenigstens die erstern hatte Goethe noch nicht gelesen und las sie auch jetzt nicht), wies den jungen Dichter auf den hohen Werth der Volksdichtung hin und nährte durch seine scharfe Verspottung alles Gemachten und Gezierten seinen Sinn für das Einfache, Natürliche, Wahre. Besonders grausam verfolgte er Goethes Vorliebe für Ovid. Am vaterländischen Himmel ließ er nur wenige bedeutende Sterne gelten, indem er die übrigen als vorübergehende Schnuppen behandelte, wobei denn besonders die Liebeständelei Wielands, J. G. Jacobis und der süßlichen sonstigen Anakreontiker schlimm fuhr, und auch sein eigenes Talent verkümmerte er ihm fast durch seinen rücksichtslosen Spott. Vor allem wies er ihn auf Shakespeares Größe hin, vor dessen Bild die Freunde sich oft umarmten. Wirkte Herder so weniger ermuthigend als reinigend und durch seine lebhafte Auffassung einer ganzen reichen Welt des Wissens und der Kunst außerordentlich anregend und belehrend, so war es natürlich, daß Goethe seine dichterischen Versuche, besonders die durch seine Liebe angeregten, ihm verheimlichte.

Erst nach Herders Abreise schlug Goethes Liebe zu leidenschaftlicher Glut aus, wie sie ihm schon längst seine Ruhe geraubt hatte. Seine Leidenschaft hatte er ihm verschwiegen, wie aus der spätern brieflichen Aeußerung hervorgeht, es würde ihm nicht unangenehm gewesen sein, die Geschichte seiner Seele zu lesen

und den seltsamen Standort zu kennen, von dem er damals die Welt gesehen. Nach Ostern, Mitte April, kam Goethe von Friederiken eingeladen, zu längerm Besuche nach Sesenheim, von wo ihn erst nach Pfingsten die wiederholten Mahnungen des treuen Mentors, des Aktuarius Salzmann, nach Straßburg zurückbringen konnten. In dieser Zeit war seine dichterische Lust lebhaft aufgeregt. Als man eines Tages in Gegenwart einer zahlreichen Gesellschaft an dem starken Baume eines Wäldchens eine Gedächtnißtafel mit den Namen aller Anwesenden aufstellte, schrieb der junge Dichter, der den seinigen zu unterst setzte, dazu die schöne, zwei bezeichnende Anapäste zeigende zweitheilige jambische Strophe, wenn man die Verse nicht lieber als zwei Strophen faßt:

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz;
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heilge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht!

Als er beim Pfänderspiel den ersten herzlichen Kuß als Siegel seiner glühenden Leidenschaft auf Friederikens blühende Lippen gedrückt und das Wonnegefühl ihrer Küsse wiederholt genossen hatte, sprach er das selige Bewußtsein unzertrennlicher Seelengemeinschaft in der herzlichen sechsfüßigen Strophe aus:

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle;
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude;
Nun laß auch morgen sein, wie heute*),
Und lehr' mich ihrer würdig sein!

---

*) Er spricht den Wunsch aus, daß das Schicksal ihm das Glück der Liebe

An einem Morgen, wo er früh aufgestanden war und lange auf die Geliebte warten mußte, die ihm versprochen hatte, früh mit ihm spazieren, vielleicht ins Nachtigallwäldchen zu gehn, drückt er seine Sehnsucht nach ihr, seine Unruhe und seinen Unmuth in acht zweitheiligen achtversigen jambischen Strophen aus, in welchen die geraden männlich auslautenden Verse um anderthalb Fuß kürzer sind, wodurch sie sich lebhafter von den anderen abheben und einen gewissen elegischen Ton geben.

Erwache, Friederike,
Vertreib' die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht. *)
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister **)
Erwachen soll.

Ist dir dein Wort ***) nicht heilig
Und meine Ruh?
Erwache! Unverzeihlich!
Noch schlummerst du?

---

bewahren möge. Sehr geläufig war dem Dichter aus Rousseaus Heloise (V, 7) der Wunsch, sein Glück heute, morgen, übermorgen und sein ganzes Leben zu genießen.

*) Erst mit ihrem Blicke ist für ihn die Nacht verschwunden.

**) Friederiken nennt er sein „geliebt Geschwister," nach dem bekannten Gebrauch des Wortes für Schwester. Unmöglich kann er unter seinem „geliebten Geschwister" das Schwesterpaar verstehn, wenn wir auch später hören, daß Friederike mit ihrer Schwester zusammen schläft. Hier ist das noch ganz fremdartig, wo eben Friederike angeredet ist, an die er allein denkt. Mein deutet auf die herzlichste Beziehung zu ihm.

***) Frühe an diesem Morgen aufzustehn und mit ihm zu gehn.

Horch! Philomelens Kummer *)
Schweigt heute still,
Weil dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Erröthend durch dein Zimmer **),
Und weckt dich nicht.
Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt,
Entschläffst du immer fester,
Je mehr es tagt.

Ich seh' dich schlummern, Schöne;
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Thräne
Und macht mich blind.
Wer kann es fühllos sehen?
Wer wird nicht heiß?
Und wär' er von den Zehen
Zum Kopf von Eis.

Vielleicht erscheint dir träumend,
O Glück, mein Bild,
Das, halb voll Schlaf und träumend,
Die Musen schilt.
Erröthen und erblassen
Sieh sein Gesicht!
Der Schlaf hat ihn verlassen,
Doch wacht er nicht.

---

*) Ihr Klagesang um ihren getödteten Sohn. Dem Dichter schwebte dabei wohl Klopstocks Elegie Petrarka und Laura 23 ff. vor.

**) Ganz ähnlich läßt Goethe achtunddreißig Jahre später in der Pandora den Liebhaber (Phileros) singen:

Wenn Eos, die Blöde, mit glühendem Schein
Die Teppiche röthet am heiligen Schrein.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt;
Drum höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch;
Die schönste meiner Musen,
Du schliefst ja noch.

Die wechselnden Gefühle, wie sie sich auseinander entwickeln, sind hier vortrefflich geschildert. Zuerst der Wunsch, die Geliebte möge endlich erwachen; scheinen die Vögel selbst ja sie dazu aufzurufen. Dann erst erinnert er sie an das Versprechen, das sie freventlich breche; drum schweige heute die Nachtigall. Immer unmuthiger, daß die Geliebte nicht erwachen will, gedenkt er des in ihr Zimmer dringenden Morgenrothes, das sie auch nicht weckt, ja er glaubt zu sehn, wie sie am Busen ihrer Schwester immer fester einschläft. Die lebhafte Vorstellung, wie sie so lieblich schlummert, rührt ihn zu Thränen, die ihm aber das Bild, das er so lebhaft vor sich gesehen, wieder rauben. Seine Thränen entschuldigt er gleichsam vor sich selbst, da niemand ein so liebes Bild ohne Theilnahme schauen könne, selbst der Kälteste dabei erglühen müsse. Jetzt ergreift ihn der Gedanke, vielleicht träume sie von ihm; aber das Glück, das er darüber empfindet, weicht bald dem Aerger über sich, daß er selbst noch halb im Schlafe ist und ihm kein Lied gelingen will, worüber er roth vor Scham und blaß vor Aerger wird. Doch tröstet er sich bald über sein mattes Gedicht, weil sie, da sie durch ihren langen Schlaf das Lied der Nachtigall versäumt hat (die wirklich gar nicht geschlagen, weil sie nicht kam), sein Lied zur Strafe hören soll, das freilich sehr schlecht gerathen mußte, da ja die Geliebte, die seine schönste Muse sei, geschlafen habe. Unser Lied, das so glücklich die

quälende Sehnsucht des auf Friederiken wartenden Geliebten sich ergießen läßt, steht ganz einzig da.

Goethe berichtet, er habe nach bekannten Melodien eine Anzahl Lieder zum Singen für die Geliebte gedichtet, die gesammelt ein artiges Bändchen bilden würden; die wenigen davon übrig gebliebenen werde man leicht aus seinen Gedichten herausfinden. In der 1842 gedruckten „Chronologie der Entstehung der goetheschen Schriften“ am Ende der Werke (noch nicht in der der zweiten Ausgabe der Werke beigefügten „Uebersicht“) werden in die Jahre 1770 und 1771 außer einem entschieden auf Friederiken bezüglichen Liede gesetzt Stirbt der Fuchs, blinde Kuh, der Abschied, an die Erwählte, Willkommen und Abschied, wogegen in den mit Benutzung der goetheschen Tagebücher gegebenen Ansätzen der einzelnen Gedichte in der Quartausgabe der Werke Riemer und Eckermann von allen diesen Liedern nicht die Entstehungszeit angeben, sondern nur das Jahr in welchem sie gedruckt wurden, woraus folgt, daß ein sicherer Anhalt bei jener Bestimmung nicht zu Grunde liegt. Alle diese, mit Ausnahme von Willkomm und Abschied, welches die Iris schon 1775 brachte, erschienen 1789 in der ersten Sammlung seiner Gedichte, das an die Erwählte erst 1799. Daß Goethe, als er sein Leben beschrieb, ganz bestimmte Gedichte aus fester Erinnerung im Sinne hatte, müssen wir bezweifeln. In dem Gedichte Willkomm und Abschied (Lieder 55), das wirklich in diese Zeit fallen dürfte, spricht sich im ersten Theile die Macht der Leidenschaft eben so bezeichnend aus, wie im zweiten die ganze zarte, fast schmelzende Innigkeit. Es ist in der zweitheiligen achtversigen jambischen Strophe gedichtet.

Auf Herders Antrieb hatte Goethe sich bemüht, eine Reihe elsässischer Volkslieder nebst ihrer Melodie zusammenzubringen, die

auch Friederike ohne Zweifel singen mußte. Den gleichfalls für sie gemachten Uebersetzungen aus Ossian wagte er nicht dichterische Form zu geben.

Die letzte Zeit zu Sesenheim war nicht allein Friederike leidend, sondern auch Goethe litt an einem starken Husten; darum waren die Liebenden geistig verstimmt. Friederike fühlte es, daß sie auf den Besitz des Geliebten verzichten müsse, der zurückhaltender wurde, da er fühlte, daß er in unbesonnener Hingabe an ein so reizendes Glück eine Leidenschaft in der Geliebten erregt habe, die ihr ganzes Herz ergriffen, und er sich sagen mußte, daß einer Verbindung mit ihr die Verhältnisse entgegenständen, daß er, auch wenn er dem ernsten Willen des Vaters trotzen wollte, doch dem so innig geliebten Mädchen kein glückliches Leben bieten könne. „Der Husten hat sich durch Kur und Bewegung ziemlich gelöst, und ich hoffe er soll bald ziehen", schreibt er etwa eine Woche vorher, ehe er Sesenheim verließ, an Salzmann. „Um mich herum ist's aber nicht sehr hell; die Kleine (Friederike) fährt fort traurig zu sein, und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehen. Nicht gerechnet conscia mens, nur leider nicht recti, der mit mir herumgeht." Er deutet auf die virgilischen Worte des Aeneas gegen Dido, wo dieser sich auf den Werth der Gerechtigkeit und des guten Gewissens bezieht.

In Straßburg dauerte Goethes Briefwechsel mit Friederiken fort. Einmal schickte er ihr selbstgemalte Rosablätter mit dem schönen Gedichte in einfachen vierversigen trochäischen Strophen, das in den Gedichten davon die Ueberschrift trägt (Lied 59). Es drückt mit tiefer Empfindung und reizender Anmuth die herzlichste Neigung zu der Geliebten aus, die er so gern schmücken, der er so gern den höchsten Lebensgenuß schaffen möchte. Auf der Reise, welche er in den Johannisferien nach Saarbrück

machte, dichtete er das in Friederikens Nachlaß von seiner Hand gefundene Lied:

Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen?
Wo singst du itzt?
Wo lacht die Flur, wo triumphirt das Städtchen,
Das dich besitzt?

Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen,
Und es vereint
Der Himmel sich, dir zärtlich nachzuweinen,
Mit deinem Freund.

All unsre Lust ist fort mit dir gezogen,
Still überall
Ist Stadt und Feld; dir nach ist sie geflogen,
Die Nachtigall.

O komm zurück! Schon rufen Hirt und Herden
Dich bang herbei.
Komm bald zurück; sonst wird es Winter werden
Im Monat Mai.

Die Ueberschrift „Als ich in Saarbrücken war" steht mit dem Inhalt des Liedes in offenbarem Widerspruch, da hier der am Orte gebliebene Liebhaber die abwesende Geliebte sehnsüchtig zurückruft. Deshalb vermuthete ich, Friederike habe diese Worte später hinzugeschrieben, in der irrigen Meinung, daß Goethe die Verse während ihres erst in das folgende Jahr fallenden Besuches zu Saarbrücken geschrieben. Da mir aber Dr. Kruse, der das Lied aus Sophiens Hand erhielt, versichert, daß Goethe selbst jene Worte seitwärts geschrieben, so bleibt keine andere Möglichkeit, als daß er das Gedicht für Friederiken einer bekannten, von dieser gesungenen Melodie unterlegte, und er hier nicht seine eigenen Gefühle aussprach, sondern sich in die Situation eines

Liebhabers setzte, der sich nach der schon längere Zeit abwesenden Geliebten sehnt. Stimmt ja auch der Mai nicht zur Zeit, wo er in Saarbrücken war. Man kann sagen, der Dichter maskire hier gleichsam in einer ihm beliebten Weise sein Gefühl, indem er, statt seine Sehnsucht nach der fern von ihm in Sesenheim weilenden Geliebten zu schildern, gerade umgekehrt das Mädchen verreisen und den Liebhaber die Abwesende sehnsüchtig zurückrufen läßt. Deshalb fügte er auch hinzu, wo er das Gedicht geschrieben.

Auf der Rückreise von Saarbrücken konnte der Dichter doch nicht unterlassen, während sein Reisegefährte nach seiner Heimat zurückkehrte, über Hagenau nach Sesenheim zu eilen, da ihn eine wunderbare Sehnsucht zur Geliebten trieb. Er vernahm damals, daß Friederike bald darauf mit ihrer Mutter und ihrer ältern Schwester zum Besuche von Verwandten nach Straßburg kommen werde. Dieser Besuch erfolgte wirklich. Gleich nach Friederikens Abreise von Straßburg fällt das aus ihrem Nachlasse bekannt gewordene Gedicht:

Ach, bist du fort? Aus welchen güldnen Träumen
Erwach' ich jetzt zu meiner Qual!
Kein Bitten hielt dich auf, du wolltest dich*) nicht säumen,
Du flogst davon zum zweitenmal.

Zum zweitenmal sah ich dich Abschied nehmen,
Dein göttlich Aug' in Thränen stehn
Für deine Freundinnen — des Jünglings stummes Grämen
Blieb unbemerkt, ward nicht gesehn.

O warum wandtest du die holden Blicke
Beim Abschied immer von ihm ab?
O warum ließest du ihm nichts zurücke
Als die Verzweiflung und das Grab?

*) Wie Goethe noch später sich säumen braucht. Irrig steht in einem andern Abdruck doch. V. 18 hat das „Morgenblatt" Thal statt Bogengang.

Wie ist die Munterkeit von ihm gewichen!
Die Sonne scheint ihm schwarz, der Boden leer;
Die Bäume blühn ihm schwarz, die Blätter sind verblichen,
Und alles welket um ihn her.

Er läuft in Gegenden, wo er mit dir gegangen,
Im krummen Bogengang, im Wald, am Bach,
Und findet dich nicht mehr — und weinet voll Verlangen
Und voll Verzweiflung dort dir nach.

Dann in die Stadt zurück. Doch die erweckt ihm Grauen;
Er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit!
Ein andrer mag nach jenen Puppen schauen,
Ihm sind die Närrinnen verleidt.

O laß dich doch, o laß dich doch erflehen,
Und schreib' ihm einmal nur — ob du ihn liebst!
Ach, oder laß ihn nie dich wiedersehen,
Wenn du ihm diesen Trost nicht gibst.

Wie? nie dich wiedersehn! Entsetzlicher Gedanke,
Ström' alle deine Qual auf mich!
Ich fühl', ich fühl' ihn ganz — es ist zu viel — ich wanke,
Ich sterbe, Grausame, für dich.

Die Geliebte hatte schon einmal Abschied genommen, war aber dann durch die Verwandten noch auf kurze Zeit zurückgehalten worden; aber bei ihrem letzten Abschiede hat sie ihn weniger beachtet als die Freundinnen, wie eine ähnliche Nichtbeachtung Lottens von Werther im Briefe vom 8. Juni beklagt wird. Die düstere Verzweiflung, daß sie ihn ganz aufgegeben, treibt ihn unruhig umher, und preßt ihm endlich die ängstliche Bitte aus, sie möge ihm doch schreiben, ob sie ihn noch liebe; sonst könne er sie nie wiedersehn, und doch fühlt er, daß er, sollte er dies nicht dürfen, darüber sterben werde. Freilich leidet das Gedicht an Schwäche, Geschraubtheit und Ueberspannung, aber doch tritt zuweilen die einfache von Herzen kommende Sprache des Gefühls

hervor, und daß es in Goethes Handschrift vorlag, ist zu gut bezeugt, als daß ein Zweifel gestattet wäre, ob es diesem wirklich angehöre. Es ist in arger, wohl durch seine Gewissensqual hervorgerufener Verdüsterung geschrieben, die den reinen Strahl seines Gefühls, das er nicht ganz aussprechen durfte, trübte, nicht an dem unmittelbar auf Friederikens Abreise folgenden Morgen, sondern ein oder ein paar Tage später, wo ihm der Gedanke, daß die Geliebte, die ihm überall fehlt, ihn ganz aufgegeben habe, schwer auf die Seele fiel. Der Anfang deutet auf den Gegensatz der frühern Tage, wo er Friederiken in Straßburg wußte und sie zu sehn hoffen durfte, und der jetzigen traurigen Gewißheit, daß diese „güldenen Träume" vorüber seien und er nach ihrem Abschiede sich sagen muß, ihr Herz sei gleichgültig gegen ihn geworden. Die ungeraden Verse sind bald fünf-, bald sechsfüßige weiblich endende jambische Verse; die geraden sind immer jambische Dimeter, nur in Strophe 4—7 hat der zweite Vers fünf Füße. Solche Freiheiten erlaubten sich die Dichter der Zeit, nur sind sie hier meist bezeichnend verwandt. Wenn man das Gedicht verwirft, so raubt man freilich dem Dichter kein Kleinod, aber man trübt sich die Einsicht in seine Seelenzustände und die Erkenntniß, daß auch ihm in solcher Beklemmung der Seele nicht die reine Sprache des sich anschaulich ausprägenden Gefühls gelang.

Kurz vor seinem Abgange von Straßburg besuchte er noch einmal die Geliebte in Sesenheim, von welcher er einen herzlichen, aber traurigen Abschied nahm, und von Straßburg sandte er ihr noch die seine tiefe Anhänglichkeit an sie und den Schmerz, ihr entsagen zu müssen, mit reiner Innigkeit ausprägenden Verse, die er an einem düstern, nebelgrauen Augustmorgen schrieb:

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld;
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedrike,
Dürft' ich nach dir zurück!
In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht *),
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht;
Sie sehn die Sonne nimmer,
Und ich Friedriken nicht.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein;
Umher ist alles Leben,
Es sprudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube,
Ach, denk' ich, wär' sie hier!
Ich gäb' ihr diese Traube,
Und sie — was gäb' sie mir? **)

So trübe heute die Natur ist, so trübe ist es in seiner Seele, da er Friederiken nicht mehr sehn, seinem höchsten Glücke in ihr entsagen soll. Der rauhe, unbehagliche Wind erschüttert den Baum, der vor Beben zu erbleichen scheint, und die Wiese, über die er streicht, verliert beim Mangel des Sonnenscheins den hellen grünen Schimmer, wie sein Gesicht trübe ist, weil ihm

*) Es ist ein Baum bei Straßburg gemeint, zu dem Goethe wohl die Geliebte geführt und ihr ihre eingeschnittenen Namenszüge gezeigt hatte.

**) Aehnlich heißt es am Schlusse seines ersten Briefes an Friederiken: „Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wiedergäbe".

Friederikens Anblick fehlt. Bald wird er von hier weg und in Frankfurt bei der jubelnden Weinlese sein, aber auch da wird er sich nicht freuen können, sondern sehnsüchtig Friederikens gedenken, wobei in der „öden" Laube und der Schlußfrage eine Erinnerung an die sesenheimer Laube durchklingt, in welcher ihre Nähe und ein Kuß von ihr ihn so beseligt hatte. Welch ein Abstand gegen das vorige Gedicht! Man fühlt, sein von Entsagungsschmerz noch zitterndes Herz hatte sich in Sesenheim von der Last befreit, welche nach Friederikens Abreise von Straßburg ihm schwer auflag.

In der letzten Zeit hatte sich der eben als Hofmeister zweier Adligen nach Straßburg gekommene Dichter Jakob Reinhold Lenz an Goethe so eng angeschlossen, daß dieser ihm seine geheimsten Seelenregungen vertraute. Diesem schenkte Goethe Shakespeares Othello mit der Widmung: „Seinem und Shakespeares würdigen Freunde Lenz Goethe", und trug sich unmittelbar vor seiner Abreise in dessen Stammbuch mit den Versen ein:

Zur Erinnrung guter Stunden,
Aller Freuden, aller Wunden,
Aller Sorgen, aller Schmerzen
In zwei tollen Dichterherzen
Noch im letzten Augenblick
Laß ich Lenzen dies zurück.

Goethe war schon damals von dem Bewußtsein durchdrungen, daß er zum Dichter geboren sei, und er trug sich nicht weniger als Lenz mit großen Planen, noch mehr mit ungewissen Ahnungen einer, wenn auch viel bewegten, doch an dichterischen Erfolgen reichen Zukunft. Ein entscheidender Grund, die undatirten Verse später zu setzen, ist nicht vorhanden, und an sich ist es kaum zu denken, daß Lenz, der auf die innigste Verbindung mit Goethe

ausging, diesen entlassen haben sollte, ohne ihn zu einem Erinnerungssprüche in sein Stammbuch zu veranlassen.

Alle in Straßburg gedichteten Lieder, so weit wir sie kennen, zeigen eine große Einfachheit der Form. Meistens haben wir Strophen aus vier Versen oder aus einem doppelten vierzeiligen Systeme; die Verse sind alle jambisch und wechseln paarweis, die geraden sind weiblich, die ungeraden männlich und regelmäßig kürzer. Nur einmal finden wir eine sechsversige Strophe, in welcher V. 3 und 6, die männlich auslauten, und paarweis die übrigen, sämmtlich weiblichen Verse reimen; ein andermal findet sich eine ganz ähnliche neunversige Strophe. Eine einfache trochäische Strophe aus sechs paarweis reimenden Versen, von denen nur die beiden letzten männlich sind, ist der Spruch in Lenzens Stammbuch. Anapäste treffen wir nur in einem kleinen Gedichte. Die Berechtigung, andere Gedichte, wie der neue Amadis (Lied 3) und selbst das herrliche Mailied (Lied 58), in diese Zeit zu setzen, müssen wir in Abrede stellen. Unreine Reime sind häufig; nicht allein reimen mehrfach **i** und **ü**, sondern auch ei und eu (Eier Abenteuer), ei und äu (Eiche Gesträuche, gereimt versäumt), ei und ai (herbei Mai), **e** und **ö** (Wetter Götter), selbst **ä** und **ö** (Schöne Thräne), **d** und **t** (Kinder Winter, Freude Seite), **k** und **ck** (Friederike Blicke), **d** und **dt** (Mädchen Städtchen), doch sind einzelne Lieder fast ganz rein und die Reime recht bezeichnend.

Bittere Reue über die Qual, die er Friederiken gebracht, deren Herz er tief verwundet hatte, verfolgte den jungen Dichter nach Frankfurt; eine weitere briefliche Verbindung mit ihr war ihm unmöglich, wenn er ihr auch freundliche Sendungen zukommen ließ. In Liedern ergoß er seine Reue ebenso wenig wie die tiefe Sehnsucht seines Herzens; seine ganze Seele ruhte auf seinem

Götz, der auch in dem treulosen Weislingen zu seiner eigenen Buße ein dichterisches, freilich außerordentlich verschiedenes Abbild seiner Schuld gegen Friederiken gab. Shakespeare war jetzt mehr als je sein Heiliger; neben diesem zog ihn Ossian besonders an. Noch vor dem Ablaufe des Jahres 1771 war die Dramatisirung der Geschichte des treuherzigen Götz vollendet, in welcher Liebetraut ein Lied auf den listigen Sieg im Felde der Liebe singt, der junge Georg die Geschichte vom Knaben und Meischen neckisch singt und das phantastische Lied der Zigeunerin mit dem Chor der Zigeunerinnen erschallt. Hier schlägt Goethe schon wieder einen freiern Liederton an. Das Zigeunerlied ist in vierversigen Strophen von reimlosen jambischen Versen geschrieben, deren letzter um einen Fuß kürzer ist, und der Anapäst tritt hier sehr häufig auf, auch in dem aus seltsamen Tönen bestehenden Refrain. In Liebetrauts Lied folgen, wie schon in dem Gedichte Unbeständigkeit des leipziger Liederbuches, auf einen Jambus drei Anapäste. In der ersten Strophe sind die ungeraden Verse vierfüßig und lauten männlich aus, die geraden, die weiblich auslauten, haben nur zwei Füße. Daran schließt sich eine fünfversige Strophe, in der V. 1, 3 und 4, und 2 und 5 reimen; alle lauten männlich aus und sind mit Ausnahme des letzten um einen Fuß kürzern Verses vierfüßig. Ganz einfach dagegen ist Georgs Knabenlied, das aus einem Paar reimender jambischer Dimeter besteht, die nur in der zweiten Strophe weiblich sind.

Goethes Liederlust scheint erst im nächsten Frühjahr wieder erwacht zu sein, wo ihm in Darmstadt ein neuer, frischer Kreis theilnehmender Freunde und Freundinnen sich eröffnete. Er hatte durch seinen Freund J. G. Schlosser den scharfen Beurtheiler von Dichtung und Kunst, J. H. Merck, der selbst dichterisch angeregt war, schon im Herbst kennen lernen und sich gefreut, in ihm

nach Herders Verlust wieder einen Menschen zu finden, „in dessen Umgang sich Gefühle entwickeln und Gedanken bestimmen". Anfangs März 1772 besuchte er in Schlossers Gesellschaft Merck auf einige Tage, wo er mit dessen Freunden und Freundinnen in Verbindung trat und auch Herders Geliebte, die Schwägerin des Geheimerath Hesse, Karoline Flachsland, kennen lernte. Letztere schreibt an Herder, Schlosser und Goethe hätten Merck auf etliche Tage besucht, und sie sei mit ihnen zwei Vormittage und auch beim Mittagessen gewesen. Da Goethe mit Begeisterung von Herder gesprochen, habe sie ihn recht lieb gewonnen. Er sei ein so gutherziger Mensch, ohne gelehrte Zierath; mit Mercks Kindern habe er sich viel zu schaffen gemacht. „Den zweiten Nachmittag haben wir auf einem hübschen Spaziergang und in unserm Hause bei einer Schale Punsch zugebracht. Wir waren nicht empfindsam, aber sehr munter, und Goethe und ich tanzten nach dem Klavier Menuetten, und darauf sagte er uns eine vortreffliche Ballade von Ihnen." Als er Anfangs April allein zu Fuß nach Darmstadt ging, dichtete er das von seinem ahnungsvoll bewegten Dichterherzen eingegebene Wanderers Sturmlied (vermischte Ged. 14), das eigentlich kein in sich fortlaufendes Ganzes bildet, sondern nur einzelne kleinere Ausbrüche seines Gefühls enthält, welche er in kürzern Zwischenräumen auf eine äußere Veranlassung hin sich vorsagte, ähnlich wie später die Harzreise und an Schwager Kronos (vermischte Ged. 12. 13). Die freien Verse, in denen das Gedicht geschrieben ist, unterscheiden sich durchaus von den vierversigen Strophen der leipziger Oden an Behrisch (vgl. oben S. 25). Die Länge der Strophen steigt von 4 und 5 bis zu 18 Versen, und zwar stehen hier die kleinen Strophen nicht am Anfange, vielmehr beginnt das Gedicht mit zwei wiederholten Strophen von 8 Versen. Das vorherrschende

Versmaß ist das trochäische, bei dem zuweilen der Daktylus statt des Trochäus eintritt. Der längste Vers ist der fünffüßige, nur einmal in einer sehr bewegten Stelle findet sich ein sechstehalbfüßiger mit Daktylus an vierter Stelle; die kleinsten sind die zwei- und anderthalbfüßigen, die ein paarmal die Formen — ⏑ ⏑ — ⏑ und — ⏑ ⏑ — erhalten. In den vier ersten Strophen findet sich nur *ein* jambischer Vers oder, wenn man will, ein Vorschlag. Die fünfte Strophe beginnt jambisch-anapästisch, aber schon mit dem dritten Verse tritt wieder das trochäische Maß ein und den Schluß bildet der kürzeste trochäische Vers. In der sechsten treten jambische Verse ein, während in der siebenten und achten nur je ein solcher sich findet, die neunte, in welcher viele Daktylen stehen, davon ganz frei ist. Die große zehnte hat nur ein paar jambische Verse. Einmal haben wir hier den Vers — ⏑ ⏑ — | — ⏑ — ⏑ —. Jambisch-anapästisch könnte man auch die Verse „Sturmathmende Gottheit“ und „Allmächtige Sonne beglänzt“ lesen wollen. Auch in der letzten am Anfang sehr bewegten, in den Rhythmen malerischen Strophe treten zuletzt kleine jambische und jambisch-anapästische Verse ein. Das Gedicht zeugt von dem leidenschaftlichen Eifer, mit dem er damals die griechischen Dichter, besonders Pindar, las. Dadurch war auch seine Anwendung der freiern Verse eine ganz andere als in Leipzig geworden. Gegen den 7. April schreibt Karoline Flachsland: „Unser Freund Goethe ist zu Fuß von Frankfurt gekommen und hat Merck besucht. Wir waren alle Tage beisammen und sind in den Wald zusammen gegangen und wurden auch zusammen durch und durch beregnet. Wir liefen alle unter *einen* Baum und Goethe sang uns ein Liedchen, das Sie aus dem Shakespeare übersetzt. Er hat uns einige der besten Szenen aus seinem *Gottfried von Berlichingen* vorgelesen. — Goethe steckt voller

Lieder. Eins von einer Hütte, die in Ruinen uralter Tempel gebaut, ist vortrefflich. Merck hat ihm von unserer Lila (Hofdame in Homburg) erzählt, und hier theile ich Ihnen etwas aus seinem Herzen mit, das er an einem schönen Frühlingsmorgen, da er allein in dem Tannenwald spazieren ging, gemacht hat." Das Lied von der Hütte ist offenbar der Wanderer (Kunst Ged. 2), es wurde aber später in Wetzlar umgearbeitet, wohl auch weiter ausgeführt, doch in der freiern Versform dürfte das Gedicht, dessen Motiv er schon im vorigen Jahre gefunden hatte, bereits geschrieben gewesen sein. Auch hier wechseln jambische und trochäische Verse, wobei die Wahl derselben, wie die Länge der Verse und des Eintretens der Anapäste und Daktyle an der Stelle der Jamben und Trochäen bezeichnend verwandt ist. Dagegen scheint das Liedchen, das er im Tannenwald aus seinem Herzen schrieb, verloren gegangen zu sein, wenigstens läßt sich mit Sicherheit keines aller bekannten goetheschen Gedichte hierauf beziehen. Bergk möchte das viel spätere Lied an die Entfernte (Lied 45) hierher ziehen. Wohl nicht im Tannenwald, aber in derselben Zeit dürften die auf den April deutenden Verse gedichtet sein, welche Schöll unter den aus dem Nachlasse der Frau von Stein stammenden Papieren fand, die Goethe selbst dieser am 1. Juni 1776 übergab:

Ein zärtlich jugendlicher Kummer
Führt mich ins öde Feld. Es liegt
In einem stillen Morgenschlummer
Die Mutter Erde. Rauschend wiegt
Ein kalter Wind die starren Aeste. Schauernd
Tönt er die Melodie zu meinem Lied voll Schmerz.
Und die Natur ist ängstlich still und trauernd,
Doch hoffnungsvoller als mein Herz.
  Denn sieh, bald gaukelt Dir mit Rosenkränzen
In runder Hand, Du Sonnengott, das Zwillingspaar

Mit offnem blauen Aug', mit krausem goldnen Haar
In Deiner Laufbahn Dir entgegen. Und zu Tänzen
Auf neuen Wiesen schickt
Der Jüngling sich und schmückt
Den Hut mit Bändern, und das Mädchen pflückt
Die Veilchen aus dem jungen Gras, und bückend sieht
Sie heimlich nach dem Busen, sieht mit Seelenfreude
Entfalteter und reizender ihn heute,
Als er vorm Jahr am Maienfest geblüht,
Und fühlt und hofft.
    Gott segne mir den Mann
In seinem Garten dort! Wie zeitig fängt er an
Ein lockres Beet dem Samen zu bereiten!
Kaum riß der März das Schneegewand
Dem Winter von den hagern Seiten,
Der stürmend floh und hinter sich aufs Land
Den Nebelschleier warf, der Fluß und Au
Und Berg in kaltes Grau
Versteckt: da geht er ohne Säumen,
Die Seele voll von Ernteträumen,
Und sät und hofft.

Man kann den Kern des Gedichtes nicht ärger mißverstehn, als wenn man es Frühlingsnahen überschreibt. Der Dichter setzt hier seiner eigenen Hoffnungslosigkeit die Hoffnung der Natur und der auf ihr Erwachen sich freuenden Menschen entgegen. Die Hoffnung der Natur führt ihn auf die nahende Blütenzeit, wo er ein liebliches Zwillingspaar von Kindern mit Rosenkränzen geschmückt umhergaukeln sieht, der Jüngling sich zum Maifeste schmückt und das Mädchen sich seiner eigenen sich immer schöner entfaltenden Blüte hoffnungsvoll freut. Da fällt sein Blick auf den schon den Garten umarbeitenden Mann, der gleichfalls von Hoffnung erfüllt ist. Der Gegensatz wird nicht weiter ausgeführt, und so fehlt freilich die abschließende Vollendung, aber der goethesche Geist ruht auf dem Ganzen unverkennbar. Das in Jamben

geschriebene Gedicht beginnt mit einer achtversigen zweitheiligen Strophe, deren zweiter Theil längere Verse hat, nur der letzte ist den Anfangsversen gleich. In der zweiten Strophe folgen auf vier längere Verse in der Reimform a b b a zuerst drei Reimverse, von denen die beiden ersten kürzer, dann wieder vier ähnlich wie am Anfang reimende Verse, von denen die beiden letzten kürzer sind, endlich ein kurzer reimloser, auf den Schluß der dritten Strophe reimender Vers. In dieser reimen die beiden ersten Verse, von denen der erste kürzer ist, dann folgen vier abwechselnd reimende Verse, zwei Reimpaare und der dem Schlusse der zweiten Strophe entsprechende Vers.

Goethe ging diesmal mit Merck nach Homburg, wo er Lila (die Hofdame Ziegler) und deren Freundin von Roussillon, Hofdame zu Zweibrücken, kennen lernte. Ende April schreibt Karoline Flachsland: „Goethe und meine Lila sind wieder hier; ich habe das warme, feurige Mädchen nur eine Minute gesehen, und mit Goethe waren wir gestern bei meinem Fels und Hügel. Er hat sich einen großen prächtigen Fels zugeeignet, und geht heute hin, seinen Namen hinein zu hauen; es kann aber niemand darauf als er allein." Der hier gemeinte große Fels befindet sich am Hergottsberg im bessunger Walde; er ist am 28. August 1872 von dem darmstädter Verein für Errichtung von Gedenktafeln feierlich mit einer solchen versehen worden. Goethe ward von Lila sehr angezogen. Einmal las er in ihrer Gegenwart aus Sternes Tristram Shandy die Geschichte des armen le Fèvre.

Von Wetzlar aus, wohin sich Goethe bald nach der Rückkehr von Darmstadt begab, schickte er Karolinen, wie diese am 25. Mai berichtet, die Gedichte Elysium, Pilgers Morgenlied (vermischte Gedichte 7. 8) und den auf ihren Felsen bezüglichen Felsweihegesang an Psyche:

Veilchen bring' ich getragen,
Junge Blüthen zu Dir,
Daß ich Dein moosig Haupt
Ringsum bekränze,
Ringsum Dich weihe,
Felsen des Thals!

Sei Du mir heilig!
Sei den Geliebten
Lieber als andre
Felsen des Thals!

Ich sah von Dir
Der Freunde Seligkeit,
Verbundne Edle
Mit ewgem Band.

Ich irrer Wandrer
Fühlt' erst auf Dir
Besitzthumsfreuden
Und Heimatsglück.

Da, wo wir lieben,
Ist Vaterland;
Wo wir genießen,
Ist Hof und Haus.

Schrieb meinen Namen
An Deine Stirn;
Du bist mir eigen
Mein Ruhesitz.

Und aus dem fernen
Unlieben Land
Mein Geist wird wandern
Und ruhn auf Dir.

Sei Du mir heilig!
Sei den Geliebten

Lieber als andre
Felsen des Thals!

Ich sehe sie versammelt
Dort unten um den Teich;
Sie tanzen einen Reihen
Im Sommerabendroth,
Und warme Jugendfreude
Webt in dem Abendroth.
Sie drücken sich die Hände
Und glühn einander an.
Und aus den Reihn verlieret
Sich Psyche zwischen Felsen
Und Sträuchen weg, und trauernd
Um den Abwesenden
Lehnt sie sich über den Fels.
Wo meine Brust hier ruht,
An das Moos mit innigem
Liebesgefühl sich *)
Athmend drängt,
Ruhst Du vielleicht dann, Psyche!
Trübe blickt Dein Aug'
In den Bach hinab,
Und eine Thräne quillt
Vorbeigequollnen Freuden nach;
Hebst dann zum Himmel
Dein bittend Aug',
Erblickest über Dir
Da einen Namen.
Auch der!
Nimm des verlebten Tages Zier,
Die bald welke Rose von Deinem Busen,
Streu' die freundlichen Blätter
Uebers düstre Moos,
Ein Opfer der Zukunft!

---

*) Sich sollte wohl zum folgenden Vers gezogen werden.

Der Dichter denkt sich, daß er seinen geliebten Fels, von dem er früher durch Einhauen seines Namens Besitz genommen, dann besteige, um ihn mit Veilchen zu bekränzen und ihn so für alle Zeit sich zu weihen. Die sechsversige reimlose Strophe beginnt mit zwei daktylischen Versen (— ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ | — ⏑ — ⏑ ⏑ —), woran sich kurze allmählich abnehmende jambische anschließen. In den sieben darauf folgenden Strophen (die siebente ist die wiederholte erste) wird die Weihung vollzogen. Ihm soll der Fels heilig sein und seinen Freunden lieb, deren Seligkeit er von ihm herab geschaut und auf dem er erst die Freude wirklichen Besitzes einer wahren Heimat gefunden. Er ist jetzt sein eigen und sein Geist wird aus fremdem Lande (er sollte gleich darauf nach Wetzlar), wenn er sich dort unbehaglich fühlt, zu ihm eilen. Sämmtliche vierversige Strophen sind, wie die drei letzten Verse der Einleitung, jambisch, Str. 3—6 einander ganz gleich, in den übrigen weichen bloß die beiden ersten Verse etwas ab. Im dritten Theile des Gedichtes sieht er in der Zeit, wo er fern sein wird, die Freunde unten am Teiche (zwei kleine durch ein Bächlein verbundene, mit Erlen und Eschen umgebene Waldteiche lagen früher dem Fels gegenüber) fröhlich tanzen, aber Psyche, unter welchem Namen Herder Karolinen besang, die Gesellschaft verlassen, den Fels aufsuchen, dort sich anlehnen und, indem sie sehnsüchtig in den herabfließenden Bach hinabschaut in Erinnerung glücklich mit Herder verlebter Stunden (Herders wird nicht ausdrücklich gedacht) eine Thräne vergießen, dann aber, indem sie den Blick zum Himmel erhebt, um dessen Segen auf ihren Bund herabzuflehen, Goethes Namen oben sehn, und auch seiner sehnsüchtig gedenken. Zuletzt fordert er sie auf, die an ihrer Brust fast verwelkte Rose zu zerpflücken und die bunten Blätter als „Opfer der Zukunft" (was wohl heißen soll mit der Bitte

um Gewährung ihrer Wünsche) über das dunkle Moos des Felsens zu streuen. Dieser letzte Theil ist in reimlosen jambischen Versen geschrieben. Zuerst acht wechselnd weiblich und männlich reimende dreifüßige, dann drei weibliche und vier männliche gleiche Verse bei denen zweimal ein Anapäst sich einmischt, zwei kleinere Verse aus zwei Jamben, ein dreifüßiger weiblicher, und darauf zwei zweifüßige mit beginnenden Anapästen, ein drei- und ein vierfüßiger; dann wieder drei kleinere jambische Verse und ein einzelner Jambus. Zuletzt zwei vierfüßige jambische, von denen der letzte zwei Anapäste hat, ein dem ersten Verse gleicher daktylischer und zwei zweifüßige jambische mit je einem Anapäst. Herder wurde über dieses Lied Goethes, das ihm Karoline mittheilte, so ungehalten, daß er ihr zur Erwiderung ein längeres Gedicht sandte, in welchem er sie auffordert, keine welke Rose auf todtem Moose in düsterer Gegend zu opfern, wie es ein irrer Götzenpriester befehle, der den Fels erstiegen, ihn ungeweiht besungen und mit frecher Hand ihm einen Namen eingezwungen habe. Sie solle sich nicht weinend an den Fels anlehnen, sondern das Saitenspiel der Freude und Hoffnungen aufnehmen; gegenseitig wollten sie sich das Knöspchen Hoffnungsrose senden und es auf schönstem, kühlstem Moose des Wäldchens opfern. Goethe ward über diese Bitterkeit Herders recht aufgebracht, und schrieb ihm, im Aerger habe er ihn einen intoleranten Pfaffen genannt; Götzenpriester und mit frecher Hand einzwang sei nicht recht gewesen. „Hatte ich Unrecht, vor Eurem Mädchen einen Trauerakkord zu greifen, mußtet Ihr mit Feuer und Schwert drein tilgen?“ fragt er mit vollem Rechte.

Die beiden andern Gedichte, welche sich auf Goethes Anwesenheit in Homburg beziehen, sind an Fräulein Ziegler und Fräulein von Roussillon gerichtet; sie sprechen das hohe selige Ver-

trauen aus, welches er zu den fernen, ihm lebhaft vorschwebenden Freundinnen gefaßt hat. Eine wertherſche Empfindſamkeit, aber zugleich die ſelbſtbewußte Kraft des von der Liebesmacht erfüllten, gefaßt der Zukunft entgegenſchauenden Jünglings prägt ſich in ihnen aus. In dem Gedicht an Lila herrſchen kleine trochäiſche Verſe vor (nur zweimal ſteigen ſie zur Länge eines Dimeters), zwiſchen welche ein paar jambiſche ſich ſchlingen, häufiger in der letzten Strophe, wo auch am Schluſſe der bewegte Daktylus eintritt. Im andern Gedichte findet gerade das umgekehrte Verhältniß ſtatt; jambiſche und jambiſch-anapäſtiſche Verſe bilden den Charakter, trochäiſche und trochäiſch-daktyliſche die Ausnahme. Auch das Gedicht der Wanderer erhielt in Wetzlar ſeine Vollendung. Goethe ſchreibt im folgenden Jahre an Keſtner, er habe es in ſeinem geliebten Garten an einem ſeiner ſchönſten Tage gemacht, Lotten ganz im Herzen und die künftige Glückſeligkeit ihrer Verbindung mit dem Freunde vor ſeiner Seele. Die weitere Ausführung des Gedichtes müßte demnach in den Sommer fallen. Goethe berichtet ſelbſt, daß er ſich mit dem in Wetzlar anweſenden Dichter Gotter in einer Ueberſetzung von Goldſmiths deserted village verſuchte, die dieſem beſſer gelungen ſei, weil er ſelbſt allzuängſtlich die zarte Bedeutſamkeit des Originals nachzubilden getrachtet. Wenn er in ſeiner Lebensbeſchreibung äußert, er habe fortgefahren, die Dichtkunſt zum Ausdruck ſeiner Gefühle und Grillen zu benutzen, kleine Gedichte, wie der Wanderer, ſeien damals entſtanden und in den göttinger Muſenalmanach aufgenommen worden, ſo dürfte dies kaum richtig ſein: von derartigen Gedichten iſt eben keine Spur, und ſollte er auch gelegentlich für Lotten ein Gedicht gemacht haben, etwa zu einem feſtlichen Tage oder als Text zu einer Melodie, ſo waren dieſe Kleinigkeiten doch nicht aus vollem Herzen gefloſſen; in der Be-

klemmung seiner Seele, in welcher er eben seine Leidenschaft für die Braut seines Freundes zurückdämmen mußte, war an keinen frischen Erguß zu denken. Er versenkte sich in Wetzlar ganz in Pindar. Vielleicht fällt in diese Zeit die erhaltene Uebersetzung von Pindars fünfter olympischer Ode in freie Verse, in welchen er nur bei der ersten Strophe die Zahl der Verse Pindars beibehalten hat, selbst Strophe und Gegenstrophe von einander abweichen. Auf den Vers scheint er hier wenig Sorgfalt verwandt zu haben. Damals las er zuerst Herders Fragmente zur deutschen Literatur, in welchen ihn besonders die Ausführung ergriff, daß Gedanke und Ausdruck wie Seele und Leib unzertrennlich in der Dichtkunst verbunden seien.

Trug demnach der wetzlarer Aufenthalt, sehen wir von den vor die Bekanntschaft mit Lotten fallenden Gedichten und der weitern Ausführung des Wanderers ab, keine dichterischen Blüten, so fand Goethe dagegen Gelegenheit, sich in den frankfurter gelehrten Anzeigen, zu welchen er sich mit Merck und Schlosser verbunden hatte, über die lyrische Dichtkunst auszusprechen. Schon in dem Blatte vom 9. Juni, dem Tage, an dem er Lotten kennen lernte, bemerkte er, die neuern deutschen Dichter treibe nicht die Natur zum Singen, sondern ein gemachtes Gefühl, das sie der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken hätten, und darum seien die besten neuern Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Kopien. „Wir wünschen dem Verfasser (es ist von Blums lyrischen Gedichten die Rede) ein unverdorbenes Mädchen, geschäftlose Tage und reinen Dichtergeist ohne Autorgeist. Der beste Dichter artet aus, wenn er bei seiner Komposition ans Publikum denkt, und mehr von der Begierde nach Ruhm, zumal Journalistenruhm, als von seinen Gegenstand erfüllt wird.“ Noch bezeichnender ist

seine Aeußerung bei Gelegenheit der Gedichte eines polnischen Juden im Blatte vom 1. September, die also kurz vor seiner Flucht von Wetzlar geschrieben ist, wo er den Genius des Vaterlandes bittet, einen Dichter aufblühen zu lassen, in dessen Liedern Wahrheit und lebendige Schönheit seien, nicht Seifenblasenideale, wie sie jetzt in hundert deutschen Gesängen herumwallten. Es müßte ein Jüngling sein, der „voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten mannigfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblick wieder losrisse, wenn er, aus dem dichtenden Traume erwachend, fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Melodien des Nachts endlich auch eroberte und — auch wieder verließe, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann alle seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiszenzen mit dem Muthe eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete: des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genügen". Dieser Jüngling möge nun ein seiner werthes Mädchen finden, damit offenbar werde, daß nicht Fläche, sondern Weichheit des Herzens an seiner Unbestimmtheit schuld sei. „Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wanderung

ein Mädchen erblicken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familienkreise häuslicher thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die, Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborene Tugend, mitgeborenen Wohlstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das, jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern, verhülltern Seligkeiten dieser Welt ahnte, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldenen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte. Laßt die beiden sich finden; beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnen, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lall' er ahnend und hoffend und genießend, was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Thränen und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin." Die letzten Worte deuten auf Klopstocks Ode an Cidli, wo es heißt, keiner der Geliebten spreche die Liebe (das Gefühl zweier besserer Seelen, wie glücklich, wie ähnlich sich und wie glücklich sie dadurch sind) mit Thränen, mit dem verweilenden Blick und der Seele drin aus. Wie hoch Goethe auch Klopstock hielt, den ersehnten Dichter reinen Gefühls und vor allem der mit wärmster Glut die Seele durchzuckenden Liebe konnte er in ihm nicht erkennen. Die trunkene Lust zweier ganz für einander geschaffenen und das Glück ihrer seligen Verbindung durchempfindenden Seelen schien ihm erst den Dichter zu vollenden, der Ausdruck derselben die höchste Blüte

der Dichtung. Schon früher hatte er einmal bei Gelegenheit Gellerts, der nicht mehr als ein bel esprit, ein brauchbarer Kopf gewesen, die Bemerkung gemacht, die einzige Poesie sei die, welche aus vollem Herzen und wahrer Empfindung ströme.

Von dichterischen Ergüssen in der Zeit von Goethes schwerem Kampfe mit seiner Leidenschaft für Lotten wissen wir nichts, doch schrieb er in ein Exemplar von Goldsmiths deserted village, das er Lottens Verlobtem schenkte, die rasch hingeworfenen Verse:

Wenn einst nach überstandnen Lebens-Müh' und Schmerzen
Das Glück Dir Ruh- und Wonnetage gibt,
Vergiß nicht den, der ach! von ganzem Herzen
Dich und mit Dir geliebt!

Die Länge der Verse ist hier wechselnd, nur die beiden innern, aber nicht auf einander reimenden sind gleich lang, der abschließende vierte absichtlich der kürzeste.

Als Goethe vor seiner Flucht sich von Lotten und Kestner schriftlich verabschiedete, da ergoß sich sein Gefühl nicht in Versen, sondern er sprach seinen Schmerz und seine unvergängliche Liebe in tiefempfundenen Briefzeilen aus. Auch in Thalehrenbreitstein, wo er mit Merck bei Frau von Laroche zusammenkam, deren älteste Tochter Maximiliane ihn lieblich anzog, und nach der Rückkunft zu seiner Vaterstadt scheint er zu dichterischen Ergüssen keine Ruhe gefunden zu haben. Erst als er vom 6. bis zum 10. November mit Schlosser wieder in Wetzlar gewesen, erwachte die Lust am Leben in ihm von neuem. Doch die Dichtung zog ihn zunächst noch nicht an. Er ließ um diese Zeit den Bogen von deutscher Baukunst drucken. Bald darauf trieb es ihn nach Darmstadt zu Merck, wo er mehrere Wochen blieb. Am 27. November schreibt Herders Braut: „Unser guter Goethe ist hier und lebt und zeichnet, und wir sitzen beim

Wintertisch um ihn herum und sehen und hören. Es ist bei Merck eine Akademie; sie zeichnen und stechen in Kupfer zusammen.“ Den 5. Dezember berichtet sie, Goethe sei noch da und lehre Merck zeichnen; er scheine etwas stiller und geläuterter geworden, gegen Mädchen und Weiber besser als sonst; doch sei noch zu viel Asche von seiner ersten Liebe in seinem Herzen, als daß er lieben könnte. Von seiner Leidenschaft zu Lotten und seinen tiefen Seelenkämpfen wußte sie also nichts, auch nichts von Friederiken, nur von der ihm schon ferner liegenden leipziger, längst verheirateten Geliebten sprach er. Er denke ein Maler zu werden, bemerkt sie; da ihm alle Tugenden fehlten, so wolle er sich auf Talente werfen. Er selbst schreibt denselben Tag an Herder, er sei jetzt ganz Zeichner, habe Muth und Glück; Merck versifizire und drucke; sie bespiegelten sich ineinander, lehnten sich aneinander und theilten Freud' und Langeweile auf dieser Lebensbahn. Einige Tage später kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er, wie er an Kestner schreibt, wieder mit neuen Planen und Grillen umging. Er sei wieder ziemlichen Humors und arbeite brav, bemerkt er bald darauf, abenteuerlich, wie immer, möge herauskommen, was wolle. Wenn Varnhagen zuverlässig wissen wollte, die Verse **Mamsell N. N.** (Epigrammatisch 17), die Goethe im Juli 1774 an Schönborn schickte, seien vom Jahre 1772, so müßten sie wohl in diese Zeit fallen. Dieser könnten denn auch die handschriftlich erhaltenen Verse angehören, nach der Melodie: „O Vater der Barmherzigkeit“, auf die er schon das Lied **Sehnsucht** gedichtet hatte (oben S. 47):

O Vater alles wahren Sinns
Und des gesunden Lebens,
Du Geber köstlichen Gewinns,
Du Fördrer treuen Strebens,
Sprich in mein Herz Dein leises Wort,

Bewahre mich so fort und fort
Für Heuchlern und für H—.

Hier ist offenbar ein Vers nach V. 5 ausgefallen. Auch die Verse eines lutherischen Geistlichen in den zahmen Xenien VI. gehören in diese Jahre.

An frohem gesellschaftlichem Zusammenleben fehlte es Goethe jetzt nicht. So war er Weihnachten mit einigen „guten Jungen“ auf dem Lande, wo ihre Lustbarkeit sehr laut und Geschrei und Gelächter von Anfang bis zu Ende war. Um diese Zeit muß auch das „Concerto dramatico del Sigr. Dottore Flamminio detto Panurgo secundo. Aufzuführen in der darmstädter Gesellschaft der Heiligen“ fallen, eine Erwiederung auf einen von dem darmstädter Kreise, der sich „Gemeinschaft der Heiligen“ nannte, erlassenen Brief, den er als ein „Freudenblatt“ bezeichnet. Die Namen Flamminio, mit Anspielung auf flamma (Glut), kaum auf Fleming, und Panurgo (Kannalles) hatte er wohl in Darmstadt erhalten; diese oder vielleicht auch nur gleichbedeutende waren ihm in dem Briefe gegeben worden. Das Ganze ist ein lustiger Einfall, von welchem wir nicht wissen, inwiefern einzelnes sich auf den Brief der darmstädter Freunde bezieht. Der Dichter läßt alle verschiedenen Arten von Musikstücken in seinem dramatischen Konzert auftreten. Die beiden ersten achtversigen Strophen, von denen die erste trochäische im $^4/_4$, die andere jambisch-anapästische im $^3/_8$ Takt gesungen werden soll, preisen die Göttin Langeweile, die in dem Winterwetter vom Olymp herabgestiegen sei und den Freunden die „stumpfen Federn“ in die Hand gegeben habe, und feiern dann launig die Wirksamkeit derselben. Die folgenden Stücke, ein Arioso in zwei fünffüßigen gereimten Jamben und ein Allegro con furia in freien, oft mit Anapästen gemischten, bloß in der

ersten Hälfte der dreizehnversigen Strophe gereimten jambischen Versen, das durch ein Cantabile treffend parodirt wird, spotten über eine schlechte Abbildung der Juno und eine Darstellung des jüngsten Gerichts in der verpfuschten Weise des Höllen-Breughel. Auf eigenthümliche Weise spricht das Andantino in einer achtversigen trochäischen Strophe, in welcher die kürzern geraden Verse reimen, den sprichwörtlichen Gedanken aus: „Die Zeit bringt Rosen, aber auch Dornen.“*) Das Lamentabile persiflirt in einer sechsfüßigen paarweise reimenden trochäischen Strophe treffend die langweilige Seufzerdichtung, wie das Allegro con spirito in einer ähnlichen Strophe, deren Verse sämmtlich dem 3. und 4. der vorigen gleich sind, in bombastischer Weise ausführt, daß alles auf Erden liebe, worauf der Choral in einer fünfzeiligen jambischen Strophe mit Benutzung gangbarer Gebetsprüche Gott bittet, sie vor Langeweile zu schützen und lieber hungern zu lassen.**) Nun wird es gleich lustiger. Zunächst beginnt ein Capriccio con Variazioni, welches das Drängen der Welt nach Vergnügen bezeichnet; dieses selbst besteht aus vier paarweis reimenden kurzen jambisch-anapästischen Versen, von denen nur die geraden reimen; die drei Variazioni sind ähnliche, nicht ganz gleiche achtversige Strophen. Die erste Variazion geht darauf, daß alle auf Erden sich dreist wagen, es koste, was es wolle***); die zweite führt die Eislust, die dritte die tolle Reiterei aus. Daran schließt sich als Aria ein französisches Scherzlied auf eine wunderliche Heilung eines Mädchens durch einen jungen hübschen Arzt. Ein beruhigendes Molto andante gilt dem

*) „Nicht gar“ muß hier wohl heißen sollen „Nicht genug“.

**) Die Worte „Kennst Deine Kinder“ weisen darauf hin, daß sie als treue Kinder eine solche Gabe von Gott verlangen dürfen.

***) Statt „der Erde“ sollte eigentlich „auf der Erde“ stehn. „Gott weiß“, für „Gott weiß, was“.

Spruche des Predigers, daß jedes seine Zeit hat; es ist in acht kurzen, jambisch-anapästischen paarweis reimenden Versen geschrieben. Con espressione enthält in einer achtversigen jambischen Strophe den wunderlichen Stoßseufzer an die geliebte Marianne, ihm doch die Liebe einer andern zu gestatten, von der ihm eine Zigeunerin Gefahr fürs ganze Leben geweissagt hat.*) Das Ganze schließt mit einem wildbewegten Presto fugato. Zuerst werden alle zum jubelnden Genusse der Obsternte und der Weinlese eingeladen, aber trotz des lustigen Aufspielens stehen die Gerufenen, die, wie Fausts Wagner, von Volkslust nichts wissen, verblüfft da. Als sie auf den Zuruf, lustig mitzusingen und mitzuspringen, sich noch immer nicht regen, wird dieser großen Geister gespottet, die kein natürliches Gefühl haben, künstlich alles zusammenbringen müssen, selbst jeder Schöpfungskraft entbehren. Endlich wird alle Welt aufgerufen, sich an der Lust zu betheiligen, von der niemand ausgeschlossen sei, auch nicht „Zöllner und Sünder", wobei Kritaster (launig statt Kritikaster) und Poeten brüderlich nebeneinander stehen, wie H— und Propheten, aber auch noch jetzt bleiben jene großen Meister wie die Laffen stehn, worauf denn das Ganze mit einem lustigen Spotte über diese Dummheit (Dum du, dum du u. s. w.) schließt. Das Concerto ist nur ein sprudelnder Ausbruch übermüthiger Laune, zeugt aber bei aller Raschheit des Entwurfes von großer Formgewandtheit und geistiger Beweglichkeit. Vielleicht ward es gedruckt, so daß es das Impressum comicum sein könnte, das Goethe am 8. Januar Kestner sandte.

*) Von Löper, der unser Gedicht in der hempelschen Ausgabe V, 242 ff. mit Erläuterungen gibt, will „ein Weiblein der Sybillenschaar" auf ein ihm gefährliches Mädchen beziehen, aber das Weiblein droht nicht Gefahr von seinen eigenen, sondern von fremden Augen.

Einer neuen Liebe konnte des Dichters noch von Lotten tiefverwundetes Herz sich nicht hingeben, fühlte er sich auch damals von der, wie er meinte, an demselben Tage mit Lotten geborenen Susanna Magdalena Münch angezogen, deren Geburtstag er am 11. Januar wohl lustig mitgefeiert hatte. Bald darauf, als die Mädchen eines Abends um die anwesenden Junggesellen würfelten, fiel ihm Magdalena zu, die er seit dieser Zeit scherzhaft sein liebes Weibchen nannte, aber neben ihr war er auch andern Mädchen seiner Bekanntschaft gut, ohne daß eine leidenschaftliche Neigung sich entwickelte. Zu lyrischen Gedichten fehlte ihm auch damals alle Stimmung, nur zu launigen Knittelversen fand er sich aufgelegt, wie wir solche in einem Januarbriefe an Kestner finden. Zunächst hielt er sich an das Zeichnen. Am 5. Februar kam Merck auf einige Tage. Damals schrieben beide wohl die lustigen Knittelverse an Herder, auf welche dieser am 3. März etwas derb in seiner erhaltenen Bilderfabel und einem geistlichen Brief antwortete; freilich meinte Karoline, Herder habe noch lange nicht so geantwortet, wie Goethe zuerst gepfiffen. Auch war es wohl bei diesem Besuche, daß Merck von Goethe den Wanderer erhielt, um ihn an Boie für den Musenalmanach zu schicken; denn daß dieses Gedicht nicht, wie Weinhold meint, der Sendung Mercks vom Januar beilag, ergibt sich aus Boies Antwort vom 26. Gleich nach Mercks Abreise arbeitete Goethe seinen Götz um, wozu er das Lied von Cupido dichtete, der bei den Hofdamen nicht erst seiner Waffen bedarf, um sie zu verwunden, sondern mit größter Freundlichkeit wie ein liebes Kind von diesen aufgenommen wird. Das Lied besteht aus einer neun- und einer achtzeiligen jambisch-anapästischen Strophe von ganz verschiedener Reimstellung. Die Umarbeitung war in wenigen Wochen vollendet. Regte ihn auch die bevor-

stehende Heirat Lottens gewaltig auf, so war er doch zuweilen zu dramatischen Dichtungen aufgelegt. So schrieb er einen Jahrmarkt, in welchem der wunderlich zwischen Merck und Herder sich eindrängende, Karolinen gegen Merck reizende Leuchsenring auftrat. Mit dem Entwurfe zu Mahomet muß er sich schon lange getragen haben. Für denselben machte er Auszüge aus dem Koran. Diese scheint er schon im Juli 1772 angelegt zu haben; denn gegen Herder bedient er sich um diese Zeit eines Spruches des Koran, den er sich aus Sura XX, 26 angemerkt hatte. Der Gesang zwischen Ali und Fatema, das Epigramm Sprache und das Gedicht der Adler und die Taube, welche alle im göttinger Musenalmanach stehen, müssen spätestens um diese Zeit fallen; denn, wenn er kurz vor der am 4. April vollzogenen Vermählung Lottens Kestner bittet, ihm die Zeit anzugeben, in welcher er mit Lotten nach Hannover reise, weil er ihm etwas an Boie mitgeben wolle, so muß er die für diesen bestimmten Beiträge, da er die Abreise in nächster Zeit erwartete, schon bereit gehabt haben. Jener Wechselgesang aus Mahomet, später als Mahomets Gesang bearbeitet (vermischte Ged. 9), gibt ein herrliches Bild des zu einem gewaltigen Propheten und Welteroberer aus eigener Kraft sich emporschwingenden Mahomet. Derselbe ist in freien trochäischen Strophen geschrieben. In den vier ersten Strophen herrschen kleinere trochäische Verse vor, so daß nur zweimal ein vollständiger Dimeter und eben so oft ein um eine Silbe kürzerer Vers sich findet; in den beiden ersten finden sich auch drei Reimpaare (V. 1 f. 8 f. 11 f.) Von der fünften Strophe an treten kürzere Verse nur selten, meist am Anfange oder am Ende, ein. Später, wo die Dimeter in frischem Laufe sich ergießen, stehen neben wenigen kleinern Versen die einmal zu einem Trochäus herabsteigen, auch zweimal malerisch

jambische Verse („Ein Hügel", „Ein ganz Geschlecht"), welche Goethe später weggeschafft hat. Damals waren auch wohl schon Mohamets Monolog auf dem freien Felde unter dem gestirnten Himmel und das sich daran schließende prosaische Gespräch mit seiner Pflegemutter Halima gedichtet. Auffallend ist das dazu gewählte von Goethe erfundene Odenversmaaß. Die beiden ersten Verse bestehen aus einem doppelten Choriambus, dem jedesmal eine Basis vorangeht; der dritte Vers ist der Schlußvers des vierten asklepiadeischen Maßes (— — — ⌣ ⌣ — ⌣ —), der letzte ist ⌣ — ⌣ ⌣ — ⌣ ⌣ — zu messen, wie Klopstock mehrfach diesen Vers ohne Anakruse am Schlusse der Strophe hat.

Theilen kann ich euch *) nicht dieser Seele Gefühl,
Fühlen kann ich euch nicht allen ganzes Gefühl:
Wer, wer wendet dem Flehn sein Ohr?
Dem bittenden Auge den Blick?

Sieh, er blinket herauf, Gad, der freundliche Stern.
Sei mein Herr du, mein Gott! Gnädig winkt er mir zu!
Bleib'! bleib'! Wendst du dein Auge weg?
Wie liebt' **) ich ihn, der sich verbirgt?

Sei gesegnet, o Mond! Führer du des Gestirns,
Sei mein Herr du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg.
Laß, laß nicht in der Finsterniß
Mich irren mit irrendem Volk.

Sonn', dir glühenden weiht sich das glühende Herz.
Sei mein Herr du, mein Gott! Leit', allsehende, mich.
Steigst auch du hinab, herrliche?
Tief hüllet mich Finsterniß ein.

---

*) Er redet alle Gestirne an. Der Dativ ist hier und im folgenden Verse sehr frei gebraucht.

**) Im ersten Drucke bei Schöll (Briefe und Aufsätze S. 151) steht irrig „Wie? Liebt". Im Koran heißt es nach Goethes Uebertragung: „Untergehende lieb' ich nicht."

Hebe, liebendes Herz, dem Erschaffenden dich!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du allliebender, du,
Der die Sonne, den Mond und Stern*)
Schuf, Erden und Himmel und mich.

Den Inhalt gab Goethe am Ende des vierzehnten Buches von Wahrheit und Dichtung aus dem Gedächtnisse, da ihm der Hymnus selbst längst abhanden gekommen war. Er hatte hierzu auf eigenthümliche Weise die sechste das Vieh überschriebene Sura benutzt, wo von Abraham erzählt wird, der seinen Vater Azar und sein Volk als Götzendiener erkannte: „Als die Nacht über ihm finster ward, sah er das Gestirn und sprach: „Das ist mein Herrscher!" Da es aber niederging, rief er: „Untergehende lieb' ich nicht." Dann sah er den Mond aufgehn, sprach: „Das ist mein Herrscher!" Da er aber niederging, sagt' er: „Wenn mich mein Herr nicht leitet, geh' ich in der Irre mit diesem Volk". Wie aber die Sonne heraufkam, sprach er: „Das ist mein Herrscher! er ist größer." Aber da sie auch unterging, sprach er: „O mein Volk, nun bin ich frei von deinen Irrthümern! Ich habe mein Angesicht gewendet zu dem, der Himmel und Erde erschaffen hat". Die entsprechende rabbinische Sage hat Herder in den Blättern der Vorzeit II, 4 behandelt.

Die gleichzeitig mit dem Gesang zwischen Ali und Fatema an Boie gesandte Fabel Adler und Taube (vermischte Ged. 16) ist in reimlosen, meist männlich auslautenden freien jambischen Versen geschrieben, in denen aber an einzelnen Stellen der Anapäst meist bezeichnend eintritt. Sie spricht in tiefempfundener Weise das Gefühl aus, daß es dem mächtigen Geiste nicht gegeben sei, in thatloser Ruhe sich zu behagen. Die sieben reim-

*) Gegen den Vers steht bei Schöll „und die Stern".

losen jambischen Dimeter unter der Ueberschrift Sprache (Epigrammatisch 85) heben treffend im Gegensatz zu der Klage über die Ungefügigkeit der deutschen Sprache hervor, daß die Sprache in der Hand dessen, der sie zu gebrauchen weiß, zu einem gefügigen Werkzeug werde.

Von der Kunde der schon am 4. April vollzogenen Vermählung Lottens, deren Tag man ihm aus Schonung vorher nicht mitgetheilt hatte, wurde er tief betroffen. „Ich wandere in Wüsten, da kein Wasser ist; meine Haare sind mir Schatten, und mein Blut mein Brunnen", schrieb er dem glücklichen Paare, dessen Freund er unter und über dem Himmel sei. In große Aufregung versetzte ihn die Ankunft einer Freundin Lottens, die ihm deren wohlerhaltenen Brautstrauß brachte; mit den Resten dieses Straußes auf dem Hut wanderte er am 15. April nach Darmstadt. Herders Braut sah er nur wenig; dieser schien er, in ihrer Verstimmung wider Merck, rückhaltender gegen sie als jemals; in Gegenwart Mercks spreche er in einem wunderlichen Ton mit ihr, wogegen er mit ihr allein sehr gut sei. Tief rührte ihn der Tod seiner Urania, Fräulein von Roussillon, der in die Zeit seines darmstädter Aufenthaltes fiel. „Der Tod einer theuer geliebten Freundin ist noch um mich", schreibt er gegen den 20. an Kestner. „Heut früh ward sie begraben, und ich bin immer an ihrem Grabe und verweile, da noch meines Lebens Hauch und Wärme hinzugeben, und eine Stimme zu sein aus dem Steine dem Zukünftigen. Aber ach auch ist mir verboten einen Stein zu setzen ihrem Andenken und mich, verdrießt, daß ich nicht streiten mag mit dem Gewäsch und Geträtsch." Gern hätte er der Verstorbenen einen Nachruf geweiht, aber er fürchtete, man werde von einem Liebesverhältniß zu ihr fabeln. Auch seinen Schmerz und seine Fassung über Lottens Verlust mochte

und konnte er nicht zu lyrischer Darstellung bringen. „Meine arme Existenz starrt zum öden Fels“, klagt er Kestner in dem angeführten Briefe. „Diesen Sommer geht alles, Merck mit dem Hofe nach Berlin, sein Weib in die Schweiz, meine Schwester, die Flachsland, Ihr, alles, und ich bin allein. Wenn ich kein Weib nehme oder mich erhänge, so sagt, ich habe das Leben recht lieb, oder was, das mir mehr Ehre macht, wenn Ihr wollt.“ Am 25., einem Sonntag, schreibt er, es sei heute ein Gewirre, ein recht toll und wunderbar Leben um ihn gewesen. „In vierzehn Tagen sind wir all auseinander, und es geht so im Hurry, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht, wie noch Hoffnung und Furcht ist. Gott verzeih's den Göttern, die so mit uns spielen.“ Am 2. Mai war er bei Herders Trauung zugegen, die auch keine lyrische Blüte trieb. Tags darauf kehrte er nach Frankfurt zurück. Merck reiste mit der Landgräfin nach Petersburg.

Allmählich beruhigte er sich wieder und spann sich in die frankfurter Verhältnisse ein. Als er Mitte Juni seinen endlich ausgedruckten Götz Kestner sendet, schreibt er, daß er träume und gängle durchs Leben, führe garstige Prozesse, schreibe Dramata und Romane und dergleichen, zeichne und poussire und treibe es, so geschwind es gehn wolle. Er war damals mit einer dramatischen Bearbeitung seiner wetzlarer Liebesgeschichte beschäftigt, an welche er sich im folgenden Monat so fleißig hielt, daß er bald damit fertig zu werden hoffte. „Heilige Musen, reicht mir das aurum potabile, elixir vitae aus Euren Schalen! ich verschmachte“, ruft er aus. „Was das kostet, in Wüsten Brunnen zu graben und eine Hütte zu zimmern!“ Seinem wetzlarer Freunde Gotter sendet er seinen Götz und einen launigen Brief, worin er den Wunsch ausspricht, daß er das Stück zur Aufführung bringe. Im August machte ihm Frau

von Laroche, die wohl mit ihrer ältern Tochter Maximiliane Frankfurt besuchte, acht glückliche Tage. Auch Betti Jacobi, die Frau von Fritz, kam mit dessen älterer Halbschwester Lotte nach Frankfurt zu der mit Goethes Schwester befreundeten angeheirateten Tante Jacobis, Johanna Fahlmer, bei der Goethe sich ganz frei ergehn und „radotiren" konnte. Mit Betti Jacobi fand er sich ganz freundlich zusammen; aber jede Erwähnung ihres Gatten, der mit Wieland zu dem teutschen Merkur sich seit dem Anfange des Jahres verbunden hatte, vermied er, da er nicht eine Verbindung mit diesem und seinem Bruder, dem anakreontischen Liederdichter, suchte. „Sie sollen mich zwingen, sie zu achten, wie ich sie jetzt verachte, und dann will und muß ich sie lieben", schreibt er den 15. September an Kestner. Diesem vertraut er auch, daß seine Ideale als Schriftsteller an Schönheit und Größe auswachsen, und wenn seine Lebhaftigkeit ihn nicht verlasse und seine Liebe, so solle es noch viel für seine Lieben geben, an dem auch das Publikum seinen Theil nehme. Zugleich übersendet er die scherzhaften, mit manchen Anapästen untermischten paarweis gereimten jambischen Dimeter an Lotten, später das garstige Gedicht überschrieben (Epigramatisch 11), die eigentlich Beilage zu seinem Porträt sein sollten; da dieses aber nicht gerathen war, schickte er sie einstweilen allein. Vielleicht gehören in diese Zeit manche kleinere lyrische Sachen, deren Abfassungszeit wir nicht kennen. Auch ein Märchen hatte er damals schon geschrieben, das er Betti Jacobi versprach, aber nicht auffinden konnte, weshalb er ihr zum Ersatz etwas anderes gab.

Götz hatte indessen die Augen von ganz Deutschland auf den jungen frankfurter Advocaten gezogen, der allgemein als Dichter des einen ganz neuen echt deutschen Ton anschlagenden Dramas genannt wurde. Schon im Juni hatte Claudius im wands-

becker Boten auf diese „angenehme Erscheinung“ mit warmer Anerkennung der hohen Begabung des Dichters hingewiesen, der größere Dinge von sich erwarten lasse. Die frankfurter gelehrten Anzeigen priesen trotz aller Sonderbarkeiten dieses in seiner Art einzige Trauerspiel, bei dem es einem warm ums Herz werde. Dem Verfasser gebühre unendlicher Dank für seine Studien der alten deutschen Sitten und für seine Wiedererweckung der echten deutschen Helden; auch die Sprache sei echt deutsch. Im Merkur hatte ein Beurtheiler vieles an diesem „schönsten, interessantesten Monstrum“ getadelt, aber Wieland erklärte in einer Anmerkung beinahe alle diese Ausstellungen für unbegründet, was er bei anderer Gelegenheit nachweisen wolle. Auch Goethes Beiträge zum göttinger Musenalmanach fanden beifällige Aufnahme. Als „sehr originell“ wurden die beiden größern Gedichte im Almanach der deutschen Musen bezeichnet. J. G. Jacobi ging im Merkur gleichfalls auf diese Stücke anerkennend ein. Am meisten aber waren die jungen göttinger Dichter, der sogenannte Hainbund, entzückt, die Goethe unter ihre Heiligen aufnahmen. Claudius ließ ihn durch seinen nach Algier reisenden Freund Schönborn um Beiträge für seinen wandsbecker Boten ersuchen. Goethe schickte sogleich ein paar Kleinigkeiten. Die später Katechisation und Dilettant und Kritiker überschriebenen Gedichte (Epigrammatisch 10 und Parabolisch 7) erschienen dort bereits Ende Oktober. Beide sind freilich ohne große Bedeutung, das eine eine Anekdote von der Ungeschicktheit eines Katecheten in sechs gereimten jambischen Versen, das andere eine gegen alberne Kritiker gerichtete Fabel in paarweis gereimten jambischen Dimetern, mit wenigen eingemischten kürzern Versen, wobei sehr häufig der Anapäst an die Stelle des Jambus tritt. Goethe dichtete um diese Zeit auch den Jahrmarkt zu Plun-

derszweilern, wohl eine Umarbeitung des oben erwähnten Jahrmarkts. Für einen Roman und ein Drama, die er ihr zugeschickt, dankt Betti Jacobi am 3. November. Ein anderes Drama, das er angelegt hatte, scheint er nicht zu Ende geführt zu haben. „Flamme und Windstoß", deren es noch bedurfte, den angelegten Scheiterhaufen anzuzünden, wie er an Boie schrieb, scheinen ihm versagt zu haben.

Am 14. November fühlte er sich durch die Abreise seiner endlich mit Schlosser vermählten Schwester sehr vereinsamt. Ein paar Hochzeitsgedichte (eines war von Lavater, ein anderes von Schlossers Bruder) schickt er am 3. an Betti Jacobi; er selbst scheint zu einem solchen nicht gekommen zu sein. Ende November oder Anfangs Dezember kündigt er derselben Freundin ein „Allerlei" an, das er der Post übergeben habe. Seine Umstände seien jetzt so, daß er nicht auslangte, wenn er nicht neuerdings wieder bissiger geworden wäre. Er habe keine Zeit sich zu sammeln; dazu habe er ein Stückchen Arbeit, wie er hoffe, zur Ergetzung aller lieben Seelen angefangen, die Betti glichen, das wohl zu Fastnacht anmarschiren könne — ohne Zweifel sein gleich zu erwähnendes Lustspiel. Bald stellte sich seine Stimmung wieder her; er begann auch von neuem mit Eifer zu zeichnen. Mit höchster Freude erfüllte ihn die vor Weihnachten erfolgende Rückkehr Mercks von Petersburg. Am Weihnachtstage meldet Goethe an Kestner, er sei fleißig gewesen, habe viele kleine Sachen gearbeitet, ein Lustspiel mit Gesängen bald vollendet und einige ansehnlichere Stücke, über die nun studirt werde, in Grund gelegt. Einzelne lyrische Gedichte scheinen sich nicht darunter befunden zu haben, da er am folgenden 8. Januar an Boie schreibt, er habe für den Musenalmanach noch nichts als einige Sinngedichte eines Freundes. Erst in diesem oder dem

folgenden Monate scheinen die später Autoren und Rezensenten überschriebenen kleinen Gedichte (Parabolisch 5 und 6) entstanden, die der wandsbecker Bote am 5. und 9. März brachte und die dann auch in dem von Boie an Voß übergegangenen göttinger Musenalmanach erschienen. Beides sind parodische Dichtungen in denselben jambischen Versen, in welchen auch die beiden frühern Stücke im wandsbecker Boten geschrieben waren, nur daß bei dem erstern am Schlusse die Reimstellung künstlich verschlungen ist; das erstere geht auf die Dichter, welche ihre Gedichte sich vom Publikum pränumeriren lassen, also ein Gewerbe daraus machen, das andere auf die Beurtheiler, welche, statt die Schönheiten einer Dichtung dankbar anzuerkennen und durchzuempfinden, sich ein Geschäft daraus machen, Mängel aufzufinden und sich damit breit zu machen. Beide gingen wohl aus der Stimmung hervor, in welche ihn die unverständigen Ausstellungen an seinem Götz versetzten, dessen Druckkosten er, trotz der glänzenden Aufnahme, die das Stück gefunden, nicht einmal zurückerhalten konnte. Vielleicht gehört Goethe auch das Gedicht an, welches der wandsbecker Bote am 18. Dezember 1773 ohne Namen gibt:

Der Welt Lohn.

Was du dem Publikum gesagt,
Hat ihnen drum nicht alles behagt.
Sie sollten nicht vergessen:
Einem geschenkten Gaul
Sieht man nicht ins Maul,
Und wer einen Korb voll Aepfel verschenkt,
Nicht just dran denkt,
Ob einen der Wurm hat angefressen.

Die volksthümlichen Vergleiche sind unserm Dichter ganz gemäß, die Reimstellung, daß der Reim auf vergessen erst am

Schlusse nach zwei eingeschobenen Reimpaaren folgt, ähnlich wie in dem Gedichte Autoren.

Das Lustspiel, das er bald vollendet hatte, war ohne Zweifel Erwin und Elmire, das er freilich später „ein Schauspiel mit Gesängen" nannte. Im folgenden Juli las er Lavater diese „Operette" auf der Rheinfahrt vor. In diesem Stücke kommt auch das Lied das Veilchen (Ballade 4) vor. Meine frühere Annahme, Jacobis Halbschwester Lotte habe dieses Lied schon im Januar 1773 besessen, gründet sich auf einen Brief derselben an ihren Bruder Johann Georg, welcher das Datum des 25. Januar 1773 trägt. Dort schreibt sie: „Ferner dient zur beliebigen Nachricht, daß ich einige Romanzen von Goethe für den herum um um von Jung (ohne Zweifel ein Lied von Jung Schilling), den ich ihm zuschickte, bekommen habe; die Abschrift eines Liedchens davon, welches uns allen recht wohlgefallen hat, füge ich hier bei", und dies Liedchen ist gerade das Veilchen. Aber es spukt hier eben ein Irrthum, der so viel Verwirrung angerichtet hat und von andern und mir selbst häufig aufgezeigt worden ist, nämlich daß im ersten Monate durch eine sehr nahe liegende Vergeßlichkeit, über welche sich viele selbst ertappt haben werden, die geläufigere Zahl des vergangenen Jahres in die Feder fließt. Freilich hat Bergk*) auf diesen Brief hin angenommen, schon im Spätjahr 1772 habe Goethe den Briefwechsel mit den Frauen der Jacobischen Familie angeknüpft, aber hiergegen spricht nicht allein Goethes eigene Erzählung, wonach er erst 1773 Betti und Lotte Jacobi in Frankfurt kennen lernte, sondern auch die erhaltenen Briefe selbst, von denen der erste an Betti deutlich zeigt, daß er erst nach der persönlichen Bekanntschaft geschrieben ist,

*) Acht Lieder von Goethe S. 14 f.

Bayerische Staatsbibliothek München

sie vorher sich noch nicht nahe getreten waren, und auch die Beziehung auf Jung Stillings Lied im Anfange des Briefes vom 31. Dezember 1773 an Betti „Um um um herum um um ists nun“, die ein ganzes Jahr nach dem Empfange dieses Liedes höchst unwahrscheinlich ist. Haben wir nun vollen Grund, den häufigen Irrthum der Datirung bei unserm Briefe anzunehmen, so erweist sich auch hier die Ungehörigkeit der Annahme, das Lied sei für sich entstanden, später erst in das Stück eingeschoben worden. Das ist von keinem der Lieder in Goethes Dramen nachzuweisen, wie an sich bei Goethe unwahrscheinlich. Das hübsche Lied ist in einer ganz aufs Singen berechneten Reimform geschrieben. Zwischen zwei Reimpaare aus jambischen Dimetern tritt ein um eine Silbe kürzerer Vers; den Schluß bilden ein aus der Wiederholung desselben Wortes bestehender Vers aus zwei Jamben und ein anderer aus drei Jamben. Der dritte und der letzte Vers der ersten Strophe reimen auf die entsprechenden Verse der zweiten Strophe, und der erste und sechste Vers der zweiten lauten auf dasselbe einsilbige Wort aus, ebenso der fünfte und siebente der dritten, und der dritte der ersten und der dritten Strophe enden auf das Wort Veilchen. Man könnte in dem Veilchen eine Nachahmung des Heidenrösleins (Lieder 5) sehn und die Veränderung dieses ursprünglichen Volksliedes eben um diese Zeit setzen. Die andern von Goethe an Lotte Jacobi geschickten Romanzen waren wohl andere Lieder aus Erwin, so das reizende Ihr verblühet, süße Rosen und das leidenschaftlich bewegte Inneres Wühlen, wo nach drei Reimpaaren aus Daktylus und Trochäus eines aus einem Choriambus den Abschluß macht, wogegen er das von herzlichem Antheil eingegebene Ein Schauspiel für Götter erst später einschob. Hier steht zwischen vier jambischen und einer trochäischen vierversigen

Strophe (die erste beginnt mit dem kürzern Verse ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑) eine achtversige von fünf jambischen und drei trochäischen Versen, die sehr frei zum Ausdruck der Bewegung wechseln; die Reimform ist gleichfalls bezeichnend, da V. 1 und 2, V. 3, 5 und 7, V. 6 und 8 reimen und nur der dreimalige Reim weiblich ist. Goethe liebte es noch später aus seinen mit Gesängen durchwobenen Dramen einzelne Lieder Freundinnen mitzutheilen. Unser Stück, dessen Vollendung sich kaum bis zum Frühling verzogen haben wird, enthält auch noch sonst eine große Zahl lyrischer Stellen, zum Theil sehr reizender Art, wobei der Dichter alle Mittel rythmischen Ausdrucks in freiester Weise verwandte, aber zuweilen auch ganz einfache Formen wählte. Einmal wird ein abwechselnd reimendes System von vier Versen vor dem letzten durch drei aufeinander reimende einfache Jamben unterbrochen. Auch zwei siebenfüßige Strophen finden sich, in welchen auf vier wechselnd reimende Verse ein Reimpaar folgt, der siebente Vers der ersten mit dem gleichen der zweiten Strophe reimt.

Vielleicht fällt in einen der beiden letzten Monate dieses Jahres Goethes Zeichnung der frommen, von schwerer Krankheit an ihren Lehnstuhl gefesselten, erst im folgenden Dezember verstorbenen Freundin von Klettenberg, zu welcher er einst bei untergehender Sonne sich hingerissen fühlte, wo sie ihm wie verklärt erschien, wie er im Anfange des fünfzehnten Buches von Wahrheit und Dichtung berichtet. Bei Uebersendung der Zeichnung an eine auswärtige Freundin, wohl Johanna Fahlmer, welche damals bei Betti Jacobi in Düsseldorf war, fügte er die einfach schönen, seinen Unglauben an das Christenthum frei andeutenden, aber den hohen Werth ihres festen Glaubens bezeichnenden Verse hinzu:

Bayerische Staatsbibliothek München

... in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt!
Sieh Dein Bild ihr gegenüber
Und den Gott, der für Euch stritt. *)

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduldgem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Freilich könnten die Verse auch in den folgenden Frühling oder gar kurz vor den Tod der Klettenberg fallen, wofür die Zeitfolge, in welcher Goethe dieser Zeichnung gedenkt, sprechen würde, wäre nicht in Wahrheit und Dichtung die Zeitfolge so oft bedeutend verschoben.

Am 15. Januar wurde Goethe durch die Ankunft der eben mit dem frankfurter Kaufmann Brentano vermählten Maximiliane Laroche auf das höchste erfreut. Das war ihm, wie er an Betti Jacobi Anfangs Februar schreibt, die erste Gabe, die das Schicksal, mit dem er sich so oft herumgebissen, seit dem Verluste seiner Schwester ihm verliehen, die das Ansehen eines Aequivalents habe. Seit dritthalb Wochen sei geschwärmt worden, und keine Branche seiner Existenz sei jetzt einsam. Am 12. sandte er Bürger die zweite Auflage seines Götz, um die „papierne Scheidewand" zwischen ihnen einzuschlagen, und bat um gegenseitige Mittheilung. Doch bereits hatte ihn düsterer Unmuth ergriffen über das Miß-

*) In dem Zimmer der Klettenberg hing ein Bild Christi ihr gegenüber, und auch das der Freundin, vielleicht von Goethes Hand, fand sich an der Wand.

Bayerische Staatsbibliothek München

verhältniß seiner jungen Freundin zu ihrem freilich ehrenhaften und in seiner Art schätzenswerthen ältern Gatten, der es in dem dunkeln Handelshause, wo man sich durch Häringstonnen und Käsehaufen den Weg bahnen mußte, wo sie sich gleich mit der Sorge für fünf Kinder belastet sah, nicht wohl werden konnte. Dieser Mißmuth, der zugleich seine eigene Verzweiflung aufregte, daß er noch kein Herz gefunden, dessen Besitz ihn ganz glücklich mache, trieb ihn zur Dichtung des Werther, in welcher er sich alles lange gehäuften Lebensüberdrusses entlud. Er zog sich diese Zeit über von allen Freunden zurück, worüber selbst Merck bitter verstimmt ward, der nur wußte, daß er mit einem Roman beschäftigt sei, der zu Ostern erscheinen solle. Vor Mitte März wird Werther abgeschlossen gewesen sein, da Goethe berichtet, er habe ihn binnen vier Wochen vollendet. Aber als er nun endlich fertig vor ihm lag, war er ihm zu heilig, als daß er ihn vor der Welt ausstellen sollte; hatte er ja sein eigenstes seltsames Liebesgeschick in ihm niedergelegt und mußte er fürchten, durch Veröffentlichung desselben Lotten und ihren Gatten zu beleidigen. Als er im März der noch in Düsseldorf weilenden Johanna Fahlmer das Erscheinen seiner Farze auf Wieland anzeigt, in welcher auch die Jacobis übel fuhren, erwähnt er gar nichts von der Dichtung, die ihn so lange ganz verschlungen hatte. Das Leben schlendere nur so fort, bemerkt er, das Beste sei seine Zeichnung, doch solle das Fastnachtsstückchen nicht ausbleiben; fleißig sei er gewesen, nur sei noch nichts produzibel. Vor die Vollendung des Romans fällt der Brief an Kestner, in welchem er diesem meldet, vielleicht werde er ehestens ein Dokument zu sehn bekommen, wie oft er bei ihnen sei. In demselben Briefe bezeichnet er die von J. G. Jacobi angekündigte Iris als eine kindische Entreprise, womit dieser Geld zu machen gedenke. „Was

die Kerls (die ...s, die beiden Jacobi) von mir denken, ist mir einerlei. ...ssen haben sie auf mich geschimpft wie auf einen Hundejung...n, und nun müssen sie fühlen, daß man ein braver Kerl sein kann, ohne sie just leiden zu können."

Nachdem er sich von der Last seines Mißmuthes in der Dichtung des Werther befreit hatte, fühlte er sich freiheiterer und frischmuthiger als je, im vollsten Gefühle seiner dichterischen Kraft; mit jugendlicher Lust nahm er wieder am gesellschaftlichen Leben seiner Freunde und Freundinnen Theil. In den Anfang des Frühjahrs fallen wohl der Prolog (gegen Bahrdt), Pater Brey, Künstlers Erdewallen und der den Anfang des neueröffneten politisch-moralischen Puppenspiels bildende Prolog. Aber auch mehrere lyrische Dichtungen gehören höchst wahrscheinlich in diese Zeit, so der neue Amadis (Lieder 2) und die frühere Fassung von So ist der Held, der mir gefällt (vermischte Ged. 59). In dem erstern spricht der Dichter seine Sehnsucht nach dem Glücke seiner ihn einst beglückenden jugendlichen Phantasie aus im Gegensatze zu seiner jetzigen nüchternen Anschauung der Wirklichkeit. Das Gedicht ist in ganz eigenthümlichen Strophen geschrieben; denn während es in fünfzeilige Strophen zerfällt, werden doch je zwei Strophen durch den Reim zu einer verbunden, indem der letzte Vers der ersten mit dem der Länge nach ungleichen ersten Vers der zweiten reimt, und in Folge dessen reimen, statt, wie in der ersten die gleichlangen Verse 1 und 3, die ungleichen 3 und 5, während der Reim von V. 2 und 4 durchgeht. Wenn gewöhnlich in den fünfversigen Strophen entweder ein Reim dreimal sich findet, oder ein Vers reimlos bleibt, so hat der Dichter hier den fünften Vers auf den ersten der zweiten Strophe reimen lassen, wodurch, da zwei reimende Verse ungleich lang sind, die Reimform in neckischer

Weise in Widerstreit mit der ersten Strophe tritt. In dem Liede So ist der Held läßt Goethe sich das Mädchen einen von deutschem Sinne, Gemüthe und Geiste erfüllten Liebhaber wünschen, im Gegensatz zu der durch Wieland und seine Genossen, bei denen zunächst der Dichter Jacobi vorschwebt, eingeführten flauen Schäferei. Vielleicht lag dabei Klopstocks Vaterlandslied zu Grunde; dessen Oden waren bereits im Jahre 1771 erschienen. Sonderbar genug fehlt uns jede Aeußerung Goethes über diese merkwürdige Erscheinung, die ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlen konnte. Die in reimlosen Versen geschriebenen Gedichte Kenner und Künstler und Monolog des Liebhabers (Kunst 6 und 8) gehören wohl in dieselbe Zeit; das erstere ganz besonders klingt an Künstlers Erdewallen an. Auch das in vierversigen reimlosen Strophen sich mit leidenschaftlicher Kraft ergießende Künstlers Morgenlied (Kunst 3) an dessen sonderbarer Versifikation Bürger Anstoß nahm, dürfte in diese Zeit fallen.

Die Lustpartien, welche Goethe mit seinen frankfurter Freundinnen, dem wunderlichen Rath Crespel, dem lustigen Horn, der gleich ihm Advokat war, u. a. seit dem Beginne des Frühjahrs machte, werden manche Lieder zur Erheiterung der Gesellschaft hervorgerufen haben, die zum Theil auf bekannte Weisen gesungen wurden. Hierher möchten wir zunächst setzen die auf bekannte Spiele bezüglichen Gedichte Stirbt der Fuchs und blinde Kuh (Lieder 4 und 6), das erstere in einer vierversigen jambischen Strophe, in welcher nur die geraden, weiblich auslautenden Verse reimen, das andere in einer sechsfüßigen gleichfalls jambischen Strophe, in welcher V. 3 und 6 und die übrigen paarweise reimen. Der von Dorilis gereichte brennende Span hat sein Herz in Brand gesetzt; dagegen wird beim Blindekuhspiele der Liebhaber über Theresens gehoffte Liebe unglücklich ent-

täuscht. Die Namen der Mädchen sind hier willkürlich gewählt, wie auch in drei andern Liedern, die wohl in diese Zeit fallen könnten. In dem Gedichte Rettung (Lieder 10) in einer vierversigen jambischen Strophe, in welcher die äußern und die um eine Silbe längern innern Verse reimen, hält der Zuruf eines Mädchens den Verzweifelnden von dem in den Wellen gesuchten Tode zurück. Wie hier der Name Käthchen, so ist der Name Lisette in dem auch wohl in diese Zeit gehörenden Liede mit einem goldnen Halskettchen (Lieder 60) durch den Reim bestimmt. Das Mädchen möge die unschuldige Kette, die sich nur sehnt, seinen Hals als Zierde zu umschlingen, freundlich aufnehmen, wobei schalkhaft der Gegensatz einer andern aufs Leben bindenden Kette angedeutet wird. Ganz so verhält es sich mit dem Fränzchen in dem schönen den Schmerz der Trennung ergreifend aussprechenden Lied der Abschied (Lieder 28). Die Strophenform ist in beiden Gedichten ähnlich; in beiden reimen die geraden und die ungeraden Verse, von denen die letztern weiblich auslauten, nur ist das erste jambisch, das andere, dem ernstern Inhalte entsprechend, trochäisch. Das schöne Mailied, früher Maifest überschrieben (Lieder 58), das so reizend das jubelnde Glück der Liebe in dem herrlichen Liebesmonat feiert, gehört wohl erst in diesen Mai. Die Strophe aus vier kurzen, abwechselnd weiblich und männlich auslautenden Versen, von denen nur die männlichen reimen, ist glücklich bewegt, doch nicht so unruhig, wie sie durch einen Anapäst an zweiter Stelle sein würde. Auch das Gedicht Gellerts Monument von Oeser (vermischte Ged. 2), veranlaßt durch die gleichnamige Schrift von Kreuchauff, fällt in diese Zeit. Es ist in vierversigen jambischen Strophen geschrieben, in welchen die geraden und die ungeraden Verse, die letztern Dimeter, die andern um eine Silbe länger,

auf einander reimen. Freilich unterscheidet der Druck die Strophen nicht, so daß man auch an zwei zweitheilige Strophen denken könnte.

Wir wissen, daß sich im Mai bereits ein näheres Verhältniß Goethes zu der sechzehnjährigen Anna Sibylla Münch gebildet hatte, zunächst in Folge des Zufalls, daß diese ihm zweimal hintereinander durch das Loos als Gattin für die Zeit des heitern Gesellschaftsvergnügens zugefallen war, und daß er auf deren Wunsch in acht Tagen nach dem vierten, damals allgemeines Aufsehen erregenden Memoire von Beaumarchais seinen Clavigo dichtete. In dieselbe Zeit müssen auch die eine sechsversige jambische Strophe bildenden Verse Eigenthum (Lieder 86) fallen, da sie einen Spruch des dritten Memoire von Beaumarchais ausführen. Man könnte in dieselbe Zeit auch andere Sprüche setzen, von denen wir wissen, daß sie nicht später als 1777 sind, Menschengefühl (vermischte Ged. 22), Hypochonder (Epigrammatisch 29), beide in reimlosen Versen geschrieben. Sie gehörten wohl mit zu den „Kleinigkeiten", von denen er einige seinem Freunde Schönborn am 1. Juni beilegen wollte; denn auf die an Boie und Claudius geschickten Stücke allein kann man den Ausdruck nicht beziehen, er müßte denn viel mehr geschickt haben, als in den Musenalmanach und den wandsbecker Boten aufgenommen wurden. Der Bote brachte den letzten Beitrag Goethes am 9. März, wenn nicht etwa auch das Gedicht Wanderer und Taube, das im Blatte vom 26. März steht, Goethe angehört. Außerordentliche Freude machte unserm Dichter im Juni Klopstocks Gelehrtenrepublik, welche ihm die einzig mögliche Poetik aller Zeiten und Völker schien. „Das heißt Geschichte des Gefühls, wie es sich nach und nach festigt und läutert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet;

und die biedersten Aldermannswahrheiten von dem, was edel und knechtisch ist am Dichter. Das alles aus dem tiefsten Herzen eigenster Erfahrung mit einer bezaubernden Simplizität hingeschrieben. — Hier fließen die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter aus vom Throne der Natur." Auch Heinses Laïdion war ihm eine wunderbare Erscheinung. Diese Dichtung schien ihm mit der blühendsten Schwärmerei der geilen Grazien geschrieben; sie lasse Wieland und Jacobi weit hinter sich, obgleich der Ton und die Art des Vortrags, auch die Ideenwelt mit den ihrigen übereinstimmten. Die angehängten Ottaven gingen ihm über alles, was je mit Schmelzfarben gemalt worden.

In demselben Monat kam Lavater, mit dem er schon im vorigen Jahre in Verbindung getreten war, nach Frankfurt, wo er fünf Tage bei Goethe wohnte, der ihn auch auf kurze Zeit nach Ems begleitete. Gleich darauf besuchte ihn auch der derbe Basedow, der sich mit der Umgestaltung des ganzen Unterrichtswesens trug. Auch dieser ging nach Ems, wo Goethe, den seine Sehnsucht nicht ruhen ließ, die beiden so durchaus verschieden angelegten, aber mit gleicher Begeisterung an ihrer Sache hängenden Männer am 15. Juli überraschte. Den 18. fuhren alle drei in großer Gesellschaft, bei welcher eine Hofräthin Kämpf die Wirthin machte, die Lahn herab. Auf dieser Fahrt schrieb Goethe „Reimendungen" für die Gesellschaft, und da Basedow und ein gewisser Fischer jeder zwei Reimverse auf einen aufgelegten Bogen geschrieben hatten, setzte Goethe darunter:

Wir werden nun recht gut geführt,
Da Basedow das Ruder rührt.

Als sie das Schloß Lahneck auf der Höhe erschauten, dichtete Goethe die später Geistesgruß überschriebenen Verse (Lieder 76), eine Art Ballade, in drei ganz einfachen vierversigen jambischen

Strophen. Darauf sprach er, als sie an einem zerstörten Schloß vorbeifuhren „über die Kerls in Schlössern“. An der Wirthstafel zu Koblenz veranlaßten Lavater und Basedow die bekannten Scherzverse (Epigrammatisch 12) in paarweis reimenden, zuweilen mit Anapästen untermischten jambischen Dimetern, von denen nur das letzte Reimpaar um eine Silbe länger ist. Als sie bis Bendorf zu Fuße gingen, schrieb Goethe die abwechselnd reimende jambische Strophe „Und, wie nach Emmaus, weiter gings,“ welche in den Gedichten mit jenen Scherzversen verbunden ist. In Bendorf stiegen sie wieder ins Schiff. Bei herrlichem Sonnenuntergang schrieb Goethe „am Mast im Angesicht von Koblenz“ in das Kalenderchen der Frau Hofräthin:

Sarah kocht' unserm Herregott,
Elisabeth Götzen in der Noth,
Nahmen sich ihres Hauses an,
Waren Gott lieb, waren lieb dem Mann.
Du sorgest für die Freunde hier;
Drum, liebes Weibchen, dank' ich Dir.

Als Lavater am Abend des 19. Billete an Pfenninger und seine Frau schrieb, fügte Goethe Verse hinzu. Von Neuwied aus wird er das schöne Hochzeitsgedicht zu der Hochzeit von Jakob Passavant mit Magdalena Schübler im Namen der Brüder des Bräutigams geschickt haben, das aber zu der am 25. in Zweibrücken vollzogenen Hochzeit zu spät kam. Eine Schwester der Braut war, worauf das in der gangbaren achtversigen zweitheiligen jambischen Strophe geschriebene Gedicht hindeutet, bereits nach Frankfurt verheiratet. Die Ausführung ist im ganzen sehr glücklich*), und fast überall erkennt man Goethes von Betti

---

*) Auffallend ist die Art, wie die Erinnerung, daß sie in Frankfurt ihre Schwester wiederfinde, eingeschoben wird. Auch dürfte die Vergleichung, sie

Jacobi hübsch bezeichnete „Venusrede“. Am Morgen des 20. fuhren sie weiter. Goethe sprach bei Andernach die schon im wandsbecker Boten und im göttinger Musenalmanach gedruckten Verse Autoren, nach dem Essen die bereits im Concerto dramatico als Molto andante gegebenen Verse: „Hat alles seine Zeit“, und bei Höningen, als es noch immer regnete:

Laß regnen, wenn es regnen will,
Dem Wetter seinen Lauf;
Denn wenn es nicht mehr regnen will,
So hörts von selber auf.

In Köln trennte sich Goethe von Lavater und ging mit Schmoll nach Düsseldorf, um dort Betti Jacobi zu überraschen, aber er fand diese so wenig wie ihren Gatten. Da er hörte, daß dieser Geschäfte wegen in Elberfeld sich befinde, eilte er dorthin, wo er in gar sonderbarer Gesellschaft Jacobis Bekanntschaft machte, die ihn wahrhaft hinriß, wie auch Jacobi von Goethe wunderbar angeweht wurde. In Köln weinte Jacobi „heilige Thränen an Goethes Herzen“. Vor dem Jabachschen Familienbilde Lebruns fühlte Goethe sich so wunderbar ergriffen, daß Jacobi nichts mehr wünschte, als daß er seine Empfindungen vor Jabachs Geist darstellen möchte, wozu dieser aber nicht kam, obgleich er noch nach der Rückkehr an Jacobi schrieb, oft wohne er in Jabachs Geist. Auch den alten straßburger Freund Stilling hatte Goethe in Elberfeld wiedergefunden und mit dem bei Jacobi weilenden Heinse gute Freundschaft geschlossen.

Nach der erst am 13. August erfolgten Rückkehr erwiderte Goethe Jacobi: „O das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom

---

möge den sich nach ihr sehnenden Bruder durch ihre Hand erfreuen, wie der längst erflehte Regen die Flur erquicke, nicht ohne Anstoß sein.

andern zu empfangen, als er gibt. O Liebe, Liebe! Die Armuth des Reichthums! Und welche Kraft wirkts in mich, da ich in andern alles umarme, was mir fehlt, und noch dazu ihm schenke, was ich habe!" Auch Jacobis Frau und Schwestern hatten ihm geschrieben. „Sie sollen mir manchmal schreiben, wenn ich auch todt scheine", bemerkt er. „Es wirkt innerlich doch, und so ein Briefchen weckt schlafende Kräfte. Sie sollen Dramas haben, Lieder, allerlei." Unter dem „allerlei", was er damals machte, waren auch wohl die den kalten Kunstrichter treffenden Verse Kenner und Enthusiast (Kunst 7), die von lebendiger Begeisterung, für wahre Kunst eingegeben sind und einen frischen humoristischen Ton anschlagen. Auch Künstlers Fug und Recht (Kunst 11) müssen wir nach Inhalt und Ton in diese Zeit stellen. Es ist in zehn Reimversen aus jambischen Dimetern geschrieben; von den 32 Reimpaaren sind nur 3 um eine Silbe länger. Am 31. sandte er Jacobi die ältere Ode Wanderers Sturmlied.

Die Reise und die Bekanntschaft mit Jacobi hatte in Goethe eine merkwürdige Umwandlung hervorgebracht; der frohheitere Lebensgenuß, dem er sich in den letzten Monaten in Frankfurt hingegeben, der so manches muntere Lied ihm entlockt, hatte seinen Reiz verloren, und darüber schwand auch die durch jene Lebensfreuden genährte Neigung zur Geliebten, um so mehr, je eifriger seine Eltern auf eine Verbindung drangen. Lebhafter als je war es ihm aufgegangen, daß er zum Dichter und Künstler berufen sei, der frei seinem innern Triebe folgen müsse. Mit lebendigen Farben schildert er selbst in Wahrheit und Dichtung, wie seine Einbildungskraft jetzt Tag und Nacht ihn getrieben habe. So schrieb er die Bruchstücke des ewigen Juden, den Satyros und den größten Theil der Faustszenen. Anfangs

Oktober kam Klopstock, mit dem sich Goethe schon im Frühjahr in Verbindung gesetzt und ihm manches mitgetheilt hatte, in Frankfurt an, wo er mehrere Tage bei Goethe wohnte, dem er aus seinem Faust las. Goethe begleitete den verehrten Dichter auf seiner Reise nach Karlsruhe bis Mannheim. Auf der Rückreise dichtete er am 10., in der Postchaise sitzend, die in freien reimlosen Strophen sich ergießende Ode an Schwager Kronos, in welcher er in merkwürdiger Vision die Postfahrt als Fahrt durch das Leben ansieht, und an den Wechsel derselben seine Gedanken und phantastischen Vorstellungen anknüpft, ähnlich wie an die Wanderung in Wanderers Sturmlied. Bezeichnend ist das hier zuerst hervortretende Vorherrschen des Daktylus und Choriambus, woneben kurze trochäische Verse sich finden und ein paar jambische am Schlusse der fünften Strophe. Die Strophen sind alle kurz. Mehr als die Hälfte besteht aus fünf, je eine aus sechs, sieben und acht Versen.

Kaum war er in Frankfurt zurück, als er einen Besuch des von einer Reise nach Holland zurückkehrenden Boie erhielt, mit dem er sich am 14. und 17. auf das vertraulichste unterhielt, und ihm mancherlei von seinen neuesten Sachen mittheilte. Wenn Boie in seinem Tagebuch bemerkt, Goethes Dr. Faust, der ihm das Größte und Eigenthümlichste von allem scheine, sei fast vollendet, so muß damals auch schon die Geschichte Gretchens in den Hauptszenen gedichtet gewesen sein. So würde denn die Ballade der König von Thule (Balladen 9), welche Gretchen singt, in den September fallen. Sie ist in einfachen vierversigen jambischen Strophen geschrieben, in welchen auf den weiblich auslautenden Vers der männliche folgt und zuweilen ein Anapäst eintritt. Der einfach ergreifende Volkston ist wundervoll getroffen. Gleich darauf erschienen Werthers Leiden, die mit

höchster Begeisterung aufgenommen wurden und den Ruhm des Dichters, der aber auch jetzt noch seinen Namen verschwieg, unendlich steigerten, ihm aber große Noth dadurch bereiteten, daß Lotte und ihr Gatte durch die Veröffentlichung ihre Ehre vor der Welt verletzt glaubten. Rasch schrieb er Ende Oktober seinen Prometheus. Aber schon damals hatte ihn wieder die Lust zum Zeichnen mächtig ergriffen, und gleich darauf fing er an in Oel zu malen.

Am Abend des 13. November schrieb er, nach einer starken Eispartie, bei der befreundeten Familie Crespel in ein fast hundert Jahre altes, zufällig von Fräulein Crespel aufgefundenes Stammbuch von Peter Reynier, in dem nur wenige Seiten beschrieben waren, Scherzverse, welche das merkwürdige Ereigniß und die an dem Abende sich dabei vergnügende Gesellschaft lustig beschreiben. Es sind einfache jambische Verse, bei denen zuweilen der Anapäst eintritt, nur den Schluß bildet ein System aus vier Versen, von denen die äußern und innern reimen. Den folgenden Abend fügte er noch drei auf die Eisfahrt dieses Tags und die Abendgesellschaft bezügliche Reimpaare hinzu.

Am 1. Dezember erhielt er von Fritz Jacobi den ersten Band der von seinem Bruder, dem Dichter, herausgegebenen Iris, im welchen sich mehrere Lieder des Herausgebers befanden, unter andern zwei, Hebe und Venus überschriebene und eines an Chloe, nach dem Französischen, und in einer Beilage „die Freunde des schönen Geschlechts“ um Beiträge gebeten wurden. Noch an demselben Tage schrieb er an den Herausgeber, einige Blicke, die er in die Iris gethan, hätten in ihm das Gefühl vergangener Zeiten und zugleich die Erinnerung einiger Lieder geweckt, die es begleiteten, und so habe er sich vorgenommen, sie ihm zu schicken; da die Tante Johanna Fahlmer, zu welcher er

nach Tisch gegangen, den Einfall gut und das, was er ihr vorgesagt, zum Tone der Sammlung passend gefunden, habe er sich gleich zu ihr gesetzt und die beifolgenden Lieder aus dem Gedächtniß aufgeschrieben; könne er sie brauchen, so möge er verschiedene Buchstaben drunter setzen. Das Januarheft brachte von Goethe das Lied, das ein gemaltes Band begleitete, das Maifest und den neuen Amadis, unter den Chiffern D. Z., P. und N. Die Erwähnung der „vergangenen Zeit“ glaubt Bergk nur auf eine schon längst vergangene Zeit beziehen zu dürfen, nnd so setzt er alle drei Lieder in die Zeit der Liebe zu Friederiken, welcher nur das erste derselben nachweislich angehört. Aber warum sollte nicht der Dichter auch den vorigen Mai als eine vergangene Zeit bezeichnen können, da er sich von den damaligen Stimmungen und Zuständen jetzt so unendlich entfernt fühlte. Welch ein neues Leben war durch die Bekanntschaft mit Lavater, Jacobi, Klopstock in seiner Seele aufgeregt worden, wie war die ihn damals lieblich umspielende Liebe ganz aus seinem Herzen gewichen! Er hatte sich wieder auf sich und sein Talent zurückgezogen und glaubte die tändelnde Liebeszeit ganz abgeschlossen. Dazu lebte Spinoza mit seinen ernsten, strengen Ansichten in seiner Seele. Er glaubte sich, wie er später an Knebel schreibt, „aus allem Unheil des Menschengeschickes gerettet“. In dieser Beziehung konnte er sehr wohl auch den Liebesfrühling dieses Jahres mit unter den „vergangenen Zeiten“ verstehn, wie er in gleicher Weise auch die Liebeszeit mit Lili auf der Schweizerreise als „verklungene Freude“ bezeichnet. Die Klage über das Hinschwinden seiner Jugendphantasie, wie sie der neue Amadis in kunstvoller Form ausspricht, scheint ebensowenig der sesenheimer Zeit zu entsprechen, wie die hohe Kunstvollendung des in seliger Liebe schwelgenden Maifestes.

In diese Zeit fallen eine Anzahl auf Kunst bezügliche Gedichte. Am 4. Dezember sandte Goethe an Merck mit der Ueberschrift „Lieber Bruder“ das später „Sendschreiben“ überschriebene Gedicht (Kunst 10) vom dreizehnten Verse an (16 Reimpaare), am folgenden Tage die zwölf ersten Verse desselben, woran sich unmittelbar die fünf, später Künstlers Abendlied genannten Strophen (Kunst 5) anschlossen, die mit jenen ein Ganzes bildeten. Eigenhändig machte Goethe für Merck eine Zeichenmappe, auf welche er vorn zwei Gedichte schrieb, zuerst:

Zueignung an Merk.

Hier schick' ich Dir ein theures Pfand,
Das ich mit eigner hoher Hand
Mit Zirkel und mit Lineal
Gefertigt Dir zur Zeichenschal',
Und auch zu festem Kraft und Grund
In meiner guten Zeichenstund'.
Nimms, lieber Alter, auf Dein Knie,
Und denke mein, wenns um Dich schwebt,
Wie es in Sympathien hie
Um mein verschwirbelt Hirnchen lebt.
Geb' Gott Dir Lieb' zu Deinem Pantoffel,
Ehr' jede krüpplige Kartoffel,
Erkenne jedes Dings Gestalt,
Sein Leid und Freud', Ruh' und Gewalt,
Und fühle, wie die ganze Welt
Der große Himmel zusammenhält,
Dann Du ein großer Zeichner, Kolorist,
Haltungs und Ausdrucks Meister bist.

Auf diese das Evangelium der Natur, in welcher alles in seiner Weise das ist, was es sein soll, lehrende Anweisung folgen unter der Ueberschrift: „Denk- und Trostsprüchlein“ die Verse Guter Rath (Kunst 9). In diese Zeit fällt auch wohl die Erwiderung an Hieronymus Peter Schlosser in gereimten Jamben von wechseln-

der Länge und Reimform, welche Schlosser hinter dem lateinischen Gedichte, auf welches Goethe in diesen Versen erwidert, im folgenden Jahre unter seinen Poemata abdrucken ließ.*) Schlosser hatte ihm nämlich für einen gemalten Ofenschirm gedankt, auf welchem Goethe den Kopf von Schlossers Lieblingsdichter Virgil mit dem auf dessen Dichtungen hindeutenden Zeichen von Rohrpfeife, Schwert, Sonne, Lorbeerkranz, Blumen, Gewinden und Kränzen dargestellt hatte.

Am 11. Dezember machte Goethe durch Knebel die Bekanntschaft des Erbprinzen von Sachsen-Weimar und seines Bruders, des Prinzen Konstantin, denen er auch auf ein paar Tage nach Mainz folgte. Als er am 15. von dort zurückkehrte, ergriff ihn auf das schmerzlichste die Kunde von dem während seiner Abwesenheit erfolgten Tode seiner frommen Klettenberg, doch war es ihm, wie immerfort in ähnlichen Fällen, unmöglich, seinem Schmerze und der Erinnerung an die Heimgegangene dichterischen Ausdruck zu geben. Unmittelbar darauf bildete sich das bald zu leidenschaftlichster Glut aufflammende Verhältniß zu der im siebzehnten Lebensjahre stehenden liebreizenden Anna Elisabeth Schönemann, seiner mit einer sein Herz im tiefsten Innern erfassenden, seine ganze Seele mit unwiderstehlicher Gewalt hinreißenden, in den gefühlvollsten Liedern gefeierten Lili. Nach der Lösung des Verhältnisses am 18. Oktober 1775 schreibt er an Bürger, die Fee Hold oder Unhold habe ihm „die zerstreutesten, verworrensten, ganzesten, vollsten, leersten, kräftigsten und läppischsten drei Vierteljahre", die er je erlebt, zum Neujahrsgeschenk von 75 gereicht.

Die Allgewalt der Liebe, die ihm, der sich ihr entronnen

*) Mit den Worten: Respondit salsus ad illa führte Schlosser Goethes Gedicht ein.

geglaubt, auf einmal ganz umgewandelt hatte, die ihn selbst die ihm langweiligen Gesellschaftsabende ertragen ließ, auf welchen Lili in allem ihrem Reize glänzte, spricht sich in den beiden aus gepreßter Seele sich losringenden Liedern Neue Liebe neues Leben und an Belinden (Lieder 56. 57) aus, von denen das eine in trochäischen Strophen aus einem vierversigen System nebst einem weiblich und einem männlich auslautenden Reimpaar, das andere in vierversigen Strophen geschrieben ist, deren ungerade Verse fünffüßige Trochäen, die geraden nur halb so lang sind. Beide Versmaße sind hier so glücklich bezeichnend, wie Gefühl und Ausdruck aus tiefer Seele quellen. Wie das eine Lied die unendliche, jede andere Lust ihnr raubende Unruhe und die unentweichliche Gewalt der ihn wider Willen fesselnden Leidenschaft ausspricht, so das andere den unwiderstehlichen Reiz, der ihn die späten Abende, die ihm durch das tiefe Gefühl seines Liebesglückes so selig sind, an dem Spieltisch zuzubringen zwinge. Der Name Belinde, mit dem er die Geliebte hier in der Ueberschrift bezeichnet, ist ein gangbarer Name der Geliebten; so bei Gleim und J. G. Jacobi. Beide Lieder möchten aber eher in den Anfang oder die Mitte Februar als in den Januar gehören. Gegen den 7. Januar kam Jacobi bei Goethe an, wo er vier volle Wochen blieb. Den 13. meldet Goethe an Knebel, er habe einige produktive Tage gehabt. Da hierbei nach der vorhergehenden Erwähnung seiner Sachen (den Knebel anvertrauten Dichtungen) nur an dichterische Produktion zu denken ist, so hatte er wohl damals schon seine Stella begonnen, welche die ganze Glut leidenschaftlicher Hingabe schildern sollte, die er von der Geliebten verlange. Um die Mitte des Monats erhielt er nach langer Zeit wieder einmal einen Brief Herders, und zwar einen recht herzlichen. In seiner Erwiederung vom 18. bittet er: „Laß uns

ein neu Leben beginnen mit einander", und er verspricht ihm wohl bald etwas von seinem „Treiben" zu schicken. Er dachte hierbei an Stella. Um dieselbe Zeit äußert er gegen Merck, seine Arbeit habe bisher in Porträts im Großen und im Kleinen bestanden. Von seiner Stella erwähnt er nichts. Die ganze Gewalt der Leidenschaft muß ihn damals noch nicht ergriffen haben, wenn ihn auch Lili schon herzlich angezogen hatte. Unter den kleinen Liebesliedern möchten demnach am wenigsten die beiden obengenannten zu verstehn sein. Bergk fand in J. G. Jacobi's Nachlaß in einer Abschrift zugleich mit Goethes Lied „Mir schlug das Herz" (später Willkommen und Abschied) folgende beide:

Ob ich Dich liebe, weiß ich nicht:
Seh' ich nur einmal Dein Gesicht,
Seh' Dir ins Auge nur einmal,
Frei wird mein Herz von aller Qual.
Gott weiß, wie mir so wohl geschicht!
Ob ich Dich liebe, weiß ich nicht.

Ach, wie sehn' ich mich nach Dir,
Kleiner Engel! nur im Traum,
Nur im Traum erscheine mir!
Ob ich gleich da viel erleide,
Bang um Dich mit Geistern streite
Und erwachend athme kaum.
Ach, wie sehn' ich mich nach Dir,
Ach, wie theuer bist Du mir,
Selbst in einem schweren Traum!

In der Reimform haben beide Gedichte große Aehnlichkeit; der letzte Vers endet auf dasselbe Wort wie der erste oder zweite, und es reimen darauf noch ein oder zwei Verse; in der Mitte findet sich ein für sich stehendes Reimpaar, neben welchem das Gedicht nur noch einen oder zwei Reime hat. Dafür, daß das erste Gedicht von Goethe sei, haben wir auch einen äußern Beweis.

In der Iris wird, wenn mehrere Gedichte hintereinander folgen, der Name oder die Chiffre nur beim zweiten gesetzt. Nun folgt in dieser auf das ohne Ueberschrift im Juliheft gegebene Gedicht noch Freundin in der Wolke mit Goethes Chiffre P. Das letztere Gedicht ist von Lenz. Deshalb wurde in dem Inhaltsverzeichnisse des ganzen vierten Bandes, das dem Septemberhefte beigegeben ward, bemerkt, P sei ein Druckfehler statt L. Höchst wahrscheinlich aber galt der Irrthum, daß Goethe statt Lenz als Dichter angenommen war, nur diesem Gedichte; man übersah eben, daß diese Verbesserung nun auch das vorige Gedicht treffe, hinter dem eigentlich das beim zweiten Gedichte mit Recht verbesserte P stehn müßte. Will man dies nicht annehmen, so folgte, daß Lenz der Dichter sei. Beide Lieder scheinen mir zu den „kleinen Liebesgedichten“ zu gehören, deren Goethe nach der Mitte Januar gegen Merck gedenkt. Sie mit Bergk auf die sesenheimer Liebe zu beziehen ist nicht der geringste Grund gegeben, sein Versuch, die drei in der Abschrift aufeinander folgenden Lieder für eine Trilogie zu erklären, ganz verfehlt. Gleich darauf erhielt Goethe Briefe von den Stolbergen und zugleich einen von einer ungenannten Dame, ihrer Schwester Auguste, deren Brief ihn „in einer wunderlichen Stunde packte“, so daß er nach dem ersten Versuche, ihr zu schreiben, gleich aufhören mußte, erst nach einiger Zeit, wohl noch an demselben Tag, zum Briefe zurückkehren konnte. „Ich komme doch wieder“, fährt er fort. „Ich fühle, Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was ist das als Liebe! Mußte er Menschen machen nach seinem Bild, ein Geschlecht, das ihm ähnlich sei, was müssen wir fühlen, wenn wir Brüder finden, unser Gleichniß, uns selbst verdoppelt!“ Wie der Anfang deutlich auf die ihn schon beun-

ruhigende Leidenschaft hindeutet, so schwebt bei der Aeußerung, Gott habe nach seinem Bilde ein Geschlecht gemacht, das ihm ähnlich sei, eine Stelle seines Dramas Prometheus oder vielleicht des gleichnamigen lyrischen Gedichtes vor, in welchem er den dem Zeus trotzenden Menschenvater in einer wirksamern Weise als in seinem Drama darzustellen suchte. Vielleicht fällt das lyrische Gedicht Prometheus gerade in diese Zeit. Aber auch noch eine andere Arbeit beschäftigte ihn neben der vielleicht augenblicklich zurückgelegten Stella, die Durchsicht von Erwin und Elmire, die in der Zeit erscheinen sollte; wohl erst vor kurzem hatte er seine Han'schrift derselben von Knebel zurückerhalten. Schon am 27. schreibt Fr. Jacobi an Wieland, in den dritten Theil (das dritte Stück ist hier gemeint) der Iris komme von Goethe ein Drama mit Arien. Später berichtet er, Goethe habe an demselben Abend, als er Nicolais platte Freuden Werthers erhielt, das Lied „Ein Schauspiel für Götter" in Erwin gedichtet, das also ganz unter der Macht leidenschaftlicher Liebe entstanden ist, die ihm auch sonst manche glückliche Aenderungen und Zusätze eingab. Dem vollendeten Stücke setzte er die herrliche Widmung an Lili vor:

Den kleinen Strauß, den ich hier binde,
Pflückt' ich aus diesem Herzen hier.
Nimm ihn gefällig auf, Belinde!
Der kleine Strauß, er kommt von mir.

Die Lieder Neue Liebe und an Belinden schickte er sofort nach Düsseldorf, wo Heinse den Druck der Iris besorgte. „Goethe schreibt immerfort Lieder", schreibt Heinse am 21. Februar, „und alle sollen und müssen gedruckt werden; und in Wahrheit sind auch alle vortrefflich und Meisterstücke"; von Goethes Liedern müsse wenigstens ein halber Bogen in das

dritte Stück kommen, dessen größten Theil Erwin einnahm. Goethe machte hiernach wenigstens zwei Sendungen rasch hintereinander; wahrscheinlich schickte er zuerst Neues Leben, dann an Belinden, beiden legte er ein paar andere bei, vielleicht dem einen die oben abgedruckten beiden Lieder, dem andern das aus der sesenheimer Liebeszeit stammende „Mir schlug das Herz". Seine in dem Liede an Belinden vorschwebende Lage spricht er am 13. Februar an Augusten aus, wo er „den gegenwärtigen Fastnachtsgoethe" beschreibt, wie er „im galonirten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, wie er in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert, und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht". Daneben schildert er den andern Goethe, „im grauen Biberfrack mit dem braunseidnen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnet, der, immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Maße auszudrücken sucht". An Bürger, dessen Europa und Raubgraf ihn sehr anzogen, schreibt er am 17., von seinen Verworrenheiten sei schwer etwas zu sagen, fleißig sei er eben nicht gewesen; die Frühlingsluft, die so manchmal schon über die Gärten herwehe, arbeite wieder an seinem Herzen und aus dem Gewürge werde sich hoffentlich wieder etwas ablösen.

Am 24. Februar kam Jacobi nach Frankfurt zurück, wo er

bis zum 2. März blieb. Goethe las ihm damals seine fast vollendete Stella, an welcher der Freund großen Antheil nahm. Die glühende Liebe zu Lili trieb diesen rastlos umher; er ergoß sie in seine Stella. Erst nach Jacobis Entfernung scheint er durch das überall vernommene Gerede von Nicolais Spottschrift auf seinen Werther erbittert worden zu sein, besonders da auch von andern Seiten die unbefugtesten Urtheile sich breit machten und man, was ihm schon Lottens und ihres Gatten wegen höchst widerwärtig sein mußte, nach der zu Grunde liegenden wahren Geschichte forschte. „Ich bin das Ausgraben und Seziren meines armen Werthers satt", schreibt er am 8. März an Augusten. „Wo ich in eine Stube trete, find' ich das berliner Hundezeug; der eine schilt darauf, der andere lobts, der dritte sagt, es geht doch an, und so hetzt mich einer wie der andere." In diese Zeit gehören die derben Verse:

Ein junger Mann, ich weiß nicht wie,
Starb einst an der Hypochondrie,
Und ward so auch begraben.
Da kam ein starker Geist herbei,
Der hatte seinen Stuhlgang frei,
Wie ihn so Leute haben.
Er setzt gemächlich sich auf's Grab,
Und legt sein reinlich Häufchen ab,
Beschauet freundlich seinen Dreck,
Geht wohler athmend wieder weg,
Und spricht zu sich bedächtiglich!
„Der gute Mann, wie hat sich der verdorben!
Hätt' er g— so wie ich,
Er wäre nicht gestorben."

Stoßgebet

Vor Werthers Leiden,
Mehr noch vor Werthers Freuden
Bewahr' uns, lieber Herre Gott!

und die auf Nicolais Erfindung des Schusses mit Hühnerblut spottende Szene zwischen Lotten und Werther: Anekdote zu den Freuden des jungen Werthers. Später fallen wohl die im dreizehnten Buche von Wahrheit und Dichtung mitgetheilten Verse nicht allein gegen Nicolai, sondern gegen alle Mißurtheile. Zur zweiten Ausgabe des Romans schrieb er um diese Zeit zwei Strophen (vermischte Ged. 43), von denen die erste dem ersten, die andere dem zweiten Theile vorgesetzt werden sollte. Veranlaßt wurde er dazu durch die Absicht, bestimmt auszusprechen, daß er den Werther nicht als ein Musterbild zum Nachahmen hingestellt habe, dieser vielmehr den Leser warnend darauf hinweisen solle, mit männlichem Muthe alles Leid zu ertragen.

Den oben angeführten Ausdruck seines Unmuthes über das „Seziren" seines Werther schrieb Goethe zu Offenbach bei dem Tonsetzer André, bei dem wir ihn schon am 6. finden. Hier wendet er sich in der Nacht wieder an Augusten, der er meldet, daß er auf dem Lande bei sehr lieben Menschen sei „in Erwartung — liebe Auguste — Gott weiß, ich bin ein armer Junge". Er erwartete wohl, Lili werde nach Offenbach zu ihrem Oheim D'Orville kommen. Seinen gegenwärtigen Zustand könne er ihr nicht ganz sagen, da sie ihn persönlich nicht kenne. „Großer Gott, was ist das Herz des Menschen! — Gute Nacht! Ich dachte, mir sollt's unterm Schreiben besser werden. — Umsonst! mein Kopf ist überspannt." Den andern Abend meldet er ihr, der Tag sei wunderbar gewesen, er habe gezeichnet, eine Szene (wohl an Stella) geschrieben. Schreibe er jetzt nicht Dramas, so ginge er zu Grunde. Nächstens wolle er ihr ein Drama in der Handschrift schicken, das er nicht drucken lasse. In seiner Stella, die ohne Zweifel gemeint ist, hatte er sein Verlangen nach glühender Liebe zu wahr ergossen, als daß er dieselbe der

kalten Welt preisgeben konnte. Was ihn quälte, waren die Hindernisse, welche sich von Seiten der Eltern Lilis und seiner eigenen der gewünschten Verbindung entgegenstellten. Am 10. befindet er sich wieder in Frankfurt, wo sein Kopf ziemlich heiter, sein Herz leidlich frei ist; oft habe er muthige, frohe Stunden. Den 19. schreibt er, es sei ihm wieder eine Zeit her vor Wohl und Wehe, daß er nicht wisse, ob er auf der Welt sei, und da sei es ihm doch, als wär' er im Himmel. In dieser ewigen Aufspannung dürfte er kaum zu einem lyrischen Ergusse gelangt sein.

Schon am 21. hatte Goethe den gedruckten Erwin, von dem er fünfzig Exemplare für sich hatte abziehen lassen, und den er wohl in einem besondern Bande Lili überreichte, die vielleicht auch die beiden auf sie bezüglichen Gedichte desselben Stückes der Iris erst jetzt sah. Wenn Goethe denselben Tag von „Abdrücken der Arien" spricht, so bezieht dies Bergk irrig auf die drei Gedichte; es geht auf die Melodien von André zu Erwin. Vielleicht sollten mehrere Arien in Melodien beigegeben werden, wirklich brachte die Iris nur eine, die des Liedes „Ein Schauspiel für Götter". Seine Stella war unterdessen fertig geworden; Jacobi sollte gleich eine Abschrift davon erhalten. Vier Tage später schreibt er an Herder: „Es sieht aus, als wenn die Zwirnfäden, an denen mein Schicksal hängt und die ich schon so lange in rotirender Oszillation auf- und zudrille, sich endlich knüpfen wollten. Uebrigens machen mich allerlei Umstände ziemlich zahm, ohne mir doch den guten jungen Muth zu nehmen". Die Schwierigkeiten schienen zu schwinden, man ließ zunächst von beiden Seiten dem Verhältnisse seinen Lauf. Unterdessen hatte Goethe nach Vollendung seiner Stella, in welcher sich nichts Lyrisches findet, die Heldin selbst aber die glühendste Sprache der Liebe führt, an einen

andern dramatischen Stoff sich gemacht, an Claudine von Villa bella, deren baldige Vollendung er den 14. April an Knebel melden konnte. Wahrscheinlich hatte er den Stoff schon längst sich vorgesetzt, auch einen Theil davon vollendet, ehe er von Stella ganz hingerissen wurde. Am 29. war er mit Merck in Langen zusammen, den folgenden Tag kam Klopstock auf der Durchreise nach Hamburg bei Goethe an, der „in sonderbarer Bewegung" war und ihn nur wenig genießen konnte. Die ewige Aufspannung dauerte fort. Goethe berichtet in Wahrheit und Dichtung: „Eine fortdauernde Aufregung in glücklicher Liebeszeit, gesteigert durch eintretende Sorge, gab Anlaß zu Liedern, die durchaus nichts Ueberspanntes hatten, sondern immer das Gefühl des Augenblicks aussprachen. Von geselligen Festliedern bis zur kleinsten Geschenkgabe, alles war mitgefühlt von einer gebildeten Gesellschaft; erst froh, dann schmerzlich, und zuletzt kein Gipfel des Glücks, kein Abgrund des Wehes, dem nicht ein Laut wäre gewidmet gewesen." Ob dies von der Zeit vor der Verlobung der Wahrheit gemäß ist und überhaupt Goethe hier durch die Erinnerung nicht getäuscht wurde oder die Lücken derselben frei ergänzte, möchte schwer zu entscheiden sein. Von solchen Liedern hat sich außer den obenerwähnten wenigstens keine Spur erhalten.

Zu der am 2. April beginnenden Ostermesse kam die mit dem schönemannschen Hause befreundete jüngere Fräulein Delf aus Heidelberg nach Frankfurt, die bald an dem in sonderbarer Ungewißheit schwebenden Liebespaare lebhaften Antheil nahm. Großen Aerger verursachte Goethe damals die von seinem Freunde H. L. Wagner herausgegebene Farze Prometheus, Deukalien und seine Rezensenten, in welcher sein Ton nachgeahmt und manches, was ihm persönlich mitgetheilt worden, so benutzt war, daß man ihn für den Verfasser halten mußte.

Deshalb erließ er am 5. April eine öffentliche Erklärung, welche er denjenigen schuldig zu sein glaube, die ihn liebten und ihm aufs Wort glaubten. Als er diese Erklärung am 14. an Knebel schickt, der den Erbprinzen an ihn in Liebe erinnern solle, bemerkt er, daß er aus einer Verworrenheit in die andere falle und mit seinem armen Herzen wirklich wieder unvermuthet in allem Antheil des Menschengeschicks stecke, aus dem er sich erst kaum gerettet habe. Den folgenden Tag berichtet er Klopstock, er finde sich noch ziemlich in dem Zustande, in welchem dieser ihn verlassen habe, nur werde es manchmal schlimmer, und dann falle von oben herab wieder ein Thautropfen des Universalbalsams, der alles wieder gut mache. Denselben Tag spricht er Augusten seine hohe Freude über die ihm gemeldete baldige Ankunft ihrer Brüder aus. Das liebe Ding, das man Gott heiße, sorge doch sehr für ihn; er sei in wunderbarer Stimmung und werde es ihm wohlthun, ihre Brüder zu haben. „Wenn ich wieder munter werde, sollen Sie auch ihr Theil davon haben". Er übersendet ihr ein Liedchen, worauf er eine Melodie von Grétry habe umdichten lassen. Ein in der Iris gedrucktes Lied kann nicht gemeint sein, da er Augusten auf diese selbst hingewiesen hatte. Am wahrscheinlichsten dürfte ein Lied seiner Claudine gemeint sein, etwa die Arie „Liebliches Kind". In Claudinen, die jedenfalls bald darauf vollendet ward, findet sich außer manchen Liedern auch die Ballade vom untreuen Knaben in einer siebenversigen jambischen Strophe, in welcher der letzte Vers reimlos ist, das Lied aber am Ende abgebrochen wird. Dieses Lied ist wohl das „Balladenfragment", das Bürger schon im Februar in Halberstadt hörte, zugleich mit einer andern sehr schönen Ballade, wohl dem König von Thule. Den untreuen König hatte auch Boie, der ihn am 18. März an Bürger sandte. Sonst sind in

Claudinen die mannichfachsten singbaren Versmaße, besonders kleinere trochäische, mit Geschick angewandt.

Auch als nach der Mitte des Monats Fräulein Delf ganz unerwartet die Verlobung bewirkt hatte, wollte sich kein rechter Familienzusammenhang ergeben, ja es fehlte nicht an Versuchen, das Verhältniß zu stören. Wohin Goethe am 19. auf einige Tage verreiste, wissen wir nicht. Als er am 26. den lange liegen gebliebenen Brief an Augusten schickt, spricht er von seiner Verlobung kein Wort. Bald darauf fand eine heitere Feier bei Oheim D'Orville zu Offenbach statt, doch auch diesmal war die Freude nicht rein, da Lili statt am Mittag erst zu Abend eintraf; um die Verstimmung über das halb vereitelte Fest zu mindern, schickte Goethe, der die unliebe Kunde am Vorabend empfing, ein rasch auf Lilis Wunsch entworfenes Gelegenheitsgedicht nach Offenbach. Dort mögen die Geliebten mehrfach zusammengekommen sein. Aber bald ward das Verhältniß durch Gegenwirkung von beiden Seiten so gespannt, daß dessen allmähliche Auflösung zu fürchten stand. Goethes eigener Bericht hierüber ist nichts weniger als glaubhaft, wenn wir dagegen seinen vor der Schweizerreise nach der Mitte Mai an Herder geschriebenen Brief halten. „Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fuße im wahren Freud' und Leid der Erde wähnt' ich vor Kurzem näher zu kommen", schreibt er, „bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus ins weite Meer geworfen. — Ich geh' fort auf wenige Zeit zu meiner Schwester. — Ich tanze auf dem Seile, fatum congenitum genannt, mein Leben so weg!" Wenige Monate später schreibt er, diesmal habe er noch Hoffnung gehegt, ihre beiden Schicksale zu vereinen. Daß die Stolbergs Lili kennen gelernt hätten, hören wir nicht; dagegen war er mit

ihnen zu Offenbach bei einem Mädchen, das er ein seltsames Geschöpf nennt.

Von der mit den dichterisch aufgeregten Grafen Stolberg und ihrem Begleiter Graf Haugwitz angetretenen Reise, die sich bis nach der Schweiz ausdehnte, haben sich wenige dichterische Ergüsse erhalten. Wahrscheinlich schrieb Goethe zu Straßburg das tief empfundene Gedicht an Lottchen (Lieder 61), jenes Mädchen zu Offenbach, als Erwiderung eines Briefes, in welchem diese ihm unter andern mitgetheilt, sie habe jetzt eine Herzensfreundin gefunden. Es ist in vierversigen jambischen Systemen aus abwechselnd reimenden Versen geschrieben, von denen meist zwei, einmal drei zu einer Strophe verbunden sind. In der ersten Strophe reimen im zweiten Systeme die äußern und innern Verse, und zwar haben wir hier statt vier fünf Verse, indem nach dem dritten noch ein kürzerer Reimvers eintritt. Auch sonst finden sich zuweilen längere oder kürzere Verse. Selbst der Rheinfall von Schaffhausen scheint Goethe nicht dichterisch angeregt zu haben. Von Zürich aus machte er mit seinem frankfurter Freunde Passavant ohne die Stolberge einen Ausflug in die kleinern Kantone. Auf dem Zürichersee dichtete er am 15. Juni die schönen drei Strophen, die er später auf dem See überschrieb (Lieder 62). Der frische, frohe Muth, den die wundervolle Natur auf der Seefahrt in seiner Brust erregt, spricht sich in einer gewöhnlichen achtversigen zweitheiligen jambischen Strophe aus, deren Verse alle männlich auslauten. Da führt ihm die Erinnerung das Bild der Geliebten vor die Seele, dem er sich mit Gewalt entzieht, da er sich durch diese sehnsüchtige Erinnerung nicht in seinem vollen Naturgenusse stören lassen will. Hier tritt eine trochäische Strophe aus zwei Reimpaaren ein, ein weibliches und ein männliches. Und so wendet er sich wieder der herrlichen

Natur zu, deren Reiz er mit malerischer Anmuth bezeichnet. Dabei bedient er sich einer achtversigen zweitheiligen trochäischen Strophe, deren ungerade Verse aus drei Trochäen bestehen; die geraden Verse unterscheiden sich dadurch, daß an die Stelle des mittlern Trochäus ein Daktylus tritt. Das Versmaß ist außerordentlich glücklich gewählt. Als sie die hinter Richtersweil sich erhebenden Berge erstiegen hatten, genossen sie von der Höhe einen entzückenden Anblick, der ihn wieder an die Geliebte erinnerte, und ihm die schönen seiner Liebe Qual und Glück so ergreifenden als höchst einfachen vier trochäischen Verse (Lieder 63) entlockte, die er in ein Gedenkheftchen schrieb. Unter den alterthümlichen Kostbarkeiten des Klosters Maria Einsiedeln zog ihn eine kleine geschmackvolle und sorgfältig gearbeitete Zackenkrone mit eingesetzten farbigen Steinen sehr an; als er diese in die Höhe hob, war es ihm, als müßte er sie Lili auf die hellglänzenden Locken setzen, sie vor den Spiegel führen und ihrer Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreite, sich freuen. Aber diesen Augenblick scheint er nicht dichterisch erfaßt zu haben. Dagegen will er das tief empfundene Gedicht „Angedenken du verklungner Freude“ (Lieder 77) am Morgen des 23. (es war Lilis Geburtstag) gedichtet haben, als er im Zweifel, ob er von hier nach Italien hinabsteigen oder den Rückweg antreten solle, durch die Erinnerung an Lili zurückgehalten wurde, von welcher noch ein goldenes Herzchen an demselben Bande, an welchem sie es (wohl bei der Verlobung) ihm angeknüpft hatte, „lieberwärmt“ an seinem Halse hing; er habe es angefaßt und geküßt, und darauf jene Verse gedichtet. Aber auffallend ist es, daß in jenem Gedichte weder der wunderbaren ihn umgebenden Natur, noch des Zweifels, welchen Entschluß er fassen solle, noch der Anziehung Lilis, noch ihres Geburtstages gedacht wird. Vielmehr mahnt ihn, der vor

Lili fliehen will, das Herzchen, daß Lili noch nicht von ihm lassen könne, und das Band erinnert ihn, daß er noch immer ihr angehöre. Der Wechsel der Verse ist hier sehr frei; denn in der ersten Strophe, in welcher die vier Verse abwechselnd reimen, folgt auf zwei fünffüßige und einen sechsfüßigen trochäischen Vers ein weiblich auslautender fünffüßiger jambischer. Die beiden folgenden Strophen sind jambisch. In der zweiten Strophe reimen von den fünf Versen die beiden ersten, der dritte und der fünfte, wogegen der vierte reimlos ist; die Länge der Verse, von denen nur der vorletzte nicht weiblich auslautet, wechselt. Der hier einmal eintretende Anapäst findet sich mehrfach in den vier ersten Versen der dritten sechsversigen Strophe, in welcher zwischen die vier wechselnd reimenden Verse vor dem dritten ein Reimpaar tritt. Die Länge der hier nur männlich auslautenden Verse steigt von zwei zu vier Füßen; der erste und fünfte Vers reimen wohl nicht zufällig auf den reimlosen Vers der zweiten Strophe. In den Juni 1775 gehören nach Riemer und Eckermann auch die Hoffnung überschriebenen Verse (Lieder 84); bei ihrer bestimmten Angabe des Monats müssen wir vermuthen, daß sie diese auch wohl in dem angeführten Gedenkheftchen fanden. Veranlaßt wurden sie durch den Anblick abgekappter Linden, welche er wohl auf dem Rückwege irgendwo sah, wie später sein Amyntas (Elegien II, 5) auf der Rückkehr von der dritten Schweizerreise dem Anblick eines von Epheu umwundenen Apfelbaums seinen Ursprung verdankt. Die Strophe ist eine gewöhnliche aus sechs trochäischen Dimetern, von denen die beiden ersten aufeinander und die vier folgenden verschränkt reimen.

Der weitere Aufenthalt in der Schweiz scheint keine weitere dichterische Blüthe getrieben zu haben. Möglich wäre es, daß ihm in der Schweiz die kleine in Bern in diesem Jahre erschienene

Schrift „die Sitten der Morlacken. Auszug aus dem Französischen (von Abbate Fortis)“ in die Hände gekommen und er daraus den Klaggesang von den edlen Frauen des Asan Aga (Balladen 31) in fünfversigen Trochäen, auf welche die Urschrift führte, übersetzt habe. Das Jahr 1775 geben Eckermann und Riemer an, ohne Zweifel nach sicherer Ueberlieferung. Die Uebersetzung erschien 1778 am Ende von Herders erstem Theile der Volkslieder, mit der Bemerkung, die Uebersetzung sei nicht vom Sammler. Zu demselben Bande hat Herder selber einen andern morlackischen Gesang in denselben fünffüßigen Trochäen aus des Fortis Osservazioni sopral'isola Cherso ed Osero gegeben. Der zweite Theil brachte zwei andere morlackische Gedichte aus einer Handschrift von Fortis in demselben Versmaaße. Als Quelle des Klaggesanges gibt Herder des Fortis Reisen (Viaggio in Dalmazia, Venezia 1774 an, von der eine deutsche Uebersetzung zu Bern 1777 erschien) und die angeführten „Sitten der Morlacken.“ Aus der erstern kannte sie wohl Herder, aus der andern Goethe.

Auch auf der Rückreise findet sich keine Spur lyrischer Dichtung, selbst in Straßburg nicht, wo er mit Lenz zusammentraf und die von warmem Gefühl eingegebene dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe schrieb, worin er es aussprach, daß es ihn „vaterlandwärts, liebwärts“ ziehe. Freilich hatte der Vater schon am 28. Juni dringend seine Rückkehr in einem Briefe an Lavater verlangt. In Frankfurt sah er Lili wieder, aber die Glut der Leidenschaft, welche er von ihr ersehnte, konnte sie ihm nicht bieten, vielmehr war ihr Verhältniß zu ihm nur lau, was ihn, wie sehr ihn auch Lilis Anblick erfreute, unglücklich machte. Als er sich am 25. Juli wieder an Augusten wendet, kann er dieser nichts von sich sagen. Sechs Tage später klagt

er ihr, er habe sich so oft am weiblichen Busen betrogen. Am 3. August schreibt er ihr auf Lilis Zimmer in Offenbach, mit der er ausreiten will. Wenn er sagt, sie mache ihn unglücklich, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage er trübe, so fühlen wir durch, daß sie seinem glühenden Liebesdrange nicht genügte, und die Freundlichkeiten, die sie andern erzeigte, sein Herz verwundeten. „Lang halt' ichs hier nicht aus; ich muß wieder fort. Aber wohin?" ruft er aus. Frankfurt war ihm so leer, wie mit Besen gekehrt, Lili der Lebenspunkt seines Daseins, an den er sich festklammerte, aber mit der verzweifelnden Qual, daß ihr Besitz ihn nie beglücken werde. Allmählich scheint er sich etwas beruhigt zu haben, doch zu einer frischen Thätigkeit konnte er eben so wenig gelangen, als ihm ein dichterischer Erguß möglich war. An Jacobi sandte er seine dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe und ein Lied (wahrscheinlich das auf dem See), ohne den Wunsch einer Veröffentlichung auszusprechen. Dagegen wollte er schon damals nicht bloß seine Claudine, sondern auch Stella einem zahlenden Buchhändler überlassen, wozu ihm Merck verhelfen sollte, da er mit dem Verleger seines Werther auseinandergekommen war. Die Iris hatte unterdessen von seinen früher gesandten Gedichten die Rettung und die Verse „Ob ich Dich liebe" aufgenommen, auch unter seiner Chiffre die an ihn gerichteten Verse von Lenz: Freundin aus der Wolke gegeben. Andere Gedichte in ihr erscheinen zu lassen hatte er keine Lust; denn am wenigsten durfte er mit seinen letzten auf Lili bezüglichen auftreten, die den Wunsch, sie zu vergessen, aussprachen. J. G. Jacobi hatte in die letzten Hefte Gedichte geliefert, die Goethe zuwider sein mußten, da sie den flauen Schäferton anstimmten, den er in dem Gedichte „So ist der Held" verspottet hatte.

An Lavater wendet er sich am 13. August von Offenbach aus, wo er sich mit Lili befand, mit der er gestern wieder ausgeritten war. „Du hättest den Engel im Reitkleide zu Pferd sehn sollen", schreibt er ihm am folgenden Tag. „Mir wird Gott gnädig sein! Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn und sing' ihm Psalmen, von denen Du ehestens eine Schwingung erhalten sollst." Der sprichwörtliche Ausdruck „dem Herrn Psalmen singen" deutet nur auf seine freudig gehobene Stimmung. In Offenbach war er durch Lili so gebannt, daß er kaum einmal nach Frankfurt kam und den dort seit dem 11. anwesenden Freund Jung Stillung wenig sah, doch gegen den 20. zog dieser, vielleicht auch Lili, die nach Frankfurt zurückkehrte, ihn ins elterliche Haus. Hier stellten sich leider bald die Unzuträglichkeiten wieder recht heraus; Lili war ihm nicht mehr so nah und da sie wieder unter dem Einfluß ihrer Umgebung stand, fremder. So bemächtigte sich seiner denn aufs neue vollste Verzweiflung. In einem nach Jungs Abreise geschriebenen Briefe an Merck, in welchem er sich nach dem Befinden der Wöchnerin erkundigt (Mercks Frau war am 29. Juli niedergekommen), klagt er, daß er wieder garstig gestrandet sei; tausend Ohrfeigen möchte er sich geben, daß er nicht, da er flott gewesen, zum Teufel gegangen, daß er sich durch die Sehnsucht nach der Heimat und der Geliebten habe von Italien abhalten lassen. Er denkt sogar an eine Flucht, und fragt, ob Merck ihm dazu für den ersten Stoß mit einigem Geld beistehn wollte; jedenfalls müsse er Ende des Jahrs nach Italien. Kaum daure er es bis dahin auf diesem Bassin herum zu gondoliren und mit großer Feierlichkeit auf die Frosch- und Spinnenjagd auszuziehen.

Von Frankfurt trieb es ihn zuweilen nach Offenbach. Dort wird er anfangs September die von schmerzlichster Liebe ein-

gegebenen jetzt Herbstgefühl überschriebenen Verse (Lieder 68) gedichtet haben, die bereits im Septemberheft der Iris erschienen. Hatte der Dichter auf den raschen Abdruck gedrungen oder war das Lied vielleicht gar ohne seinen Willen aufgenommen worden? Eine besondere Lust, in der Iris zu erscheinen, konnte er nicht fühlen, wenn er nicht etwa hoffen durfte, von Lili, die seine Chiffre kannte, darin gefunden zu werden. In diesem reimlos geschriebenen Gedichte erscheinen neben kleinen daktylischen, durch einen Trochäus eingeleiteten Versen kleine jambische, bei denen häufig der Anapäst eintritt. Gegen den 7. September dürften die humoristischen Verse Lilis Park (vermischte Ged. 23) fallen, welche durch die Freundlichkeiten veranlaßt wurden, die Lili den zur Messe kommenden Verwandten und Bekannten zu erzeigen sich nicht versagen konnte. Der ausgelassenste Spott seines zerrissenen Herzens treibt hier sein buntes Spiel. Die jambisch-anapästischen Verse reimen entweder paarweise oder verschränkt, doch stehen einzelne reimlos. Alliterationen und alle Mittel der sprachlichen Malerei sind glücklich verwandt. Auf die am 10. gefeierte Vermählung des befreundeten Pfarrers Ewald in Offenbach mit Fräulein Rahel Gertrud du Fay aus Frankfurt dichtete er das Lied „Den künftgen Tag- und Stunden“ (gesellige Lieder 5), das am Abende von vier Stimmen, wohl André, dessen Frau, Goethe und Lili, gesungen wurde. Auffällt es, daß in einem von vieren gesungenen Liede alle der schmerzlichen Ahnung des einen von ihnen, den es von ihnen wegtreiben wird, also gedacht wird, unter diesen auch von der Geliebten selbst. Fast sollte man denken, in dieser Form sei es nicht gesungen worden. Goethe selbst vertraut es eine Woche später Augusten, daß er diesen Abend um zehn Uhr in der „grausamst-feierlichst-süßesten Lage seines ganzen Lebens“ gewesen, er „durch die glühendsten

Thränen der Liebe Mond und Welt geschaut", ihn alles seelenvoll umgeben habe, während aus der Ferne Waldhörner erschallten, vom Hause die lauten Freuden der Hochzeitsgäste. Der darauf folgende Kampf zwischen Liebe und Eifersucht, Genuß und Qual trieb keine dichterische Blüten, doch wird er eben um diese Zeit das Hohelied Salomons, wie er im Oktober an Merck schrieb, übersetzt haben. Eigentlich hatte er nur aus der uralten bildlichen Dichtung (bis VIII, 7) 31 Lieder zusammengestellt, denen er nicht einmal dichterische Form gab. In der Noth seines Herzens wandte er sich an die ferne Freundin Auguste, auf die er seine Liebe übertrug, die ihrer würdiger zu sein schien als Lili, welche ihre Gefallsucht nicht verleugnen konnte und nicht die Glutkraft der Liebe empfand, welche sie allen Hindernissen zum Trotz ihm zugeeignet hätte. Am 19. sollte Lili auf dem Ball erscheinen, und obgleich er ahnte, daß etwas dazwischen kommen werde, hatte er die Tage her sich mit einer Maske beschäftigt, in welcher er an ihrer Seite sich zeigen wollte. Vier Tage vorher vernahm er, sie werde vom Balle wegbleiben. „Ich that's, sie zu ehren, weil ich deklarirt für sie bin und eines Mädchens Herz —", schreibt er an Augusten. „Ich that's auch halb aus Trutz, weil wir nicht sonderlich stehen die acht Tage her." Am nächsten Nachmittag, dem 16., äußert er, der Morgen sei offen und gut gewesen; er habe was gethan, um Lili eine kleine Freude zu machen, gehe aber jetzt nach Offenbach, um Lili heut nicht im Theater, morgen nicht im Konzert zu sehen. Den folgenden Morgen (es ist ein Sonntag) war es ihm so gut, daß er eine Szene im Faust schrieb, dann machte er einen Spaziergang, verliebelte ein paar Stunden mit dem Mädchen, zu dem er auch die Stolberge geführt hatte, nach unserer Vermuthung jenem Lottchen, dem er von Straßburg aus in einem schönen Gedichte erwidert

hatte, aß dann mit einem Dutzend wohl von Frankfurt gekommener junger Freunde und unterhielt sich den übrigen Theil des Tages bis zum späten Abend leidlich, ohne aber irgend Befriedigung zu finden. Den andern Morgen treibt es ihn wieder in die Stadt, „an's Faß der Danaïden“; denn er verzweifelt hier, bei allen zerstreuenden Vergnügungen, sich wahrhaft freuen zu können. „Lili heut nach Tisch gesehen — in der Komödie gesehen!“ vertraut er noch Nachts um halb zwölf seiner Auguste. „Hab' kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts geredt. Wär' ich das los! Und doch zittr' ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte. — Aber ich bleib' meinem Herzen treu und laß' es gehn. — Es wird!“ Den folgenden Morgen regt es sich wieder zu Lilis Vortheil in seinem Herzen, aber er überwindet, er setzt sich über seine Liebe hinweg, der er entsagt, überzeugt, daß dieselbe nur eine Läuterung für ihn gewesen. Obgleich Lili nicht auf dem Ball erscheinen wird, geht er hin, freilich nur im leichten Domino, einem „süßen Geschöpf“ zu Liebe, das des Hustens wegen keinen Antheil am Tanze nehmen kann. Die Worte, welche er an Augusten richtet, kurz ehe er auf den Ball geht, athmen eine fast andächtige Stimmung. Auf dem Balle bleibt er, obgleich er nur an zwei Menuetten sich betheiligt, bis sechs Uhr. Dieses Erscheinen ohne Lili war fast wie eine öffentliche Absage. Am folgenden Abend kann er Lili in der Komödie „sieben Worte“ sagen; ihr Zauber war gebrochen. Er fühlte jetzt auch wieder die Anziehungskraft mehrerer recht lieber und edler weiblicher Seelen, von denen aber keine ihm eine Leidenschaft einflößte. Gleich darauf lud ihn der junge Herzog von Weimar persönlich nach Weimar ein. Schon damals scheint er an Egmont gegangen zu sein, von dem er einen großen Theil vollendete, ehe er aus Verzweiflung nach langem

vergeblichen Warten sich zur Reise nach Italien entschloß. Klärchens beide Lieder gehören ohne Zweifel noch in den frankfurter Aufenthalt. Das erste ist in zwei Strophen aus jambisch-anapästischen Versen (⏑ — ⏑ ⏑ — und ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑) geschrieben; in der ersten zehnversigen reimen V. 1, 5 und 6, 2 und 4, 8 und 10 (die übrigen sind reimlos), in der andern V. 2 und 4, 5 und 7, 6 und 8. Das andere Lied ist eigentlich in vier ganz gleichen Reimversen (— ⏑⏑ — ⏑⏑ — ⏑⏑ —) geschrieben, aber in Folge der innerhalb der Verse selbst sich findenden Reime in kleinere Verse zertheilt. Auch von Lili hatte er Abschied genommen. Da er sein Verweilen in Frankfurt verbergen wollte, schlich er nur Abends zu einer seiner Freundinnen. Von dort aus schreibt er am 18. um sechs Uhr Abends an Bürger, rechts von einem Kaminfeuer erwärmt, auf einem niedern Sessel am Kindertischchen: „Wie's von nun an mit mir werden wird, weiß Gott! Es wird noch unruhiger werden, noch verwickelter."

Weder auf dem Wege nach Heidelberg, noch während des dortigen Aufenthalts und bei der unerwarteten Wendung, welche die Reise nahm, fühlte sich Goethe dichterisch aufgeregt. In Eberstadt schrieb er in sein Tagebuch: „Lili, Adieu. Lili, zum zweitenmal! Das erstemal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden. Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für Dich noch für mich, so verworren es aussieht! — Adieu! — Und Du! wie soll ich Dich nennen, Dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! *Holde Blume* sollst Du heißen! — Wie nehm' ich Abschied von Dir? — Getrost! denn noch ist es Zeit! Noch die höchste Zeit! Einige Tage später — und schon — O lebe wohl! Bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden!" Er fürchtete in

jenem Mädchen, zu welchem er Abends geschlichen war, wohl demselben, dem zu Liebe er den Ball besucht hatte, eine Leidenschaft zu erregen, wohl gar sich selbst zu verlieben, was er jetzt vermeiden wollte, wo es ihn in die Ferne trieb. Hatte er auch Lili mit dem Verstande entsagt, sein Herz hing an ihr noch immer.

Auch in der ersten weimarer Zeit besuchte den Dichter kaum die lyrische Muse, wenn wir von den zwei Arien zur ersten Szene von Erwin und Elmire absehen, die Goethe auf dem Wunsch der Herzogin Mutter, welche die Lieder des Stückes setzte, oder wenigstens ihr zu Gefallen, gedichtet zu haben scheint. In der einen fordert Olympia die Tochter zum Genusse der frohen Jugendzeit auf, während in der andern diese das Glück empfindsamer Schwermuth erhebt. Einmal schließt sich an eine Strophe aus vier abwechselnd reimenden jambischen Versen, von denen der letzte kürzer ist und, wie der dritte, einen Anapäst statt des Jambus hat, eine zweitheilige achtversige, in welcher die geraden und ungeraden Verse reimen; in dem andern, das trochäisch ist, folgen auf zwei Reimpaare, ein weibliches und ein männliches, vier Verse, von denen die innern und äußern reimen. Daß Jägers Nachtlied (Lieder 81) erst in Weimar entstanden sei, folgt wenigstens keineswegs daraus, daß es mit den neuen Arien zu Erwin im Januarhefte des Merkur erschien; denn in demselben Heft erschien an erster Stelle auch das Gedicht an Lottchen, dann auch das oben S. 130 erwähnte Bundeslied „Den künftgen Tag- und Stunden" und der Monolog des Liebhabers, von welchen das erstere in den September 1775 fällt, das andere ohne Zweifel mit den ähnlichen Gedichten dem Schlusse des Jahres 1774 angehört. Goethe könnte es sehr wohl in der Zeit seiner Liebe zu Lili gedichtet und sich in den Zustand des Jägers versetzt haben, dem bei seinem

mörderischen Gewerbe das Bild seines Liebchens erscheint. Auch ohne daß er selbst an einer Jagd theilgenommen, was er nie allein that, wie dieser sein Jäger, konnte er sich als einsam in der Nacht über Feld schleichenden Jäger denken. Vgl. S. 138.

Als er am 23. Dezember bei dunkler Nacht auf dem Weg nach Waldeck im Amte Bürgel gegen das Gebirge hinritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, seines Schicksals und seiner Liebe so mächtig über ihn, daß er bei sich selbst sang:

Holde Lili, warst so lang
All mein' Lust und all mein Sang,
Bist ach! nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist Du noch.

An die trochäischen Verse schließt sich ein größerer jambischer Vers und ein kleinerer trochäischer, in welchem der letzte Trochäus zu einem bewegten Daktylus wird. Als er dem Herzog dies Abends spät meldet, kann er nicht unterlassen noch die Verse hinzuzufügen:

Gehab' Dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die Dich umglänzen,
Und all den Gesichtern,
Die Dich umschwänzen
Und umkredenzen!
Findst doch nur wahre Freud' und Ruh'
Bei Seelen grad und treu wie Du,

worin sich die Ueberzeugung ausspricht, daß all das Volk, dessen Verehrung sie sich gefallen läßt, ihrem Herzen fremd ist, das in ihm den einzigen gefunden, der ihrer würdig. Die durch Anapäste gehobenen kürzern Verse, bei denen der spottende dritte Reim bezeichnend ist, treten zwischen den längern lebhaft ein.

Den frischen Muth, mit welchem er sich dem Leben wieder hingab, das ihm eine reiche Zukunft an der Seite des Herzogs in Aussicht stellte, sprach er wohl im Januar 1776 in den

ursprünglich Eislebenslied überschriebenen Versen (Lieder 53) aus, wenn diese nicht schon im vorigen Dezember geschrieben waren, etwa am 21., wo er Abends, „ziemlich müde und ausgelüftet von der Eisfahrt", schrieb, ihm gehe alles nach Herzenswunsch. Möglich bleibt es freilich, daß er diese Verse sich bereits im Winter 1774 auf der Eisbahn vorsagte, und ihm bei der Art, wie er seine Gedichte im Gedächtnisse trug, diese jetzt wieder einfielen. Er gab sie an Wieland, dessen Merkur sie im Februarhefte brachte; vielleicht hatte Goethe ihm seine sämmtlichen Gedichte, welche das Januar- und Februarheft brachten, schon am Anfange des Jahres gegeben, Wieland aber sie auf beide vertheilt. Die Strophe ist reimlos; denn die Wiederholung des Wortes Bahre am Ende des vierten Verses ist nicht durch den Reim bedingt. Der Charakter der Strophe ist daktylisch-choriambisch. Auf den Vers — ◡ — ◡ ◡ — ◡ — folgen zwei aus zwei Trochäen und Choriambus, dann ein kleinerer (der erste Vers ohne den einleitenden Trochäus). Den Schluß sollten drei gleiche Verse bilden, die sich so zum zweiten verhalten, wie der vierte zum ersten; denn statt brichts V. 6 ist wohl bricht es zu lesen, wenn man nicht etwa den Kretikus statt des erwarteten Choriambus für malerisch halten will. Anfangs Februar, vielleicht während einer Spannung mit Frau von Stein, sandte er an Lili seine Stella. Ein Schauspiel für Liebende mit der auf das erste weiße Blatt geschriebenen Widmung:

An Lili.

Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen*)
War stets mein Bild Dir nah;

---

*) Am 20. Juni 1775 war Goethe mit seinem Gefährten hinter Amstäg über eine Schneebrücke gegangen, und schon am 16., als sie auf dem Wege von

Ich sahs um mich in lichten Wolken wehen*),
Im Herzen wars mir da.
Empfinde hier, wie mit allmächtgem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

Wie er überall von der Liebe zu ihr umweht war, so zeigt Stella, daß die Liebe mit allmächtiger Gewalt die Geliebten anzieht. Da Stella aus dem Gefühle, wie er von Lili geliebt zu werden sich sehnte, in der Zeit, wo ihm die Verbindung mit ihr hoffnungsvoll entgegenleuchtete, geflossen war, so lag ihm nichts näher, als diese Dichtung, an der sein ganzes Herz hing, der Geliebten, die es hervorgerufen, wie einst Erwin, zu widmen. In der achtversigen jambischen Strophe ist in beiden Theilen die Reimstellung dieselbe; die gegen die ungeraden durch ihre Kürze abstechenden geraden Verse sind bezeichnend, noch mehr die immer mehr sich verkürzenden beiden Schlußverse.

In der Aufregung über die Entfernung von Frau von Stein dichtete Goethe Nachts am 12. am Hange des Eltersberges, wohin er geritten war, um seine Unruhe zu beschwichtigen, Wanderers Nachtlied (Lieder 79), welches das tiefste Sehnen nach einer Beruhigung seiner liebegequälten Brust ausspricht. Es ist eine achtversige trochäische Strophe, in welcher die geraden und ungeraden Verse reimen, aber während in der ersten Hälfte die geraden Verse vollständige Dimeter, die ungeraden um eine Silbe kürzer sind, verhält es sich in der zweiten bewegtern gerade umgekehrt; die Kürze des vorletzten Verses ist von höchster Wirkung.

Einsiedeln nach Schwyz „wilde steinige Höhen" erklettern mußten, hatten sie Schnee auf ihren Wegen gehabt.

*) Hier denkt er wohl an den Rigi, wo sie am 18. um zwei Uhr Nachmittags beim Kaltenbad sich in Wolken fanden.

Ende Februar schrieb er an Herder den gereimten launigen Brief über dessen Einzug in seine Diözese Weimar. Im März, vor seiner am 24. angetretenen Reise nach Leipzig, man könnte denken am 19., wo er krank und verstimmt über die kalte Zurückhaltung der Frau von Stein bei Wieland war, dichtete er das Gedicht Christel (Lieder 7), welches im warmem Volkstone die tiefe Glut eines nach dem vollen Genusse der Geliebten schmachtenden Bauernburschen darstellt. Es ist in einer einfachen zweitheiligen jambischen Strophe gedichtet, in welcher die ungeraden und die um einen Fuß kürzern geraden Verse aufeinander reimen. Man vergleiche dazu Jägers Nachtlied.

Auf der am Abend des 24. angetretenen Reise nach Leipzig begann er das längere Gedicht Hans Sachsens poetische Sendung als Erklärung eines alten Holzschnittes (vermischte Ged. 64), das er aber erst fast einen Monat später in seinem eben bezogenen Garten vollendete und am 22. April Frau von Stein als Zeichen, daß „er lebe, sie liebe und immer ihr Voriger, Gegenwärtiger und Zukünftiger sei“, zusandte. Der treuherzige Ton des alten Meistersängers, den das Gedicht feiert, ist wunderbar getroffen; in den einfachen paarweis reimenden jambischen Dimetern, die zuweilen um eine Silbe wachsen, tritt vielfach der Anapäst in der Weise von Hans Sachs ein. Es ist derselbe Ton, aber nur gehaltener, den Goethe in den Puppenspielen anschlug. Es war dem Dichter hier um die Darstellung des herzlichen Glückes der Liebe zu thun, welche den Geist des Dichters immer frisch und froh erhalten müsse. Schon acht Tage vor der Vollendung des Hans Sachs hatte er Frau von Stein das aus tiefster Seele sich emporringende Gedicht geschickt, von dem er am 16. eine Abschrift von ihrer Hand haben möchte, zum sinnlichen Zeichen, daß sie die darin ausgesprochene Zusammengehörigkeit anerkenne.

Warum gabst du uns *) die tiefen Blicke,
Unsre Zukunft ahnungsvoll zu schaun,
Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke
Wähnend selig nimmer hinzutraun? **)
Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
Uns einander in das Herz zu sehn, ***)
Um durch all die seltenen Gewühle †)
Unser wahr Verhältniß ††) auszuspähn.

Ach so viele tausend Menschen kennen,
Dumpf sich treibend, kaum ihr eigen Herz,
Schweben zwecklos hin und her und rennen
Hoffnungslos in unversehnen Schmerz,
Jauchzen wieder, wenn der schnellen Freuden
Unerwarte †††) Morgenröthe tagt.
Nur uns armen liebevollen Beiden
Ist das wechselseitge Glück versagt,
Uns zu lieben, ohn' uns zu verstehen,
In dem andern sehn, was er nie war *†),
Immer frisch auf Traumglück auszugehen
Und zu schwanken auch in Traumgefahr. *††)

---

*) Uns beiden, der Freundin und ihm.

**) Zu sehn, wohin ein solches Verhältniß führen müsse, wenn man ihm sich sorglos hingäbe. Wähnend selig, in seligem Wahne. Der Wahn bildet den Gegensatz zum klaren Schauen, den „tiefen Blicken". Hintrauen, ruhig, mit Vertrauen, sich hingeben.

***) Die Empfindung, was die Seele des andern bewege.

†) Den wunderbaren Drang, der unsere Herzen schwillt und beunruhigt.

††) Worauf diese Gefühle ausgehen, wohin sie führen. In seiner Leidenschaft wünscht er, sie möchten nicht so klar sehn, sondern sich dem vollen Glücke ihrer Liebe selig hingeben. Darauf deutet auch das folgende ach.

†††) Falsche Form statt unerwartete, da es kein Hauptwort Erwart gibt.

*†) Uns verstehen, unsere wirklichen Gefühle gegeneinander erkennen. Was er nie war, sein Verhältniß zu uns anders zu beurtheilen, als es wirklich ist. War nur aus Reimnoth, wie der Vers zwang „zu" vor sehn wegzulassen.

*††) Die Gefahr, in welcher man schwebt, für einen Traum, eine Einbil-

Glücklich, den ein leerer Traum beschäftigt,
Glücklich, dem die Ahndung eitel wär'; *)
Jede Gegenwart und jeder Blick bekräftigt
Traum und Ahndung leider uns noch mehr. **)
Sag', was will das Schicksal uns bereiten?
Sag', wie band es uns so rein genau?***)
Ach, Du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau. †)
Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf ††),
Hieltest zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukeltest ihm manchen Tag.
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar Dir zu Füßen lag,
Fühlt' sein Herz an Deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in Deinem Auge gut,

---

dung zu halten, wie das Glück wirklich ein Traumglück ist, da es keinen Bestand hat, was man aber ganz unbeachtet läßt.

*) „Wär'", wie sie es uns nicht ist. Auch hier war der Reim bestimmend.

**) Unsere Ahnung, wohin dieses Verhältniß führen müsse, gewinnt immer mehr Gewißheit, je mehr wir uns sehen.

***) Wie kommt es, daß wir uns so zu einander gezogen fühlen, so innig verbunden. Rein, gänzlich, genau, enge.

†) Vgl. Schillers das Geheimniß der Reminiszenz, unsere Erläuterungen zu Schillers lyrischen Gedichten I, 323 f. Die Vorstellung hatte Goethe wohl aus dem Theosophen Helmont, in welchem Frau von Stein selbst sie viele Jahre später fand und die ähnliche Vorstellung einer ehemaligen Verbindung mit ihrem Sohne Fritz äußerte.

††) Ruhte auf, ruhte, daß sie sich wieder aufrichtete, ähnlich wie oben hintrauen. Man erwartete aus, was der Reim verbot.

Alle seine Sinnen sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut!*)

Und von allem dem schwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewisse Herz,
Fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern**)
Und der neue Zustand wird ihm Schmerz.
Und wir scheinen uns nur halb beseelet,
Dämmernd ist um uns der hellste Tag.
Glücklich, daß das Schicksal, das uns quälet,
Uns doch nicht verändern mag.

Das Gedicht ist in Strophen von abwechselnd vollständigen und unvollständigen fünffüßigen Trochäen geschrieben, von denen die entsprechenden Verse aufeinander reimen; mehrere dieser Strophen verbinden sich zu größern Abschnitten, am Anfang, in der Mitte und am Ende zwei, sonst einmal drei, ein andermal vier.

Um diese Zeit erschien Merciers neuer Versuch über die Schauspielkunst in einer Uebersetzung von Goethes Freund H. L. Wagner mit einem sogenannten „Anhang aus Goethes Brieftasche", in welchen unter andern fünf auf Kunst bezügliche Gedichte aus dem Ende des Jahres 1774 (Kunst 10, 9, 6, 7, 3), von denen nur eines (6) zugleich mit Kenner und Künstler (Kunst 5) in dem von Boie an Voß abgetretenen Musen-

*) Alles, was die Geliebte jetzt für ihn ist, schreibt er dem frühern Leben zu, in welchem sie nur freier gegen ihn sein durfte, da sie durch kein anderes Verhältniß gebunden war. Sie vergaukelte ihm den Tag, indem sie ihn durch ihren Zauber beseligte. „In ihrem Auge fühlte er sich gut", beruhigt, Gegensatz zu wilder Leidenschaft, wie Lavater, wenn Goethe dadurch, daß er sich gehn ließ, verletzend wurde, zu ihm zu sagen pflegte: „Bisch guet!"

**) Ein sechsfüßiger Vers, aus Versehen, wogegen der kürzere Schlußvers beabsichtigt scheint. Die Wahrheit deutet auf den frühern Zustand, von welchem der jetzige nur ein Schattenbild ist. Zu fühlt wird es (das Herz) gedacht.

almanach auf 1776 im vorigen Jahr erschienen war. Künstlers Morgenlied, das hier zuerst gedruckt war, veranlaßte Bürger, dem es Boie in der Handschrift mitgetheilt hatte, zu der merkwürdigen Aeußerung, Goethe treibe es mit seinen kleinen Nachlässigkeiten ihm manchmal schier zu arg. Dieses Lied brauchte nicht so sonderbar versifizirt und gereimt (es ist gar nicht gereimt) zu sein und würde doch nicht von seiner Vortrefflichkeit verlieren. „Doch gibt mir so was noch einigen Trost; denn der Racker würde mich sonst zur Verzweiflung bringen, wenn er nicht manchmal wenigstens etwas hinkte; denn gehinkt ist es, es sei nun mit oder wider Willen. Hinkt er vorsätzlich, so fehlts an Geschmack; denn das Hinken läßt nicht schön. Hinkt er wider Willen, so ists Unvollkommenheit. Beides gibt mir, der ich dem unbegreiflichen Zauberer nichts nachthun kann, Trost und Erholung." Der Almanach der deutschen Musen hatte im vorigen Jahre vier Lieder Goethes aus den neuen Liedern von 1770 mit der Unterschrift W. (Wolfgang) ohne Goethes Wissen abgedruckt, und unter Goethes Namen die Erwiderung an H. P. Schlosser aus dessen Poemata, wie die poetische Wochenschrift die Muse zu derselben Zeit vier jener Lieder mit Goethes Unterschrift brachte. Vgl. oben S. 41. Die Iris gab seit dem vorigen September nichts mehr von Goethe; denn alle äußern und innern Gründe sprechen gegen die von Gruppe gebilligte Annahme Bergks, die Elegie im Märzhefte der Iris gehöre ihm; sie trägt keine Chiffre, ist aber ohne Zweifel, wie das folgende gleichfalls ohne Chiffre gegebene Lied von J. G. Jacobi. Claudine erschien um dieselbe Zeit.

Im April war auch Goethes Freund Lenz nach Weimar gekommen, dessen dichterische Ader sich hier reich ergoß, während Goethe in seiner leidenschaftlichen Herzensspannung zu Frau von

Stein, der er um diese Zeit seine leipziger neuen Lieder als „Knospen und Blüthen" des Frühlings 1769 (?) sandte, und in seiner ernsten Richtung auf den Eintritt in den Staatsdienst, liederlos blieb. Den 23. Mai erhielt Wieland Glucks Nachricht vom Tode seiner geliebten Nichte, mit der dringenden Bitte um eine Kantate auf die theure Hingeschiedene. Da er selbst sich dazu gar nicht gestimmt fand, wandte er sich an Goethe, in dessen Seele schon gleich am folgenden Tage eine große Idee zu einer würdigen Feier arbeitete. Den 25. „wohnte er in Trauer" über diesem Gedichte, das aber, obgleich ihm noch längere Zeit die Ausführung vorschwebte, nicht zu Stande kam. Am 18. Juli muß Wieland Gluck melden, Goethe sei nicht zur Ausführung seiner Idee gekommen, die er selbst freilich schwer gefunden, aber für Goethe sei eben nichts unmöglich. „Ich sah, daß er mit Liebe über ihr brütete; nur etliche ruhige, einsame Tage, so würde, was er mich in seiner Seele sehn ließ, auf dem Papier gestanden haben; aber das Schicksal gönnte ihm und Ihnen diesen Trost nicht. — Er selbst hat weder den Willen noch die Hoffnung aufgegeben; ich weiß, daß er von Zeit zu Zeit ernstlich damit umgeht; aber in einem Verhältniß, wo er nicht von einem einzigen Tag Meister ist, was läßt sich da versprechen?" Goethes Aufregung gab ihm hierzu so wenig wie zu andern lyrischen Ergüssen die gefaßte Stimmung. Weder sein endlich erfolgter für ihn so höchst bedeutsamer Eintritt in sein Amt, noch die Abreise der mit allen Fasern seines Herzens eng verwachsenen Freundin entlockte ihm einen Klang. Erst als er nach ihrer Entfernung am Morgen des 28. Juni vor seiner feierlichen Einführung ihr in seinem und des Herzogs Namen ein Glas zum Trinken in Pyrmont schickt, redet er sie mit den Versen an:

Laß Dir gefallen
Aus diesem Glas zu trinken,
Und mög' Dir dünken,
Wir säßen neben Dir;
Denn, obgleich fern, sind wir
Dir doch die nächsten fast von allen.

In der sechsversigen Strophe reimen der erste und der Schlußvers und die innern vier Verse paarweis, eine früher schon gebrauchte Reimform, aber die Länge der Verse ist verschieden und nie reimen gleiche Verse; am längsten ist der sechste Vers, der zweite nur um zwei, der vierte und fünfte um drei Silben, der erste und dritte um vier Silben kürzer. Seinen Liebesschmerz sprach er am 29., als er für Frau von Stein an der Ilm zeichnete, in den Versen aus:

Hier bildend nach der reinen stillen
Natur, ist ach mein Herz der alten Schmerzen voll.
Leb' ich doch stets um derentwillen,
Um derentwillen ich nicht leben soll.

Der längere zweite Vers ist hier sehr bezeichnend. Zu Ilmenau fühlte er sich am 3. August gedrungen, das ihn erfüllende ahnungsvolle Gefühl auszusprechen, daß das Schicksal ihn und den enge mit ihm verbundenen Herzog wunderbar leite (Lieder 83). Auf drei Reimverse folgen drei vierversige Systeme, von denen das dritte von den beiden ersten in der Reimform abweicht. Die Verse steigen von vierfüßigen Jamben zu fünffüßigen und schließen mit einem sechsfüßigen, nachdem unmittelbar vor diesem, wie auch am Ende des ersten Systems, wieder zwei vierfüßige eingetreten sind, um eben dadurch den Schluß auch metrisch bedeutend ins Gewicht fallen zu lassen. Vier Tage später, wo es ihm „wohl und doch so träumig" war, daß er nicht zeichnen konnte, schrieb er auf einem Felsen bei Elgersburg die an die sehnsüchtig erwartete Freundin gerichteten Verse:

Ach, wie bist Du mir,
Wie bin ich Dir geblieben!
Nein, an der Wahrheit
Verzweifle ich nicht mehr.
Ach, wenn Du da bist,
Fühl' ich, ich soll Dich nicht lieben,
Ach, wenn Du fern bist,
Fühl' ich, ich lieb' Dich so sehr.

Es sind jambische Verse von verschiedener Länge, von denen der erste mit einem Anapäst anhebt, der letzte mit einem solchen, der sechste auf ⏑ ⏑ — ⏑ schließt. Es reimen nur V. 2 und 6, V. 4 und 8; denn der gleiche Ausgang von V. 5 und 7 wirkt nicht als Reim. Er wollte um diese Zeit ein Drama der Falke schreiben, in welchem die Heldin Giovanna von Lili, deren im Juli erfahrene Verlobung ihn vom letzten Reste der Leidenschaft für sie befreit hatte, ein Abbild sein sollte, doch mit einigen Tropfen der neuen Freundin getränkt, aber die Auffspannung seiner Seele ließ ihn nicht zur Ausführung gelangen. Bei seiner Rückkunft nach Weimar machte die Zurückhaltung der Frau von Stein, die ihn in Ilmenau durch ihren Besuch beseligt hatte, ihn sehr unglücklich, aber eben in dieser schweren Seelenbedrängniß trieb es ihn, seinen Freunden in einer schönen sinnbildlichen Dichtung die muthige Zuversicht auszusprechen, daß er das schwer übernommene Tagewerk entschieden durchführen werde. Die herrliche den 11. September an Lavater gesandte Seefahrt (vermischte Ged. 15), eine von reinem Kunstgefühle und tiefer Empfindung durchwehte Dichtung, ist in reimlosen fünffüßigen Jamben geschrieben, bei denen Abschnitte der Erzählung durch Verse von zwei Jamben bezeichnet werden.

Wielands Merkur brachte von Goethe keine Gedichte mehr, der wenig Neigung hatte weiter mit solchen hervorzutreten, von

denen er noch manche ungedruckte liegen hatte. Wenn der leipziger Musenalmanach eine Ode von ihm an Zachariä aus seiner leipziger Zeit unter seinem Namen gab, so geschah dies ohne seinen Willen. Die daselbst mit der Chiffre J. W. G. und der Jahreszahl 1769 gedruckten Verse auf einen gewissen Horcher im Parterre haben mit Goethe nichts zu thun. Freilich hatte der Herausgeber auch im vorigen Jahrgang Gedichte von diesem unter einer Chiffre (W.) abdrucken lassen.

Die beiden nächsten Monate sind durch kein lyrisches Gedicht bezeichnet, aber in der Nacht des 2. November sprach er der Freundin, als er sie um das Mittel für seine wunde Lippe bat, mit scharfem Humor in den an den Geist des Johannes Secundus (des Dichters der Basia (Küsse), des berühmten Rechtsgelehrten Jan Everard) gerichteten Versen sein Liebesbedürfniß aus (vermischte Ged. 24). Das Gedicht ist meist in fünffüßigen trochäischen Versen geschrieben, denen häufige Daktyle einen bewegtern Gang geben. Den Anfang bilden zwei vierfüßige Verse, von denen der zweite auf einen Daktylus auslautet, worauf drei vierfüßige Trochäen mit Vorschlag folgen. Auch die vier Schlußverse haben den Vorschlag, und zwar folgen auf einen fünffüßigen drei vierfüßige Verse, wobei im drittletzten der vierte, wie im vorletzten der letzte Fuß ein Daktylus ist. Daß der neunte Vers sechs Füße hat, ist wohl unabsichtlich.

Anfangs Dezember hatte Goethe ein Schauspiel mit Gesängen, seine die Heilung eines Gemüthskranken darstellende Lila sich vorgesetzt, das zur Feier des nächsten Geburtstages der Herzogin, des 30. Januar, gespielt werden sollte. Der Herzogin wurde das Stück durch das Lied geweiht:

Was wir vermögen,
Bringen wir

An dem geliebten Tage Dir
Entgegen.
Du fühlst, daß bei dem Unvermögen
Und unter der Zaubermummerei
Doch guter Wille und Wahrheit sei.

Auch hier hatte sich Goethes Liederkunst lieblich entfaltet. Neben jambischen Maßen treten trochäische hervor; nur in dem schönen Liede der Fee Sonna „Feige Gedanken" (Lieder 51) auch daktylische. Die Reimstellung und Abwechslung mit kürzern und längern Versen ist höchst mannigfaltig. Unmittelbar darauf begann er den Wilhelm Meister, dessen Anfang aber kein Lied brachte. Auch bei den Fastnachtsvorstellungen war Goethe vielfach thätig, so bei dem Possenspiel Leben und Thaten, Tod und Elysium der weiland berühmten Königin Dido von Karthago, in welchem es wohl an komischen Gesängen nicht fehlte. Am 3. März ward Lila, wahrscheinlich mit einigen Veränderungen, wiederholt. Ob auch das lyrische Monodrama Proserpina in diese Zeit falle, wissen wir nicht. Daß die Verse vor Ph. Chr. Kaysers „Gesängen mit Begleitung des Klaviers", die auch fünf Lieder von Goethe brachten:

Tief aus dem Herzen hingesungen,
Nehmt diese Lieder herzenein,
So ist mir jeder Wunsch gelungen,
So sind auch Eure Freuden mein,

von Goethe stammen, läßt sich um so weniger fest behaupten, als Kayser selbst Dichter war, und das Heft wohl vor dem Drucke nicht durch Goethes Hand ging.

Am 28. April richtete er an Frau von Stein die Verse:

Was mir in Kopf und Herzen stritt
Seit manchen langen Jahren!
Was ich da träumend jauchzt' und litt,
Muß wachend nun erfahren.

welche durch das Lesen von Werthers Leiden veranlaßt wurden, in denen ihm jetzt alles wie neu und fremd schien. In dieses Frühjahr gehört wohl die Ode Ganymed (vermischte Ged. 18), die spätestens ins folgende Jahr fällt. Wahrscheinlich war sie unter den „ein paar neuern Gedichten", die Goethe am 20. April nebst Herders Liedern der Liebe an Frau von Stein schickte. Es ist eine schöne Vision des von dem Wehen des Frühlings ergriffenen Dichters. Die Ode ist in freien jambischen, oft mit Anapästen gemischten Versen geschrieben, die nur zweimal die Länge voller Dimeter haben, zweimal aus einem Fuße bestehen.

Als die Herzensfreundin im Mai auf kurze Zeit Weimar verließ, schrieb Goethe mit Bleistift auf grau Papier:

Von mehr als einer Seite verwaist,
Klag' ich um Deinen Abschied hier.
Nicht allein meine Liebe verreist,
Meine Tugend verreist mit Dir,

womit er andeutete, welchen beruhigenden Einfluß ihre Gegenwart auf ihn übe. Die beiden letzten durch viele Anapäste belebten, um einen Fuß kürzern Verse sind sehr bezeichnend.

Die Kunde vom Tode seiner Schwester, die ihn am Abend des 16. Juni überraschte, zerriß seine Seele so, daß er zu keinen dichterischem Ausdrucke seines Schmerzes gelangen konnte. Ueber die zu Pyrmont in banger Sorge weilende Freundin unterhielt er sich, nachdem er am 14. Juli von ihrem Gute Kochberg zurückgekehrt war, viel mit dem Herzoge, der sich dadurch veranlaßt sah, freundliche Verse an diese auch von ihm verehrte Frau zu richten, in welchen er seinen Zustand beschreibt und sie auffordert, sich neues Leben einzusaugen, um liebevoller Geister Gefährtin zu sein. Goethe schrieb darunter die durch viele oft harte Anapäste belebten zwei jambischen Strophen:

Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang *),
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad'**) ab im Monde des Tages Müh',
Leb' in Liebes-Klarheit und Kraft ***),
Thut mir wohl des Herren Nachbarschaft,
Der in Liebes-Dumpfheit und Kraft hinlebt
Und sich durch seltenes Wesen webt.

Der Herzog hatte in denselben Strophen geschrieben, aber ein paarmal auch weiblich auslautende Verse gebraucht. Bei Goethe ist der zweite Vers der ersten Strophe um zwei, der erste der zweiten um einen Fuß kürzer.

Als Goethe am 6. September von Ilmenau nach Eisenach kam, hielt ihn eine geschwollene Backe fast eine Woche lang im Zimmer fest. Da dichtete er an diesem Morgen, wie es in seinem Tagebuche heißt, „am Radekiki“. Erhalten ist nur der Anfang:

Was ist der Himmel, was ist die Welt
Als das, wofür eben einer sie hält?
Was hilft uns alle Herrlichkeit
Ohne Seelenbehaglichkeit
Und ohne des Leibes Liebesleben?
Was hilft Euch alles Streiten und Streben?
Von dieser großen Lehre durchdrungen,
Habt Ihr ein Liedlein hier vorgesungen
Vom Prinz, er heißt — ich weiß nicht wie,
Mit dem Zunamen Radekiki.

Die zehnversige Strophe beginnt mit zwei Reimpaaren aus jambischen Dimetern, wo bei dem ersten auch Anapäste eintreten,

*) An seinem Garten bei der Ilm.

**) Ist ganz eigentlich zu verstehn, nicht bildlich, wie eben „tauche“.

***) Der Herzog hatte bemerkt, die Geister der Wesen gäben ihm dumpfes, doch süßes Geleit. Die Liebe ist hier im weitern Sinne von der liebevollen Auffassung der Welt zu verstehn, in welchem er auch an Bürger schreibt, es sei alles Stückwerk in der Welt außer der Liebe.

darauf folgen zwei um eine Silbe längere Reimpaare, in denen sich in jedem Verse ein Anapäst findet; den Schluß bilden zwei reimende Dimeter, von denen der zweite mit einem Anapäst schließt. Führte Goethe auch die Dichtung nicht zu Ende, so dürfte sich doch sein Diktat nicht auf die Anfangsstrophe beschränkt haben. An demselben Tage schreibt er Abends spät an Frau von Stein, er habe (den 6. hatte er ihr zuletzt geschrieben) eine Tollheit erfunden, eine komische Oper, die Empfindsamen, so toll und grob als möglich, und angefangen sie seinem Diener Philipp zu diktiren. „Den ganzen Nachmittag hab' ich mit tollen Imaginationen gewirthschaftet." Das geht nicht auf Dichtungen, am wenigsten auf den am Morgen diktirten Radekiki. Dieser Name dürfte ihm aus einer Erzählung seiner Mutter vorgeschwebt haben. Von einem Prinzen, dem der große Zauberer Caramussal den Namen Biribinker gegeben, hatte Wieland in seinem Don Sylvio eine weitläufige Geschichte erzählt. Am 13. zog Goethe auf die Wartburg, wo er bei den herrlichen Blicken, die er hier genoß, vom Zeichnen mächtig angezogen ward.

Weder aus dem weitern Aufenthalte auf der Wartburg noch aus der nächsten weimarer Zeit ist ein Gedicht Goethes sicher nachzuweisen, dagegen schrieb er auf der abenteuerlichen Harzreise vom 1. bis zum 10. Dezember die unter diesem Namen berühmte Ode (vermischte Ged. 12), in welcher sein von der edelsten Menschen- und Naturliebe ergriffenes Dichterherz sich mit frischem Gefühle ausspricht. Die freien Verse unterscheiden sich von denen des Ganymed dadurch, daß mehrfach trochäisch-daktylische Rhythmen eintreten. Vierzehn Tage nach der Rückkehr, am 30. Dezember, bat er Frau von Stein um seine Gedichte, damit er etwas einschreiben könne. Ohne Zweifel war es seine letzte Ode, welche er in das Heft seiner gesammelten Gedichte eintragen

wollte, das in der Hand der Freundin sich befand. Aber auch Frau von Stein legte mit eigener Hand eine noch erhaltene Sammlung von Goethes Liedern nach ihrer Auswahl an, welche sie mit der Harzreise begann. Von gedruckten Gedichten enthielt diese Sammlung Mahomets Gesang, Künstlers Morgenlied, Eislebenslied, der Wanderer, Seefahrt, ein Gleichniß (jetzt Dilettant und Kritiker), Katechisation, Kenner und Künstler, ein Gleichniß (jetzt Autoren), an Kenner und Liebhaber, die Verse „Als ich noch ein Knabe war" (jetzt der neue Amadis), Christel, Bundeslied, Jägers Nachtlied, zu einem gemalten Band und Erklärung eines alten Holzschnittes. Von damals ungedruckten Gedichten, deren Entstehungszeit wir kennen, finden wir hier Wanderers Sturmlied, der Schwager Chronos in der Postchaise (den 10. Oktober 1774), Prometheus und Anekdote unserer Tage. Da keines dieser Gedichte nach dem Jahre 1777 entstanden ist, so dürfen wir voraussetzen, daß auch keines der übrigen hier auf die Harzreise folgenden Lieder später fällt. Wir finden aber hier bereits Ganymed, Menschengefühl (vermischte Ged. 22), vor Gericht (Balladen 16), Hypochonder (Epigrammatisch 29) und das in die Werke nicht aufgenommene Gedicht:

Ein Reicher, dem gemeinen Besten zur Nachricht.

Wollt ihr wissen, woher ichs hab',
Mein Haus und Hab'?
Hab' allerlei Pfiff' ersonnen,
Es mit Müh', Schweiß und Angst gewonnen.
Genug, ich bin reich,
Und drum sch— ich auf euch.

Das letztere und die beiden andern Spruchverse gehören wohl in die Jahre 1772 bis 1774 und auch vor Gericht dürfte

vor die weimarer Zeit fallen.*) Wir haben hierin eine Hindeutung, daß auch noch andere erst später in die Werke aufgenommene Gedichte einer frühern, ja schon der frankfurter Zeit angehören dürften. Gedruckt erschienen von Goethe nur die Seefahrt im Septemberheft des deutschen Museums und die Arien aus seinem Schauspiel Lila im Theaterkalender auf 1778. Als Bürger das ohne Goethes Namen erschienene Gedicht im Museum gelesen hatte, fragte er Boie, was dieses wie Verse aussehende Ding vorstelle, ob es zum Weinen, zum Lachen oder zum Einschlafen sei. Schade sei es um einzelne schöne Bilder, daß sie darin seien, wie V. 15, 27, 29; der letztere sei übrigens kein nagelneuer Gedanke. Als Boie erwiederte, das Gedicht sei von Goethe, dessen Namen er aus einleuchtenden Gründen nicht habe nennen können, und wenn er den Druckfehler noch statt nach V. 19 verbessere, werde er anders davon urtheilen, meinte Bürger, es gefalle ihm nun besser und er erkenne Goethes Geist darin, „wenn auch wohl leider! mit Zeichen der Erschlaffung“. So wenig konnte Bürger die idealere Richtung des zu höherer Klarheit und Reinheit strebenden Dichters fassen.

Spuren lyrischer Gedichte aus dem Anfange des nächsten Jahres fehlen. Am Geburtstage der Herzogin wurde die geflickte Braut (später der Triumph der Empfindsamkeit genannt) mit großem Beifall aufgenommen; hatte Goethe hier ja die Empfindsamkeit, und selbst seine eigenen Dichtungen, welche diese genährt hatten, ergetzlich verspottet. Auch Lila trat mit manchen Veränderungen wieder auf. Am 27. sandte Goethe Augusten außer zwei von Sigismund von Seckendorff gesetzten Liedern (wahrscheinlich waren es das Veilchen und der untreue Knabe) folgende Grabschrift:

Ich war ein Knabe warm und gut,
Als Jüngling hatt' ich frisches Blut,
Versprach einst einen Mann.
Gelitten hab' ich und geliebt
Und liege nieder ohnbetrübt,
Da ich nicht weiter kann.

Einen Monat später, am 25. April, einem stillen Regentage nach vorhergegangenen starken Regengüssen, schickt er Frau von Stein eine Hyazinthe mit zwei trochäischen Strophen, einer sechsversigen, in welcher das vierversige Reimsystem zwei vor dem dritten und vierten Verse eintretende Reimverse durchschlingen, und einer gewöhnlichen zweitheiligen aus acht Versen:

Aus dem Zauberthal dort nieden,
Das der Regen still umtrübt,
Aus dem Taumel der Gewässer
Sendet Blume, Gruß und Frieden,
Der Dich immer treu und besser,
Als Du glauben magst, geliebt.

Diese Blume, die ich pflücke,
Neben mir vom Thau genährt,
Läßt die Mutter still zurücke,
Die sich in sich selbst vermehrt.
Lang entblättert und verborgen
Mit den Kindern an der Brust,
Wird am neuen Frühlingsmorgen
Vielfach sie des Gärtners Lust.

Die zweite Strophe soll seine Hoffnung andeuten, daß ihre Liebe zu ihm sich einst zu seiner höchsten Lust noch reich entfalten werde.

Zu lyrischen Gedichten scheint Goethe im Laufe des Jahres wenig aufgelegt gewesen zu sein. So gibt er nicht einmal der Uebersendung der ersten Rose seines Gartens dichterischen Ausdruck, wenn er auch gleichsam einen Anlauf dazu nimmt, indem er sein Briefchen beginnt: „Jupiter mochte von der Schlange

keine Rose; Sie werden diese von einem Bären nehmen", wobei man an Lilis Park erinnert wird. Wenn eine lustige Gesellschaft ihr als „Freundin der Musik und Dichtkunst" einmal „eine Abschrift von der neuesten Hymne im klopstockschen Geschmack" schickt, noch ehe sie in dem Musenalmanach erscheint, so ist hier offenbar eine scherzhafte Nachahmung des klopstockischen Tones mit einer entsprechenden Musik von Seckendorff zu verstehn. Der letzte vossische Musenalmanach hatte Klopstocks Ode die Ankläger gebracht. Von erhaltenen Gedichten können wir in dieses Jahr nur die scharfen Verse gegen die 1778 und 1779 erschienenen physiognomischen Reisen von Musäus (antiker Form sich nähernd 26) setzen, in welchen er zum erstenmal seit der leipziger Zeit, wo er es nur in Briefen that, sich des Hexameters bedient. Die jetzt Warnung überschriebenen Verse (Epigrammatisch 16) soll Goethe geträumt haben. Gedruckt erschienen in diesem Jahre nur Proserpina im Merkur und der Klaggesang aus dem Morlackischen im ersten Theile von Herders Volksliedern. Der Ausbund flüchtiger Poesien der Deutschen brachte von Goethe nur zwei Gedichte aus dem göttinger Musenalmanach auf 1774 unter den dortigen Chiffern. Als er auf einer Jagdpartie mit Seckendorf sich in der Nacht auf den 31. Dezember in Apolda befand, „schmiedete" er mit diesem bis Nachts halb ein Uhr Neujahrswünsche an die vertrautesten Personen des Hofes, „bald sinnreich gelehrte, bald humoristische, mitunter ironisch gewürzte Verse", von denen sich der Dichter gerade 47 Jahre später nur noch der von ihm an Fräulein von Göchhausen gerichteten erinnerte:

Der Kauz, der auf Minervens Schilde sitzt,
Kann Göttern wohl und Menschen nützen;
Die Musen haben Dich so treu beschützt,
Nun magst Du ihnen wieder nützen.

Am Abend des 31. kehrten sie nach Weimar zurück, wohin sie die Glückwünsche schon durch einen Eilboten gesandt hatten.

Zum neuen Jahre 1779 schickte Goethe der Freundin durch ihren Sohn Fritz den leicht hingeworfenen, auf die Macht des die Zeit beherrschenden Schicksals und der Liebe schalkhaft hindeutenden zierlich geschriebenen Glückwunsch:

Du machst die Alten jung, die Jungen alt,
Die Kalten warm, die Warmen kalt,
Bist ernst im Scherz, der Ernst macht Dich zu lachen.
Dir gab aufs menschliche Geschlecht
Ein süßer Gott sein längst bewährtes Recht,
Aus Weh ihr Wohl, aus Wohl ihr Weh zu machen.

Vielleicht schon am 2., wo er der Freundin schrieb: „Mit dem aufgehenden Monde hab' ich mein ganz Revier umgangen. Es friert stark. Einige Anblicke waren ganz schön, ich wünschte sie Ihnen vors Fenster", dichtete er das schöne Lied an den Mond (Lieder 82), das er der Freundin, die Mondschein und Sternenglanz so sehr liebte, mit Seckendorffs Tonsetzung gab. In einfacher, warmer Weise spricht der in seinem Garten wandelnde Dichter die Gefühle aus, welche der die ganze Gegend ahnungsvoll bescheinende Mond in seiner Seele erregt. Es ist ein echt lyrischer, melodischer Erguß eines tiefen Gemüthes. Kurz darauf könnte die durch ihre Versinnlichung des lockenden Reizes des Wassers ausgezeichnete, sich lieblich in die Seele einschmeichelnde Ballade der Fischer fallen, die mit Seckendorffs Melodie an der Spitze des ersten der beiden in diesem Frühjahr von diesem herausgegebenen „Volks- und andere Lieder mit Begleitung des Fortepiano" mit Goethes Namen erschien, auch am Anfang des zweiten im Juni 1779 erscheinenden Theiles von Herders Volksliedern*). Ein zwingender Grund, das Gedicht

*) Die daselbst gegebenen Uebersetzungen aus Ossian, die, wie Herder sagt,

1778 zu setzen, ist nicht vorhanden, da die Absendung der Handschrift von Herders Volksliedern zum Drucke nicht vor dem März erfolgt sein wird. Das Gedicht könnte zu einer Vorstellung auf dem herzoglichen Liebhabertheater gehört haben, von der wir nichts wissen. Wenn auch der bevorstehenden Niederkunft der Herzogin wegen ihr Geburtstag diesmal im Stillen gefeiert wurde, so könnte doch immer in der ersten Hälfte des Januar ein Stück auf der Bühne gespielt worden sein, in welchem der Fischer gesungen ward. Freilich bleibt die Möglichkeit bestehn, daß ein Stück, wozu diese Ballade gehörte, für die Bühne der Herzogin-Mutter im vorigen Spätherbst gedichtet worden; wissen wir ja, daß dort noch am 14. November gespielt ward. Jedenfalls spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese, wie alle frühern Balladen (mit dem Geistesgruß hat es eine ganz besondere Bewandtniß) für ein dramatisches Stück gedichtet worden. Die Strophenform ist hier dieselbe wie in Christel.

Die nächste Zeit über nahm Iphigenie den Dichter ganz in Anspruch. Am 6. April wurde diese zum erstenmal unter empfundenstem Beifall gegeben. Als die Freundin am 19. einen kurzen Ausflug gemacht hat, spricht der einsame Dichter seine Freude über den überall webenden Frühling in den Versen aus:

Deine Grüße hab' ich wohl erhalten.
Liebe lebt jetzt in tausend Gestalten,
Gibt der Blume Farb' und Duft,
Jeden Morgen durchzieht sie die Luft.
Tag und Nacht spielt sie auf Wiesen, in Hainen,
Mir will sie oft zu herrlich erscheinen;

---

nicht vom Herausgeber sind, dürften in dieser Form kaum Goethe angehören. Freilich sandten dieser und Merck im Herbst 1771 Herder ganz wörtliche Uebersetzungen zu, die keinen weitern Anspruch als den der Wörtlichkeit hatten, aber dieser wird ihnen nachgeholfen haben, um sie mittheilbar zu machen.

Neues bringt sie täglich hervor.
Leben summt uns die Biene ins Ohr.
Bleib, ruf' ich oft, Frühling! man küsset Dich kaum,
Engel, so fliehst Du wie ein schwankender Traum.
Immer wollen wir Dich ehren und schätzen,
So uns an Dir wie am Himmel ergetzen.

Es sind vollständige und um eine Silbe verkürzte paarweis reimende trochäisch-daktylische Dimeter, in welchen freilich oft sehr harte Daktyle vorkommen, wie Tag und Nacht, Leben summt*). Daß Frau von Stein am 13. Mai ihm ein größeres und durch ihn Knebel ein kleineres Herz von Zucker gab, veranlaßte ihn zu den Scherzversen, in welchen die beiden letzten absichtlich um einen Fuß länger sind, der drittletzte um einen kürzer ist:

Man wills den Damen übel deuten,
Daß sie wohl zu gewissen Zeiten
Ihr Herz mit mehrern theilen können!
Doch Dich kann man gar glücklich nennen,
O Du des Hofes Zierd' und Ehre:
Du schonst gar weislich Deins,
Und hast gelegentlich für jeden eins,
Und wenns auch nur von Mehl und Farben wäre.

Tags darauf erhielt er durch den Nachdrucker seiner Werke, den Buchhändler Chr. Fr. Himburg in Berlin, den vierten Band des Nachdruckes oder vielmehr Vordruckes von „J. W. Goethens Schriften"; denn dieser hatte seine Werke zu eigenem Vortheile zuerst gesammelt herausgegeben. Den Schluß dieses Bandes, der mit dem Briefe des Pastors zu ***, den zwo wichtigsten biblischen Fragen, dem (Herder gehörenden) Denkmal Ulrichs von Hutten und dem Aufsatze von deutscher Baukunst beginnt, bilden die vermischten Gedichte in dieser

*) V. 10 muß wie'n, V. 11 woll'n wir gelesen werden. V. 9 ist oft ein den Vers störender Zusatz. V. 8 steht so abgebrochen da, daß man fast glauben möchte, es sei ein Reimpaar nach demselben ausgefallen.

Folge: Der Wandrer, Gesänge aus Lila, neue Arien zur ersten Szene in Erwin und Elmire, an Herrn Prof. Zachariä, im Herbst 1775, Brief an Lottchen, Mailied, der Fischer, Jägers Nachtlied, Bundeslied, Eislebenslied, an Kenner und Liebhaber, an Belinden, im Sommer, Rettung, mit einem goldenen Halskettchen, Christel, der Adler und die Taube, Sprache, der Rezensent, ein Gleichniß („über die Wiese"), den Männern zu zeigen. Ihnen voran ging Hans Sachs; unter dem Titel Fragmente standen der Anhang zu Mercier mit den dortigen Kunstliedern und Proserpina. Die Anordnung der Gedichte war willkürlich, eine größere Anzahl theils unter Goethes Namen, theils unter dessen Chiffre gedruckter Stücke, abgesehen von den ganz übergangenen leipziger neuen Liedern, weggelassen, und ein Lied J. G. Jacobis, das die Iris ohne Unterschrift gebracht hatte, Goethe widerrechtlich beigelegt. „Ich habe das Zeug heute früh durchgeblättert", schreibt Goethe der Freundin; „es dünkt einem sonderbar, wenn man die alt abgelegten Schlangenhäute auf dem weißen Papier aufgezogen findet." Seinen Unwillen über den schamlosen Nachdrucker, der bei Uebersendung einiger Exemplare sich noch des ihm erzeigten Dienstes gerühmt und sich erboten hatte, ihm auf Verlangen etwas berliner Porzellan zu senden, sprach er einige Zeit später in folgenden, vielleicht am 4. Juli der Freundin mitgetheilten Versen aus;

Lang verdorrte, halb verweste Blätter vorger Jahre,
Ausgekämmte, auch geweiht' und abgeschnittne Haare,
Alte Wämser, ausgetretne Schuh und schwarzes Linnen
(Was sie nicht ums leidge Geld beginnen!)
Haben sie für baar und gut
Neuerdings dem Publikum gegeben.

Was man andern nach dem Tode thut,
Thut man mir bei meinem Leben.
Doch ich schreibe nicht um Porzellan noch Brod,
Für die Himburgs bin ich todt.

Die Länge der Verse wechselt von V. 4 an ganz willkürlich; am Anfang stehen zwei, am Ende ein Reimpaar, dazwischen ein vierversiges System. Ganz anders gewendet hat Goethe im sechszehnten Buche von Wahrheit und Dichtung dieses Spottgedicht, ihm auch eine regelrechtere Form gegeben.

Auf der mit dem Herzog im September angetretenen Schweizerreise sagte sich Goethe beim Staubbache, den er am 9. und 10. Oktober sah, den später sogenannten Gesang der Geister über den Wassern (vermischte Ged. 10) vor, den er am 14. der Freundin mit den Worten übersandte: „Von dem Gesange der Geister habe ich noch wundersame Strophen gehört, kann mich aber kaum beiliegender erinnern.“ Die Freundin schrieb sie auf seinen Wunsch für Knebel ab. In der ursprünglichen Gestalt ist es ein Zwiegesang zwischen zwei Stimmen, in ganz kleinen Versen der Naturerscheinung selbst gemäß geschrieben. In der ersten Strophe werden die kleinen jambischen Verse (⏑ — ⏑ — ⏑) nur zweimal nach dem ersten und am Schlusse nach dem fünften durch einen doppelten Trochäus unterbrochen. Die zweite Strophe beginnt daktylisch (— ⏑ ⏑ — ⏑); daran schließen sich in freiem Wechsel trochäische (— ⏑ — ⏑) und jambische Verse (⏑ — ⏑ — oder ⏑ — ⏑ — ⏑), aber unmittelbar vor dem jambischen Schlußverse tritt der ganz kurze ⏑ — ⏑ ein. In der dritten Strophe steht der kleine daktylische Vers in der Mitte, den Anfang bilden der kurze trochäische und der längere jambische, den Schluß der trochäische mit dem rasch abschließenden ⏑ — ⏑. In der folgenden Strophe herrschen die daktylischen Verse vor;

ein gemischter steht am Anfange und in der Mitte, die übrigen drei sind daktylische, und zwar hat der erste statt des schließenden Trochäus einen Choriambus. Vier kleine daktylische bilden die folgende Strophe, während in der letzten, gleichfalls aus vier Versen bestehenden auf je einen daktylischen ein Vers aus einem Jambus und einem Anapäst folgt, so daß das Ganze gleichsam sich senkend abschließt. Wie das Versmaß höchst lieblich und bezeichnend sich bewegt, so liegt ein wundervoller Zauber über der ganzen im ahnungsvoll leisen Rauschen die Stimmen der Naturgeister verkündenden Dichtung. Zu einem weitern lyrischen Ergusse kam er in der Schweiz nicht, selbst nicht bei dem Rheinfalle, in dessen Anblicke er mit Lavater, der die Reisenden noch einmal in Schaffhausen überraschte, „einen starken Dialog über das Erhabene" hielt. Als Goethe auf dem Wege nach Konstanz in der Nähe von Kloster Feldbach an dem Freigute Clarisegg vorbeikam, welches der von ihm schon längst durchschaute Kraftapostel Christoph Kaufmann gekauft und vor kurzem mit seiner Frau bezogen hatte, konnte er sich nicht enthalten, diesem das Ehrendenkmal zu setzen:

Ich hab' als Gottesspürhund frei
Mein Schelmenleben stets getrieben;
Die Gottesspur ist nun vorbei,
Und nur der Hund ist übrig blieben.

Die Angabe, er habe das Epigramm an die Thüre des gerade abwesenden Kaufmann geschrieben, klingt unglaublich. Als „Gottesspürhund" hatte der Maler Fr. Müller im vorigen Jahre in Fausts Leben diesen Kraftmann verspottet.

Auf der Rückreise aus der Schweiz bildete sich das kleine Singspiel Jery und Bätely aus, das ganz aus der Kenntniß der Gegend und der Volkseigenthümlichkeit hervorging. In diesem

reizenden Idyll, das er schon am 29. Dezember von Frankfurt aus seinem Landsmanne und Jugendfreunde, dem Tonsetzer Kayser, in Zürich sandte, finden sich eine größere Zahl reizender und lustiger Lieder in sehr abwechselnden trochäischen und jambischen Maßen mit mannigfaltigen Reimformen. So ist die scherzhafte Romanze der Schäfer (Lieder 27) in zwei zweitheiligen sechsversigen Strophen gedichtet, in denen der dritte und sechste Vers der zweiten auf dieselben Verse der ersten Strophe reimen. Auf die zweitheilige achtversige Strophe, in welcher Bätely die Unbeständigkeit der Liebe mit dem Wechsel des Wassers, der Sterne und der Wolken vergleicht, erwidert Jery genau anknüpfend, indem er die Liebe für so unwandelbar wie die Sterne erklärt. Jerys trochäisches Lied, in dem er seiner Freude über Bätelys Liebe ihren Ausdruck gibt, besteht aus Dimetern und um eine Silbe kürzern Versen, nur an dritter Stelle tritt der kurze Vers ◡ — ◡ ein, der mit den beiden darauf folgenden reimt, aber auch der achte Vers hat denselben Reim, so daß zwischen vier Reimverse ein Reimpaar tritt, in einer auch sonst von Goethe bezeichnend verwandten Weise.

Gleich nach seiner Rückkehr ruhte Goethes Dichtung, die auch für den Hof diesmal unthätig blieb. Der Genuß seiner Liebe erfreute und beruhigte ihn. Am 30. März ging ihm der Gedanke an Tasso auf, der aber bald zurücktreten mußte. Den 7. Mai bittet er Frau von Stein einmal um seine zusammengeschriebenen Gedichte, aus denen er für die schönen Misels (Mädchen), die sich bei ihm versammelt hatten, etwas lesen will. Neun Tage später sagt er der Freundin, welche sie zurückverlangt, er wolle vorher einige abschreiben lassen. Erst die nahe längere Entfernung von der Freundin, welche ihre Schwester in Mörlach bei Nürnberg besuchte, regte ihn auch dichterisch auf. Am Morgen

des Tages vor seiner eigenen Abreise nach Gotha, schreibt er dieser, welche er bei seiner Rückkehr nicht mehr antreffen sollte, gestern Abend habe er zu Hause mit den Geistern geredet, ein Ausdruck, dessen er sich nur von seinen dichterischen Arbeiten bedient, hier mit Beziehung auf den Tasso. Von Gotha aus sandte er der Freundin „eine Posse", mit welcher er sich zuletzt auf dem Wege nach Erfurt unterhalten hatte. Es war wohl das Wechsellied zum Tanze (Lied 14), das Frau von Stein von Goethes Hand besaß. Hinter Erfurt bedachte er die Ausführung seiner Lieblingssituation zu Wilhelm Meister, die jedenfalls noch im Bereiche unseres ersten Buches liegt, in welchem sich noch kein Lied findet. Nach Weimar zurückgekehrt, fühlte er die innigste Sehnsucht nach der fernen ihm unentbehrlichen Geliebten, welcher er die schon vor drei Jahren gleichfalls während ihrer Abwesenheit gedichteten Verse „Von mehr als einer Seite verwaist" (oben S. 148) nebst folgendem mit einziger Ausnahme des Schlußverses auf zwei Reimen sich fast neckisch wiegenden Schlusse in jambischen, von vier bis zu sechs und einem halben Fuße steigenden Versen sandte:

Denn ach, bald wird in dumpfes Unbehagen
Die schönste Stimmung umgewandt.
Die Leidenschaft heißt mich in frischen*) Tagen
Nach dem und jenem Gute jagen,
Und denk' ich es recht sicher heimzutragen,
Spielt mirs der Leichtsinn aus der Hand.
Bald reizt mich die Gefahr, ein Abenteur zu wagen,
Ich stürze mich hinein, und halte muthig Stand.
Doch seitwärts fährt die Lust auf ihrem Taubenwagen**),
Die Luft wird balsamreich, mein Herz geräth in Brand.

---

*) Wo er sich wohl aufgelegt findet.

**) Nach Sappho fährt die Liebesgöttin auf einem von Spatzen gezogenen Wagen. Tauben begleiten die Liebesgöttin.

Mein Schutzgeist, eil' es ihr zu sagen,
Durchstreife schnell das weite Land:
Sie soll nicht schelten, soll den Freund beklagen,
Und bitte sie, zur Lindrung meiner Plagen,
Um das geheimnißvolle Band *).
Sie trägts, und oft hat mirs ihr Blick versprochen.

Die Darstellung seiner Unbeständigkeit ist neckisch übertrieben; er stellt sich als einen Ritter dar, der, immer von seiner Leidenschaft hingerissen, zu nichts gelangen kann, was er sich ernstlich vorsetzen kann. Seinen Zustand bezeichnet er der Wahrheit gemäß in einem Briefe an die Freundin als Dämmerung. Während ihrer Abwesenheit schrieb er die ausgelassene Nachbildung der Vögel des Aristophanes; diese wie auch Jery und Bätely kamen nach ihrer Rückkehr zur Aufführung. Einer Sage nach soll Goethe auch zu der Aufführung von Einsiedels Zigeunern „einige Szenen und Gesänge" gegeben haben, was aber vielleicht auf Goethes Zigeunerlied aus dem Götz zu beschränken ist, das in Einsiedels aus den Zigeunern hervorgegangenem Schauspiel Adolar und Hilaria (1784) sich findet

Lyrisch gestimmt fühlte sich der Dichter erst wieder auf der Reise, welche er nach dem Geburtstage des Herzogs mit diesem und dem Gatten seiner Freundin über Ilmenau nach den Aemtern Kaltennordheim und Lichtenberg antrat. Freilich noch auf der Höhe des Göckelhahns, wo er drei Jahre später das bekannte herrliche Lied schrieb, kam es zu keinem lyrischen Ergusse. Zwei Tage später schickte er Frau von Stein die Uebersetzung von einigen Versen der sogenannten pythagoreischen goldenen Sprüche, die er unterwegs im Griechischen „zur Abwaschung und Reinigung" gelesen hatte. Am Abend möchte er das leere Blatt noch mit Uebersetzungen aus dem Griechischen anfüllen,

*) Wohl eine Busenschleife.

doch da er auch ihrer jungen Freundin Karoline von Ilten ein Wort schuldig zu sein glaubt, fügt er lieber einige ihm leichter fließende Scherzverse (in der sechszeiligen zweitheiligen jambischen Strophe, deren dritter und sechster Vers aber weiblich auslauten) an diese hinzu, welche er in übermüthiger Laune „Vor Erschaffung der Welt im 30033000 Jahr" unterschreibt:

Ein jeder hat sein Ungemach,
Stein zieht den alten Ochsen nach*),
Der Herzog jungen Hasen.
Der Prinz ist gut gesinnt fürs Bett **),
Und ach, wenn ich ein Misel hätt',
So schwätzt' ich nicht mit Basen.

Es fähret die poetsche Wuth
In unsrer Freunde junges Blut***),
Es siedet über und über.
Apollo, laß sie ja dabei,
Und mache sie dagegen frei
Von jedem andern Fieber.

An den folgenden Tagen arbeitet er zuweilen an einem großen Roman, von welchem er der Freundin gesprochen. Den 14. schreibt er: „O thou sweet Poetry! rufe ich manchmal und preise den Marc Antonin glücklich, wie er auch selbst den Göttern dafür dankt, daß er sich in die Dichtkunst und Beredtsamkeit nicht eingelassen. Ich entziehe diesen Springwerken und Kaskaden, so viel möglich, die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen, aber ehe ichs mich versehe, zieht ein böser Genius

*) Um sie für seine Mastung zu kaufen.

**) Er sehnt sich nach Ruhe. Prinz Konstantin hatte ein Verhältniß zu Karoline von Ilten. Der Prinz war nicht mit auf der Reise.

***) Geht allgemein auf die jungen Dichter, die in den Musenalmanachen von Göttingen, Hamburg, Leipzig und Wien und sonst ihr Wesen trieben. Die Stolberge waren im vorigen Jahre mit einer Sammlung ihrer Gedichte hervorgetreten, auf deren Titelvignette sie als Centauren erschienen.

den Zapfen und alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon." Am folgenden Tage schreibt er für die Freundin zu Kaltennordheim seine herrliche, später meine Göttin überschriebene Ode (vermischte Ged. 11), die ihm wohl schon am vorigen Tage im Sinne gelegen hatte. Sie ist in freien reimlosen Strophen geschrieben, deren Verszahl (nur einmal finden wir eine kleine Strophe von 4 Versen) von 7 bis 10 steigt. Zuerst haben wir zwei jambisch-anapästische Strophen, in der dritten treten in der Mitte trochäisch-daktylische Verse ein, aber alle folgenden Strophen sind wieder jambisch-anapästisch, und auch hier haben wir immer kleinere Verse, nur einmal einen vollen Dimeter. Die beglückende Zaubermacht der Einbildungskraft gewinnt hier eine echt dichterische Feier, aber noch höher als sie stellt er die Beglückerin des Lebens, die ihn nie verlassen möge, die Hoffnung. Die Scherzverse, welche er am 21. Linchen zugedacht hatte, kamen nicht zu Stande, da er durch den Herzog gestört ward.

Als der Herzog am Abend des 9. Oktober nach Kochberg kam, begrüßte ihn Goethe in der Tracht eines Landmanns mit freundlichen Reimversen, welche die Werke unter den Gedichten an Personen irrig mit der Angabe „etwa 1778" bringen*). In der Mitternacht vom 14. auf den 15. schreibt er der Freundin während einer Spannung mit dieser: „Der Mond ist unendlich schön; ich bin durch die neuen Wege (des Parks) gelaufen; da sieht die Nacht himmlisch drein. Die Elfen sangen:

---

*) Häufig treten hier statt Jamben Anapäste ein. V. 15 ist wohl wir zweimal zu setzen, da sonst der Vers unvollständig ist, dagegen ist V. 20 Euch nach bliebe zu streichen.

Um Mitternacht, wenn die Menschen erst schlafen,
Dann scheinet uns der Mond,
Dann leuchtet uns der Stern,
Wir wandeln und singen
Und tanzen erst gern.

Um Mitternacht, wenn die Menschen erst schlafen,
Auf Wiesen, an den Erlen
Wir suchen unsern Raum;
Und wandeln und singen
Und tanzen einen Traum.

Der Dichter, dem hier Shakespeares Elfen vorschweben, schildert die wunderliche Stimmung, in welche dieser Gang in der mondhellen Nacht ihn versetzt hat. In der fünfversigen Strophe reimen nur zwei Verse, wie in einem seiner leipziger Gedichte (oben S. 26). Als bald darauf sein Verhältniß zur Freundin wieder hergestellt war, wandte er sich der Ausführung des Anfangs seines Tasso zu, bei dessen Prinzessin ihm seine Liebe zu Frau von Stein im Sinne lag. In diese Zeit fällt auch wohl Goethes Uebersetzung der Canzonetta Romana: Quelle piume in vierfüßigen Strophen, in welcher er den Reim des zweiten und dritten Verses absichtlich aufgab, da es nur galt das Verständniß des Textes zu erleichtern. Goethe unternahm sie wohl auf den Wunsch von Corona Schröter, mit deren Tonsetzung für Gesang und Klavier Urschrift und Uebersetzung im Dezemberhefte von Wielands Merkur erschienen. Später setzte sie auch Reichardt, der in diesem Jahre im zweiten Heft seiner Oden und Lieder auch Arien aus Goethes Erwin und Klaudinen gab, während das erste Heft noch nichts von Goethe enthalten hatte.

Als Frau von Stein am 9. Dezember ohne ihn auf den Ball ging, übersandte er ihr einen Blumenstrauß mit den dreimal reimenden Versen:

Zum Tanze schick' ich Dir den Strauß
Mit himmelfarbnem Band,
Und siehst Du andern freundlich aus,
Reichst andern Deine Hand,
So denk' auch an ein einsam Haus
Und an ein schönes Band.

Zwei Tage später ließ er dieselbe, als sie mit einer Gesellschaft nach Jena fuhr, auf der Mitte des Wegs zu Kötschau durch einen Abgesandten bewirthen und mit folgenden Versen begrüßen:

Aus Kötschaus Thoren reichet Euch
Ein alter Hexenmeister
Konfekt und süßen rothen Wein
Durch einen seiner Geister.

Der sollt', wenn er nicht heiser wär',
Euch auch dies Liedchen singen,
Doch wird er einen holden Gruß
Von mir Euch überbringen.

Kein Wetter kann der arme Tropf
Am hohen Himmel machen,
Sonst sollt' Euch Sonne, Mond und Stern
Zu Eurer Reise lachen.

Genießet, weil Ihr süße seid,
Auch etwas Süßes gerne,
Und denkt bei Scherz und Fröhlichkeit *)
An einen in der Ferne,

Der gerne möcht', mit mancher Lust
Euch Schönen zu vergnügen,
An jedem Weg, in jedem Busch
Im Hinterhalte liegen.

Den Ihr drum **) als Oresten saht,
Als Scapin sich gebärden,
Und der nun möcht' zu Euerm Spaß
Auch Wirth von Kötschau werden.

---

*) Der Reim fällt hier auf.

**) Um Euch zu vergnügen. Er deutet auf die Vorstellung von Iphigenien und Scapin und Pierrot.

Herzlicher ergoß er seine Liebe fünf Tage später in den aus zwei zweitheiligen achtzeiligen trochäischen Strophen bestehenden Versen:

Sag' ichs euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenröthlich *) mich umtanzt?
Ach, ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wieder liebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergibt.

Wachset, wie aus meinem Herzen **),
Treibet in die Luft hinein;
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag,
Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag ***)

Am Neujahrstage 1781 kann er der Freundin keine Reime schicken, da sein prosaisch Leben diese Bächlein wie ein weiter Sand verschlinge. Und doch sollte seine dichterische Thätigkeit, konnte er auch zunächst nicht den von Frau von Stein ihm so sehr ans Herz gelegten Tasso fördern, zu äußern Zwecken bald lebhaft in Anspruch genommen werden. Zum Dreikönigenabend dichtete er, auch in der äußern Form anlehnend an das in Weimar polizeilich untersagte volksthümliche Sternsingen, das launige Lied Epiphanias (gesellige Lieder 19), das am Hofe von Corona Schröter und zwei andern Sängern im Kostüme vorge-

---

*) So anmuthig wie die Morgenröthe Auge und Herz erfreut. Jene Träume waren die Ahnungen des Glückes ihrer Liebe.

**) Mit frischer Triebkraft, wie sie mein Herz belebt.

***) Man vergleiche hierzu das Lied Pedros in der zweiten Bearbeitung der Klaudine am Anfange des zweiten Aufzugs.

tragen ward. Es war gleichsam eine Ehrenrettung der alten guten Volkssitte und des Volksliedes überhaupt. Dieser erste glückliche Versuch war der Vorläufer der von jetzt an von Goethe auf die Ausstattung von Maskenzügen an den Winterredouten verwandten dichterischen Thätigkeit. Auf der Geburtstagsredoute des 2. Februar erschien unter andern ein Zug der Lappländer, zu welchem Goethe die schönen, die Herzogin preisenden Verse in gewöhnlichen vierzeiligen gereimten jambischen Strophen dichtete. Vierzehn Tage später folgte der große Aufzug des Winters, an welchem sich Goethe selbst mit der Freundin betheiligte. Die Worte, welche er für die einzelnen Masken dichtete, sind meist in vierzeiligen jambischen oder trochäischen Strophen von sehr wechselnder Verslänge; die geraden und die ungeraden reimen, nur einmal reimen die letztern nicht. Daneben finden sich sechsversige Strophen, zweimal aus drei Reimpaaren, während einmal auf ein Reimpaar ein vierversiges System folgt. Auf von Merck gesandte Zeichnungen bezieht sich die Reimstrophe an den Herzog vom 16. Februar:

So groß, als die Begierde war in mir,
Die altgeliebten Bilder zu erlangen,
Mit gleicher Lust geb' ich sie Dir,
Und scheine sie dadurch erst zu empfangen.

Im Frühjahr begann er eifrig am *Tasso* zu dichten, den er aber beim zweiten Aufzug liegen lassen mußte, weil es ihm unmöglich war, bei der ihn beglückenden Liebe den bittern Kampf seines Helden zur Darstellung zu bringen. So ersann er denn ein anderes, seinem Herzen fremdes Drama, den *Elpenor*.

Mitte August stiftete die Herzogin Mutter das auf den engen Kreis der Freunde beschränkte sogenannte *Journal von Tiefurt*, dessen vom 15. datirte Ankündigung die wöchentliche

Lieferung eines Bogens versprach; das erste Stück sollte zu Ende der laufenden Woche (also spätestens Sonnabend den 19.) ausgegeben werden. Goethes erster Beitrag, der im fünften Stücke, egen den 16. September, erschien, war die vor einem Jahre gedichtete Ode meine Göttin. Auf der Reise, die er am 22. mit Fritz von Stein nach Dessau zur Begrüßung der Herzogin machte, „ergetzte er sich sinnend an einigen Gedichten", während seinem jungen Begleiter die ewigen Stoppeln Langeweile machten. Er wolle sie in das tiefurter Journal schicken, schreibt er an Frau von Stein, von wo sie ihr „die Cour machen sollen". Das sechste Stück des Journals, das spätestens am 23. erscheinen sollte, bringt Goethes kurz vorher gedichtete Nachtgedanken (vermischte Ged. 32) unter der Aufschrift Nach dem Griechischen. Das in reimlosen fünffüßigen Trochäen, wie die Verse vom November 1776 (vgl. oben S. 145), geschriebene Gedicht spricht das Glück des Liebenden im Arme der Liebsten aus im Gegensatze zu den einsam am Himmel wandelnden Sternen, die er bedauert. Da Goethe von einigen Gedichten spricht, so ist es unzweifelhaft, daß auch die beiden im neunten, Mitte Oktober fälligen Stücke des Journals stehenden Gedichte an die Heuschrecke (jetzt aus fremden Sprachen 12, an die Cicade überschrieben) und aus dem Griechischen (jetzt der Becher, vermischte Ged. 31) an diesem Tage entstanden sind. Auf der Rückseite eines halben Oktavblättchens, welches das Datum des 22. September mit Goethes Unterschrift zeigt, finden sich am untern Rande, aber mit gegen das Datum verkehrt stehender Schrift, V. 11 f. des Gedichtes der Becher, wonach dieses nicht nach dem 22. fallen kann. Dieses Gedicht meint Goethe, wenn er am Morgen nach der Rückkunft, am 1. Oktober, der in Kochberg weilenden Freundin schreibt, er habe ihr ein Gedicht gemacht, das sie durch den

Weg des Journals zu sehn kriegen solle. Das Gedicht an die Cicade nach Anakreon ist in vierfüßigen reimlosen Trochäen geschrieben, wogegen er bei dem gleichfalls mit Benutzung eines anakreontischen Liedes gedichteten Becher wieder fünffüßige jambische Trochäen anwandte. Die Geliebte heißt hier mit einem neben Lydia bei den Dichtern gangbaren Namen Lida. Schon am Abend des 2. begab sich Goethe nach Gotha, von wo er seine Sehnsucht nach ihr in den jetzt an Lida überschriebenen Versen (vermischte Ged. 33) aussprach. Das Gedicht ist in jambischen Versen geschrieben, deren Länge von 3½ bis zu 6½ Fuß steigt; häufig treten Anapäste ein, auch im letzten Fuße. Der Kern desselben liegt in der Darstellung, wie wunderbar ihm der Geliebten Bild auch in äußerster Ferne erscheine. Im weitern Laufe des Jahres gab Goethe keinen Beitrag ins Journal. Die Liebe zur Freundin entlockte ihm kein weiteres Lied. Aber schon Anfangs Dezember war er mit dem pantomimischen Ballet beschäftigt, das zum nächsten Geburtstag der Herzogin bestimmt war. Den 4. hatte er den Entwurf dazu irgendwo liegen lassen. Gleich darauf war er längere Zeit von Weimar abwesend. Nach seiner Rückkehr am 16. schrieb er das lustige Bänkelsängerlied das Neueste von Plundersweilern, das er selbst am Weihnachtsabend bei der Herzogin Mutter, der ein darauf bezügliches Bild von Kraus beschert ward, als Marktschreier vortrug. Den 20. schreibt er der Freundin, seine Verse zur Zeichnung seien bald fertig, es sei gestern Abend damit ganz frisch gegangen. In diesem Spottgedicht kamen auch die lyrischen Dichter schlecht weg. Hier werden zunächst die gewöhnlichen Almanachsdichter getroffen, die in einer Laube aus Moos, welche sie für einen Hain halten (eine Hindeutung auf den sogenannten göttinger Hainbund), ihre „Kurzweil haben"; sie „verklimpern mit

Siegsgesang (Jubelliedern) und Harfenschlag (Hymnensang) den lieben Tag", preisen sich gegenseitig als große Dichter und stimmen den kräftigen Bardenton an (man sieht Keule und Waffen und die Löwenhaut, auf welcher sie sitzen), aber daß es nur leerer Singsang sei, verräth der Leierkasten des Savoyarden. Auf Klopstocks Gesänge von Hermann und die deutsche Urzeit deuten „der Adler umgestürzte Zier" und der „deutsche Bär", wie auf dessen Epigramme die „Heftelfabrik". Den dithyrambischen Odenschwung deuten Knaben an, welche ihre Drachen steigen lassen, wogegen andere aus dem Blaserohr mit Lettenkugeln nach Schmetterlingen schießen, kleine Jungen mit ihren Schüssern spielen, von denen die einen die Naturdichter bezeichnen, welche die Schönheit der Natur schildern, die andern die gewöhnlichen Gelegenheitsdichter. Am 19. muß das pantomimische Ballet, das den Geist der Jugend darstellte, wenigstens im Entwurfe fertig gewesen sein; denn Goethe bittet die Freundin an diesem Tage das Ballet zu lesen, da er es gegen Abend brauche. Er hatte ihr den Anfang einer schönen Abschrift seiner ungedruckten Sachen gegeben, die erst in drei Wochen vollendet war; darunter befanden sich wahrscheinlich auch lyrische Gedichte. Leider ist diese Abschrift eben so verloren gegangen, wie eine im nächsten Jahre der Herzogin Mutter verehrte. Auf den Geburtstag der Göchhausen versprach er der Freundin Verse, und er war auch bereit, solche ihrer Schwägerin sowie Karoline von Ilten zu widmen. Das dritte in diesem Jahr erschienene Heft von Reichardts Oden und Liedern hatte wieder mehrere Lieder Goethes nach Himburgs Nachdruck gebracht; unter den zwölf Stücken von Reichardts frohen Liedern für deutsche Männer, waren sechs von Herder, nur eines von Goethe.

Am Neujahrstage 1782 sandte dieser der Freundin die

jetzt Versus memoriales überschriebenen leicht hingeworfenen Reimverse (Epigrammatisch 14), die er selbst ein lächerliches Werk und besser ausgeführt als gedacht nennt. Sie erschienen in dem in der ersten Woche des Jahres fälligen zweiundzwanzigsten Stücke des Journals, das aber frühestens nach der Mitte Januar erschien, da Goethe am 22. der Freundin ein neues Stück des Journals sandte, das folgende Stück aber nicht vor der zweiten Hälfte des März ausgegeben worden sein kann. In dem pantomimischen Ballet befinden sich fünf Gesänge der Zauberin und des Zauberers in Strophen aus kleinen jambisch-anapästischen Versen. Auf eine sechszeilige Strophe folgt eine fünfzeilige; in beiden reimen bloß V. 2 und 4 und die letzten Verse beide auf einander. In einer zweitheiligen achtzeiligen reimen in beiden Systemen die innern und äußern Verse, dagegen in den darauf folgenden vierzeiligen nur die beiden ersten, und die vierten Verse haben denselben Reim. Größere Sorgfalt verwandte der Dichter auf das Lied, welches Amor am Schlusse der Herzogin überreichte, auf die es gesungen werden sollte. Den 24. schreibt er der Freundin, beim Aufstehen sei er so glücklich gewesen, sein Lied bis auf eine einzige Stelle zu reinigen, und noch an demselben Tage sendet er es ihr. Das in einfachen gereimten trochäischen Strophen von vier Versen gedichtete Lied beschreibt in reizender Weise den wahren Amor, den der Treue, der die Herzogin als seine Freundin begrüßt. Drei Tage vor dem Geburtstage der Herzogin war der Theatermeister Johann Martin Mieding gestorben. Der Verlust dieses wackern, pflichttreuen, in seinem Fache gewandten Mannes ergriff den Dichter so, daß er ihm ein dichterisches Ehrendenkmal zu setzen beschloß, worin er diesen als den liebevoll seinen Dienst dem Allgemeinen widmenden Künstler feiert und zugleich ein Bild der seit dem Schloß-

brande durch seine Hülfe geförderten Thätigkeit der herzoglichen Liebhaberbühne entwirft. Schon Anfang Februar begann er das Gedicht (vermischte Ged. 65), das er erst auf der zur Auslesung der Rekruten am 14. März angetretenen Reise, wahrscheinlich am 16., auf dem Schlosse Dornburg, vollendete. Das dreiundzwanzigste Stück des Journals, das es auf schwarzgerändertem Papier brachte, kann nicht vor Ende März erschienen sein; denn erst am 22. sandte er das Gedicht handschriftlich der Freundin. Das bei aller Einfachheit durch würdigen Ernst ergreifende, rein und warm empfundene, leicht fließende Gedicht ist in paarweis gereimten fünffüßigen jambischen Versen gedichtet, in denen der Dichter sich nie den Anapäst gestattet hat. Vor der Vollendung, ja wenigstens zum Theil vor dem Beginn dieser herrlichen Epoche machenden Dichtung hatte er zu dem Maskenzug der neun weiblichen Tugenden auf der Geburtstagsredoute vom 1. Februar die von diesen an die Herzogin gerichteten Verse gedichtet, welche aus zwei Trochäen bestehen, die meist paarweis reimen (nur zweimal werden die Reimverse durch ein oder zwei Reimpaare getrennt). Auch hatte er für den Fastnachtsdienstag, den 12., zum Aufzuge der vier Weltalter, die von diesen und der Zeit zu sprechenden fünf Strophen aus vier paarweis reimenden fünffüßigen Jamben geliefert. Wenn er einmal im Februar Frau von Stein, nachdem er seines Tasso gedacht, berichtete, die verlangten Lieder würden abgeschrieben, und diese der Freundin am 17. mit dem Wunsche übersendet, daß sie ihr viel Freude im Stillen machten, so können darunter unmöglich Lieder aus Wilhelm Meister gemeint sein, der damals noch nicht so weit gediehen war, aber auch keine der Maskenzüge, da diese gedruckt vorlagen. Waren es etwa Gedichte, die er in die ihr verehrte Abschrift seiner Dichtungen nicht aufgenommen hatte?

Bald darauf veranlaßte ihn Frau von Stein, zu einem geselligen Scherze Verse für Karoline von Ilten zu schreiben. Sie beziehen sich auf ein Gänschen von Wachs in rosafarbenem Domino, das Fräulein von Göchhausen mit Bezug auf eine in Weimar mit großem Beifall aufgenommene Erzählung Crébillons an Frau von Stein mit der Bitte geschickt hatte, es Karoline von Ilten und andern Freundinnen jenes Märchens mitzutheilen. Goethe schrieb zum 26. Februar die paarweis reimenden jambischen Dimeter:

Das Gänslein roth im Domino
Sieht in die Welt so leicht und froh
Und zeigt sich als ein Meisterstück
Aus der hochgräflichen Fabrik. *)
Doch zierlich, wie das Schätzchen steht,
Gehts ihm, wies vielen Leuten geht;
Denn es ist, ich gesteh' es gern,
Die Schale besser als der Kern,
Und viel zu loben find ich' da
Den Schneider mehr als den Papa.
Doch ach, warum kommt so geputzt,
So überzierlich aufgestutzt
Das liebe schöne Kind so weit
So ferne her zur stillen Zeit? **)
Ach wären wir noch allzumal
Im hohen, hellen Palmensaal!
Sie führte dann auf jenem Plan
Auch einen großen Aufzug an,
Wenn alle, die ihr ähnlich sein,
Pathetisch stiegen hinterdrein. ***)

---

*) Der Conditor der Gräfin von Bernstorff hatte es gemacht.

**) Nach Fastnacht. Auf die Aufzüge im Redoutensaal deuten die folgenden Verse.

***) Anspielung auf den Gänsemarsch.

Doch diese Freuden sind nun aus.
Drum mach' nur die Honneurs vom Haus *)
Und lad' uns Freunde, wie wir sind,
Mit diesem allerliebsten Kind
In eine kleine Assemblée
Zu einem wohlfrisirten **) Thee.
Dann laß uns schwätzen, laß uns sitzen,
Erzählen und die Ohren spitzen,
Und wohl soll's ihr mit Groß und Klein
Au sein de sa famille sein. ***)

Am 4. März, wo die geladene Gesellschaft bei der Göchhausen versammelt war, veranstaltete Goethe, daß folgende launig spottende Verse in gewöhnlichen jambischen Strophen mit einem Teller Hafer, ohne Name des Absenders, hereingebracht wurden:

O Kinder, still! reicht meinen Lehren
Ein unbefangen, willig Ohr!
Das werthe Gänschen zu verehren,
Setzt ihr ihm Thee und Waffeln vor.
Allein ich kanns Euch nicht verstecken,
Wenn auch die Wahrheit nicht gefällt:
Das, was Euch schmeckt, wird ihr nicht schmecken,
Sie kommt aus einer andern Welt.
Denn Fremde gehn auf ihrer Reise
Von Orten nur vergnügt davon,
Traktirt man sie nach ihrer Weise,
Und loben dann den guten Ton.
Seht, wie sie ekel ihren Schnabel
Vor Euren Leckerbissen schließt,
Und wie der Kranich in der Fabel
Von flachen Schüsseln nichts genießt. †)

---

*) Da das Gänschen bei ihr eingekehrt sei.

**) Eine damals wohl gangbare launige Bezeichnung.

***) Die Göchhausen hatte geschrieben, das Gänschen sei von seinen Reisen mit der Ueberzeugung zurückgekommen, qu'on ne pouvoit être mieux qu'au sein de sa famille.

†) Vgl. das Gedicht Fuchs und Kranich (Parabolisch 20).

Drum send' ich Euch, sie zu beglücken,
Des Hafers goldne Körner hier,
Und richtet ja, sie zu entzücken,
Mit dem Discurs Euch auch nach ihr.

Nach Vollendung des Gedichts auf Mieding zog zunächst Egmont den Dichter an. Den 25. kehrte er nach Weimar zurück, wo er aber nur vier Tage verweilte, da er über Eisenach nach Ilmenau gehn mußte. Wenn er den 5. April an Frau von Stein schreibt, er führe sie immer in dem feinsten Herzen herum und habe sich etwas ausgedacht, das ihr einen vergnügten Augenblick machen solle, so hat er vielleicht das Epigramm Erwählter Fels (antiker Form sich nähernd 11) im Sinne, das er an einem Felsen seines Gartens anzubringen gedachte. Von Ilmenau meldet er am 17. April dem in der Heimat weilenden Knebel: „Ich bin nun auch in den Geschmack der Inschriften (Epigramme) gekommen, und es werden bald die Steine an zu reden fangen." In demselben Briefe theilt er ihm vorher eine altlateinische Inschrift auf einen komischen Schauspieler mit, die er eben in seiner Brieftasche finde; sie habe ihn gar sehr gefreut. Die prosaische Inschrift geht nicht auf einen Schauspieler, sondern steht auf dem Grabe des zwölfjährigen Caius Jucundus, der unter Kaiser Oto siebenmal vor diesem tanzte und sang. Neuerdings hält man die von Lipsius an Gruter (p. 331, 7) mitgetheilte Inschrift für verdächtig. Riemers Vermuthung, daß eben diese Inschrift den Dichter zur Epigrammenform geführt, ist schon deshalb höchst unwahrscheinlich, weil sie unmetrisch und eine Grabschrift ist. Goethe war wohl durch die von Herder schon damals übersetzten Epigramme der griechischen Anthologie auf diese Dichtform gekommen; der Entschluß aber, die Steine darin reden zu lassen, dürfte durch wirkliche Inschriften, die er in dem neuangelegten Park zu Gotha sah, veranlaßt worden sein. Goethes

erstes nachweisliches Epigramm in Distichen ist das später Ferne überschriebene (antiker Form sich nähernd 10), das er am 12. April an Frau von Stein sendet; er hatte darin ein Witzwort der Freundin dichterisch gefaßt. Schöll setzt freilich das später Versuchung überschriebene Epigramm (daselbst 17) zwischen zwei Briefe vom 1. und 4. Juni 1781, aber das Gedicht, bei dem jede Zeitbestimmung fehlt, könnte sehr wohl ein Jahr später fallen. Den 18. kehrte Goethe nach Weimar zurück. Von hier sendet er Knebel drei Epigramme, jetzt Einsamkeit, erwählter Fels, ländliches Glück überschrieben (daselbst 8, 11, 12), die ehestens in steinernen Tafeln eingegraben erscheinen würden. Ob damals auch schon andere Epigramme gedichtet wurden, wissen wir nicht; vielleicht gehört in diese Zeit das eben erwähnte, Versuchung überschriebene.

Schon am Morgen des 9. Mai mußte Goethe Weimar wieder verlassen, da der Herzog ihn mit einer diplomatischen Sendung an die kleinen sächsischen Höfe beauftragt hatte. Auf dem Ritte nach Gotha erfand er den Plan zu einem Abschiedsgedicht von seinem Garten, seinen „Hausgöttern", da er eine Wohnung in der Stadt zu beziehen veranlaßt war, wahrscheinlich mit Beziehung auf die Geschäfte, die der Herzog schon damals wohl ihm zu übertragen beschlossen hatte. Leider kam er damit nicht über den Plan heraus, da es ihm auf der Reise an Sammlung zur Ausführung fehlte. Das Epigramm der Park (daselbst 15) scheint er zu Gotha oder auf dem Wege nach Meiningen gedichtet zu haben. Seine feierliche Auffahrt als Gesandter beim Hofe von Meiningen veranlaßte ihn zu den launigen, in allen Strophen denselben Reim bietenden, sogleich Frau von Stein mitgetheilten Versen, die seine Sehnsucht aussprechen, von solchem leeren Pomp erlöst zu sein.

Man lauft, man drängt, man reißt mich mit!
Was hat das zu bedeuten?
Sechs Pferde mit gemessnem Schritt
Erblick' ich schon von weiten.

Ein Dichter, der so manches litt,
Fährt her, begafft von Leuten,
Steigt aus und kommt mit stolzem Tritt,
Begrüßt von allen Seiten.

Doch kommt ein Wurm im Herzen mit
Und läßt ihn vieles leiden.
Er muß bei stolzem Tritt und Schritt
Ein armes Volk beneiden.

O Pegase, o nimm ihn mit
In der Begeistrung Weiten;
Er gibt gewiß für einen Ritt
Das Sechsgespann mit Freuden.

Am 18. Mai kehrte Goethe nach Weimar zurück. Hier wird das später die Nachtigall überschriebene Epigramm (daselbst 13) entstanden sein, das er den 26. an Frau von Stein sandte.

Den 30. Mai schreibt Fräulein von Göchhausen an Knebel, Goethe beschäftige sich vorzüglich mit Inschriften; nächstens werde er ihm eine auf seinen Schreibtisch schicken. Knebel hatte, als er in seine Heimat zurückging, seinen Schreibtisch in Tiefurt Goethe zur Benutzung zurückgelassen. Die herrlichen Verse, welche nach dem am 1. Juni erfolgten Umzuge Goethes in die Stadt fallen, lauten:

Mich erbaute zuerst ein Denker, weihte der Liebe,
Weihte der Freundschaft mich ein, stillem Genusse der Welt.
Doch es ward die Stadt ihm zu eng; er eilte von dannen,
Ließ dem Freunde mich stehn, der mich nun emsig besitzt,
Der, dem schönen Gefilde, den holden Stunden entsagend,
Sich der Mühe zu weihn, wählte die engere Stadt.

Freilich wohnte Knebel nicht in der Stadt, sondern in dem länd-

lichen Tiefurt, aber, da er in allerengster Beziehung zum Hofe und der Stadt sich befand, konnte er sich den Anforderungen des städtischen Lebens nicht entziehen; auch lebte er in seiner Heimat nicht auf dem Lande, aber er suchte doch ein freieres Leben, was der Dichter zu dem Gegensatze zwischen ihm und dem Freunde zugespitzt hat. Das Epigramm sandte Goethe ihm erst am 27. Juli zugleich mit Epigramm 13, da er dem Freunde lange nicht geschrieben hatte. Uebrigens befand sich damals in Weimar der Philolog Villoison, der mit lateinischen Inschriften, wahrscheinlich da er von Goethes deutschen gehört hatte, Hof und Stadt überschwemmte.

Mit Goethe ging gleich darauf eine große Veränderung vor. Er bezog seine Wohnung in der Stadt, wurde geadelt und an Stelle des entlassenen Kammerpräsidenten von Kalb mit dessen Geschäften betraut. Wie sehr ihn aber auch die neuen Verhältnisse in Anspruch nahmen, fand er doch Zeit, an Wilhelm Meister zu arbeiten und das zur Aufführung in Tiefurt an der Ilm ersonnene Singspiel die Fischerin auszuführen. In dieses Singspiel fügte er vier Stücke aus Herders Volksliedern ein, den Wassermann (dänisch), die drei Fragen (englisch), das Brautlied (littauisch) und die lustige Hochzeit (wendisch), und er begann es mit seinem Erlkönig (Balladen 6), einer freien Bearbeitung des von Herder gegebenen dänischen Liedes Erlkönigs Tochter. Riemer und Eckermann setzen die Arien zur Fischerin in das Jahr 1781, erst die Vollendung des Stückes 1782, doch wagen sie nicht den Erlkönig dem Jahre 1781 zuzuweisen. Worauf jene Angabe sich gründet, wissen wir nicht. Außer den genannten Volksliedern finden sich in der Fischerin zwei Fischerlieder, beide in trochäischen Strophen. Im ersten, aus zwei gleichen Strophen bestehenden reimen V. 2

und 4, 5 und 6; die beiden ersten Verse sind jambisch. In der zweiten Strophe ist abweichend V. 4 trochäisch, V. 6 jambisch. Das zweite beginnt mit einer fünfzeiligen Strophe, in welcher V. 2 und 5 reimen, V. 1 und 3 auf dasselbe Wort ausgehen, während die sieben Verse der zweiten Strophe reimlos sind. Dortchen beklagt sich in einem Liede über die Undankbarkeit der Männer, die immer ihren Willen durchsetzen wollen, aber sie will nicht länger sich fügen. Die erste Strophe dieses Liedes, in welcher nur V. 2 und 6 männlich auslauten, ist rein jambisch; die zweite beginnt mit zwei kleinen jambischen Versen (⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑), an welche sich zwei kleinere und vier etwas längere trochäische Verse anschließen. In dem Hülferufe treten kurze jambische Verse ein, die nur ausnahmsweise reimen; auch Dortchens Besorgniß ist in denselben kleinen Versen gedichtet, zwischen denen zweimal der Vers ⏑ — ⏑ steht. Die darauf folgenden trochäischen Verse sind gereimt; dann folgen wieder auf einen doppelten Trochäus wechselnde jambische Verse, bei denen mit Dortchens Erwiederung wieder Reimverse eintreten. Der scheltende Vater beginnt mit jambischen Versen, auf die eine zweitheilige sechszeilige und dann eine vierzeilige Reimstrophe eintritt; in ersterer bestehen die Verse mit Ausnahme von V. 3 und 4 aus einem Kretikus. Schon am 1. Juli fand die erste Probe des Stückes statt. Den 16. erhielt Frau von Stein die Handschrift. Am nächsten Tage lud Goethe Herder und Gattin durch einen launigen Brief in fünffüßigen reimlosen Jamben zur Aufführung des kleinen Stückes, das zur Hälfte Herder gehöre, im Namen der Herzogin Mutter ein. Einzelne Epigramme mögen noch in diesem Sommer entstanden sein. So erinnern die erkanntes Glück überschriebenen, auf das Glück der Liebe zu Frau von Stein bezüglichen Verse (daselbst 9) sehr an die Aeußerung in dem Briefe an diese Freundin

vom 14. August. Das Glück seiner Liebe, das ihn die Last der Geschäfte ruhig ertragen ließ, entlockte ihm kein Lied, selbst nicht während des Aufenthaltes der Freundin zu Kochberg; es war ein Gefühl seliger Zufriedenheit über ihn gekommen, das seine Seele ganz in sich verschloß. Die Dichtung eines Märchens, das er der Freundin versprochen hatte, wollte nicht gelingen. „Ich versuchte mir den ersten Theil, vielmehr den Anfang meines Märchens ausführlicher zu denken und stellenweise Verse zu versuchen", schreibt er am 17. September; „es ginge wohl, wenn ich Zeit hätte und häusliche Ruhe". Das Märchen war wohl das von der Melusine, welches ihn lange beschäftigte; auf dieses spielt er auch in dem Briefe vom 17. November an.

Am Abend des 9. November drängte sich Goethe auf dem Zimmer der Göchhausen das Epigramm Entschuldigung (20) auf. Wenn er am 24. der Freundin „Altes und Neues" überschickt, so könnten darunter ältere und neuere Gedichte, von ihm selbst geschrieben, gemeint sein. Im Laufe des Jahres war das dritte Heft von Seckendorffs Volks- und andern Liedern erschienen, in welchem Goethes König von Thule aus Faust zum erstenmal gedruckt wurde. In das Journal von Tiefurt gab er seit dem Gedichte auf Miedings Tod nichts Eigenes mehr; nur ein Gedicht von Lenz findet sich in Stück 28. Die beiden folgenden Stücke müssen im November oder Dezember erschienen sein; denn die Herzogin Mutter dankt Knebel für den „schönen Beitrag" zum Journal, den er doch wohl mit dem Geburtstagswunsche zum 24. Oktober übersandt haben wird, und diese Beiträge können nur Trost und Aus dem Griechischen sein, deren Verfasser bisher noch nicht nachgewiesen ist, vielleicht auch noch das andere Aus dem Griechischen überschriebene Gedicht in Stück 32, welches Knebel am 20. Januar 1783 las, wonach es

kurz vorher erschienen sein muß. Noch Stück 37, das den im Januar von Knebel gedichteten Chiron den Alten enthält, hat keinen Beitrag Goethes. Wahrscheinlich war seit dem Anfange des Jahres, wohl in Folge der auf die Niederkunft der Herzogin gespannten Erwartung und der Feste zur Feier der Geburt des Erbprinzen am 2. Februar, eine Pause im Erscheinen des Journals eingetreten. Goethe fühlte sich so wenig dichterisch gestimmt, daß er nur ein Ständchen zur Festredoute vom 14. dichten konnte, das zweite der Festgedichte, das zuerst in der Sammlung von Reden und Glückwunschgedichten auf die Geburt des Erbprinzen erschien. Es ist in einfachen vierversigen jambischen Strophen, wohl nach einer gangbaren Melodie gedichtet. Bald darauf griff er seinen Elpenor an, durch dessen Aufführung er in nächster Zeit die Herzogin zu erfreuen gedachte, aber er konnte ihn nicht über den zweiten Aufzug hinausbringen. Auch zu lyrischen Ergüssen fühlte er sich nicht aufgelegt. So waren die ersten zwei Drittel des Jahres 1783 fast ohne allen dichterischen Trieb, auch die Lust zu Epigrammen einstweilen erloschen.

Aber Ende August, wo er auf wenige Tage nach Ilmenau ging, drängte es ihn, den Geburtstag des Herzogs, der diesmal von Weimar abwesend war, durch ein größeres, seiner und des Herzogs würdiges Gedicht zu feiern. Am Abend des 2. September bestieg er, um die ungestörte Einsamkeit zu genießen, die Höhe des Gickelhahns, wie vor fast drei Jahren, am 6. September. Hier schrieb er an die Wand des dortigen Bretterhäuschens die herrlichen Verse „Ueber allen Gipfeln“ (Lieder 80). Den folgenden Morgen dichtete er in gereimten fünffüßigen Jamben, die bald paarweis, bald verschränkt reimen, das einen ernst würdigen Blick auf die Vergangenheit des Herzogs und seine immer reinere

Entwicklung zum Besten des Landes ihm innigst wünschende Gedicht Ilmenau (vermischte Ged. 3), in dem er sich sehr glücklich einer Vision bedient. Es ist eine der schönsten Offenbarungen des goetheschen Gemüthes und nimmt neben dem in gleichem Maße gedichteten auf Miedings Tod eine der höchsten Ehrenstellen ein. Nicht vergebens hatte die dichterische Thätigkeit so lange Zeit gestockt, sie hatte sich zu einer mächtigen Wirkung angesammelt. Nach der Rückkehr von einer Harzreise, die sich bis Kassel ausdehnte, vollendete Goethe das vierte Buch Wilhelm Meisters, das bis zum Schlusse des jetzigen zweiten reichte; die erste Hälfte desselben war schon Anfangs Juli fertig. In dieser Zeit schrieb er demnach die dramatisch belebte, den Werth freier Dichtung feiernde Ballade der Sänger (Balladen 2) im Versmaße des untreuen Knaben (Balladen 5) und das erste und dritte Lied des Harfners im sechszehnten Kapitel. Von diesen warm gefühlten, tief schwermüthigen Liedern ist das erste in zwei sich entsprechenden achtzeiligen Strophen gedichtet, in welchen alle Verse mit Ausnahme des zweiten und vierten auf dasselbe Wort auslauten. In den beiden ersten Versen der zweiten Strophe tritt je einmal ein bezeichnender Anapäst ein. Daß auf ein vierversiges System zweimal ein Reimpaar in kleinen Versen folgt, auch daß der siebente Vers der ersten Strophe um einen Fuß kürzer ist, dürfte malerisch schön wirken. Das andere Lied, das im Romane vorangeht, ist in zwei vierzeiligen abwechselnd reimenden jambischen Versen geschrieben, wie das erste; nur sind die geraden Verse um anderthalb Fuß länger als dort. Der am Ende des vierten Verses der ersten Strophe an der Stelle des Jambus eintretende Anapäst ist wirkungsvoll. Vielleicht fallen in den Oktober auch die beiden freien Uebersetzungen aus Montaigne (I, 30), welche das Journal in Stück 38 bringt; sie könnten

aber auch einige Monate älter sein. Stück 39 erwähnt Goethe am 14. November 1783 als das neueste; er schreibt nämlich an Knebel: „Im tiefurter Journal zeichnet sich ein Gedicht an die Erinnerung aus. Weißt du den Verfasser?" Dieses Gedicht war in fast goethescher Weise von Frau von Schardt gedichtet. Das erste von Montaigne als Gesang eines der Gefangenen des 1557 neuentdeckten Landes (Brasiliens) angeführte Lied ist in vierfüßigen Trochäen geschrieben.

Todeslied eines Gefangenen.

Kommt nur kühnlich, kommt nur alle
Und versammelt Euch zum Schmause!
Denn ihr werdet mich mit Dräuen,
Noch mit Hoffnung nimmer beugen.
Seht, hier bin ich, bin gefangen,
Aber noch nicht überwunden.
Kommt, verzehret meine Glieder,
Und verzehrt zugleich mit ihnen
Eure Ahnherrn, Eure Väter,
Die zur Speise mir geworden!
Dieses Fleisch, das ich Euch reiche,
Ist, Ihr Thoren, Euer eignes,
Und in meinen innern Knochen
Stickt das Mark von Euren Ahnherrn.
Kommt nur, kommt! mit jedem Bissen
Kann sie Euer Gaumen schmecken. *)

---

*) Montaigne sagt, in jenem Gesange heiße es: Qu'ils viennent hardiment très tous etc. Goethe benutzte die deutsche Uebersetzung von Titius (1755), in welcher das Lied am Rande als Kriegslied eines Gefangenen bezeichnet wird, und also lautet: „Sie sollten nur alle kühnlich kommen und sich versammeln, um von ihm zu schmausen. Sie würden zugleich auch ihre Väter und Großväter mit fressen, die seinem Leib zur Nahrung und Speise gedient hätten. Diese Muskeln, sagt er, dieses Fleisch und diese Adern sind von Euch, Ihr Narren. Ihr wißt nicht, daß das Beste von Eurer Vorfahren Gliedern noch darinnen ist. Kostet sie nur recht: Ihr werdet Euer eigenes

Das andere in demselben Maße übersetzte, sogenannte Liebeslied eines amerikanischen Wilden (bei Titius Lied eines Wilden in Amerika) hat Goethe mehr als vierzig Jahre später ganz verändert unter der Aufschrift Brasilianisch mitgetheilt. Goethes Uebersetzung von 1783 lautet:

Schlange, warte, warte Schlange
Daß nach Deinen schönen Farben,
Nach der Zeichnung Deiner Ringe
Meine Schwester Band und Gürtel
Mir für meine Liebste flechte.
Deine Schönheit, deine Bildung
Wird vor allen andern Schlangen
Herrlich dann gepriesen werden. *)

Fleisch schmecken." Bei V. 3—6 schwebt die Bemerkung Montaignes vor, sie hörten bis zum letzten Athemzug nicht auf, ihren Wächtern zu trotzen und ihr Wort und ihre Fassung herauszufordern. Wie treffend hat Goethe das Ganze gehoben!

*) Aus Titius ist V. 1 wörtlich genommen; dann heißt es: „damit mir meine Schwester nach der Zeichnung deiner Haut ein schönes Band für meine Liebste machen kann. So mag deine Schönheit, deine Bildung der Schönheit aller andern Schlangen ihren vorgezogen werden." In der freien Bearbeitung von 1824 heißt es:

Schlange, halte stille!
Halte stille, Schlange!
Meine Schwester will von Dir ab
Sich ein Muster nehmen;
Sie will eine Schnur mir flechten,
Reich und bunt, wie Du bist,
Daß ich sie der Liebsten schenke.
Trägt sie die, so wirst Du
Immerfort vor allen Schlangen
Herrlich schön gepriesen.

Durch den Wechsel von vier- und dreifüßigen Versen hat der Dichter hier mehr lyrische Bewegung hineinzubringen gesucht.

Gleich nach der Beendigung des vierten Buches von Wilhelm Meister scheint die Ode das Göttliche (vermischte Ged. 19) gedichtet; denn am 19. November schreibt er an Frau von Stein: „Schicke mir doch die Ode; ich will sie ins tiefurter Journal geben. Du kannst sie immer wieder haben." Die genannte Ode steht im vierzigsten Stück des Journals, das auch das Epigramm Entschuldigung (vom 9. November 1782) enthält, ohne Ueberschrift. Hierdurch gewinnen wir auch eine feste Zeitbestimmung dieses Stückes. Frau von Stein muß das Gedicht ganz vor kurzem von Goethe erhalten und große Freude daran gehabt haben. Die mit reiner, hoher Empfindung die edle, göttliche Würde des Menschen aussprechende Ode beginnt mit einer Strophe aus sechs kleinen jambischen oder jambisch-anapästischen Versen, wogegen in der zweiten gleichfalls sechsversigen Strophe dieselben jambischen Verse mit trochäischen wechseln, und dieser Wechsel ist auch in mehrern folgenden Strophen verwandt. Häufig treten Anapäste und Daktyle glücklich ein. Von den zehn Strophen des Gedichts bestehen 8 aus sechs, nur eine aus fünf, eine aus sieben Versen. Goethe hatte in diesem Gedichte seine und der Freundin hohe Ansicht vom Menschen herrlich ausgeprägt. Bemerkenswerth ist es, wie die im ähnlichen Stile gehaltenen Oden der Zeit nach so weit auseinander liegen. Ganymed mußten wir 1777 setzen, meine Göttin gehört 1780 und unser Gedicht drei Jahre später; vielleicht noch ein paar Jahre später entstand die Ode Grenzen der Menschheit (vermischte Ged. 20), welche durch ein Gewitter angeregt sein dürfte. Das Gedicht beginnt mit zwei zehnversigen Strophen, beide aus kleinen jambischen oder jambisch-anapästischen Versen; zweimal tritt in der ersten, einmal in der zweiten Strophe bezeichnend ein doppelter Anapäst ein, während in der zweiten sich die noch kürzern

Verse ◡ ◡ — und ◡ ◡ — ◡ einstellen. In den beiden folgenden Strophen aus acht kleinen jambischen Versen findet sich nur zweimal ein Anapäst, und zwar einmal in einem dreifüßigen Jambus. Die letzte aus sechs ganz gleichen Versen bestehende Strophe hat in drei Versen den Anapäst. Ein sicherer Haltpunkt zur Zeitbestimmung der zuerst 1789 gedruckten Ode ist nicht gegeben; erschienen ja auch die viel frühern Oden *Ganymed* und *meine Göttin* erst damals.

Am 14. schreibt Goethe an Knebel: „Der durch seine Bemühungen über (?) die arabische Poesie bekannte Jones hat die Moallakât oder die sieben Gedichte der sieben großen arabischen Dichter, die in der Moschee zu Mekka aufgehängt sind, mit einer englischen Uebersetzung herausgegeben. Sie sind im ganzen sehr merkwürdig und einzelne allerliebste Stellen drinne. Wir haben uns vorgenommen, sie in Gesellschaft zu übersetzen, und also wirst Du auch sie bald zu sehn kriegen.“ Am 9. hatte Eichhorn das von Goethe verlangte Buch an Herder gesandt, der es durchblättern möge, ehe er es Goethe zustelle; er wünsche das Buch, das er zur Beurtheilung von Göttingen erhalten habe, erst in vier bis fünf Wochen zurück. Aber die mit Herder und Seckendorff beabsichtigte Uebertragung kam ins Stocken; Goethe selbst übersetzte einiges, was wohl bei der Mittheilung einzelner Stellen aus der Moallakât in den Noten zum *Divan* unter dem Abschnitt *Araber* benutzt wurde, obgleich ihm dabei eine Uebersetzung von Freytag vorlag und er auch Kosegarten zu Rathe zog. Der ganze Ton dürfte aus dieser frühen Zeit stammen, aus welcher ihm einzelnes sich unvergeßlich eingeprägt hatte. Wenn Goethe kurz vor seinem Tode eine Stelle daraus mit wahrer Begeisterung aus dem Gedächtnisse hersagte, so deutet dieses eher darauf, daß diese noch aus sehr alter Erinnerung

in seiner Seele haftete. In demselben Briefe vom 14. äußert er gegen Knebel: „Die Novembergeburtstage werden ehestens gefeiert und Deiner dabei in Ehren gedacht werden. In den November fielen die Geburtstage der Frau von Schardt (23), Seckendorffs (26) und Knebels (30). Am 25. war Goethe mit Frau von Stein bei einer lustigen Gesellschaft; wahrscheinlich wurde an diesem Abende der Geburtstag der Frau von Schardt, da der 23. auf einen Courtag fiel, gefeiert. Zu diesem Tage dichtete Goethe das Novemberlied (Lieder 39), in welchem er den Begriff des Liebesgottes in weiterm Sinne faßt. Das leicht fließende heitere Gedicht wurde wohl nach einer bekannten Melodie gesungen. Knebel erhielt es am 3. Dezember.

Im Januar 1784 dichtete Goethe die Verse der bei dem großen Planetentanze, mit welchem der Geburtstag der Herzogin diesmal verherrlicht wurde, auftretenden Masken, der Liebe, der acht Planeten und der Sonne, nebst den vier Widmungsversen an die Herzogin; den Plan dazu hatte er gleich am Anfange des Monats entworfen. Der Dichter bedient sich hier jambischer und trochäischer Strophen von mannigfacher Abwechselung in der Länge der Verse und in der Reimstellung. Das Ganze ist höchst sinnig im Charakter der auftretenden Personen gedacht und in Gedanken und Ausdruck glücklich ansgeführt. Die nächsten Monate waren mit geschäftlichen und naturwissenschaftlichen Arbeiten angefüllt, so daß er sich nicht dichterisch angeregt fühlte. Als er in Eisenach Anfangs Juli einen italienischen Improvisator gehört hatte, fühlte er sich zu Versuche belebt, „auch aus dem Stegreife Verse in deutscher Sprache hinzugießen“, was auch, obgleich es ungleich mehr Schwierigkeiten habe, mehr oder weniger gehn müßte, wenn man sich darauf legte. In der ihm schmerzlichen Entfernung von der Freundin denkt er wieder an Inschriften. „Wenn ich mir nur ein Andenken

für Dich irgendwo aussinnen könnte", äußert er am 23. Juni. „Ich hatte vor, in irgend einem Felsen einhauen zu lassen:

Was ich leugnend gestehe und offenbarend verberge*),
Ist mir das einzige Wohl, bleibt mir ein reichlicher Schatz.
Ich vertrau' es dem Felsen, damit der Einsame rathe,
Was in der Einsamkeit mich, was in der Welt mich beglückt.

Am andern Tage schreibt er, noch immer sinne er, wie und wo er die Inschrift anbringen solle; zugleich aber schickt er eine, die er der hermannsteiner Höhle bei Ilmenau zugedacht hat, wo ihre Gegenwart vor sieben Jahren ihn so unendlich beglückt hatte:

Felsen sollten nicht Felsen und Wüsten Wüsten nicht bleiben;
Drum stieg Amor herab, sieh und es lebte die Welt.
Auch belebet**) er mir die Höhle mit himmlischem Lichte
Zwar der Hoffnung nur, doch ward die Hoffnung erfüllt.

In Weimar versprach er ihr ein Gedicht in Stanzen zur Feier der christlichen Religion als Religion der Liebe, in welchem er bei dem Preise der Liebe immer seine einzig geliebte Freundin vor Augen hatte. Ueber Anfang, Fortgang und endlichen Stillstand dieses herrlichen Gedichtes, der Geheimnisse, bis zum April des vorigen Jahres vgl. die Einleitung zu den vermischten Ged. 68, zur Zueignung und vermischte Ged. 34. 35. Epigrammatisch 97. Es war dies sein erster Versuch in der reinen Stanze, deren meisterhafte Behandlung er schon 1774 an Heinse bewundert hatte (vgl. oben S. 104), in welcher dann F. A. Cl. Werthes einen Theil des Ariost übersetzte. Auch eine Erzählung Göckingks im deutschen Museum 1779 war in Stanzen gedichtet. Herder versuchte erst nach Goethes Vorgang, während seines Aufenthaltes

*) Wenn er ganz kalt scheint, wird er von der Liebe erwärmt; wenn er liebevoll und theilnehmend scheint, verbirgt er darunter seine wahre einzige Liebe zur Freundin.

**) Es muß doch wohl „belebet'" heißen. Solche apostrophirte Imperfektformen kommen besonders bei Herder häufig vor.

in Italien, sich in dieser kunstvollen italienischen Form. Außer diesem Gedichte, das ihm immer in Gedanken lag, beschäftigte den Dichter seine Operette Scherz, List und Rache, an der er, wenn er zu sonst etwas gar nicht taugte, eine Arie oder ein Stück Dialog machte. Auch Wilhelm Meister ging vorwärts, so daß das fünfte Buch am 16. Oktober fertig war. Da dieses dem jetzigen dritten entspricht, so würde Mignons herrliches Lied „Kennst du das Land" in unser Jahr gehören, wäre es nicht höchst wahrscheinlich Zusatz der später nach der italienischen Reise unternommenen Bearbeitung. In den Spätherbst gehört die Dichtung mehrerer Epigramme. Am 18. November schreibt er der Freundin: „Hier wieder ein Epigramm, das unter die mittelmäßigen gehört." Hiernach muß er ihr in letzter Zeit wohl mehrere Epigramme mitgetheilt haben. Vielleicht sandte er ihr damals folgendes in ihrem Nachlasse gefundene, das man wohl Geheimniß überschreiben könnte:

Frage nicht nach mir, und was ich im Herzen verwahre;
Ewige Stille gebührt ohne Gelübde dem Mann.
Was ich zu sagen wünschte, ist jetzo schon kein Geheimniß;
Nur diesen Namen verdient, was sich mir selber verbirgt.

Vier Tage später überschickt er ihr ein „versprochenes" Epigramm, das auf einer Anekdote von der englischen Königin Elisabeth oder vielmehr auf einem lateinischen Distichon beruht, welches die bitter auf die Liebschaften der jungfräulichen Königin hindeutende Erwiederung eines Bettlers an diese darstellt: *)

Du verachtest den Armen, er lehne sich überall nieder.
Schöne Königin, wohl lieg' ich bald hier und bald dort.
Aber fändest Du ihn erwachend einst in dem Arme,
Du riefst ihn mit Recht: „Lehnt er doch überall an."

---

*) In thalamis, regina, tuis hac nocte iacerem,
Si foret hoc verum: Pauper ubique iacet.

Herder war damals mit seinen Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie beschäftigt, die ihn glücklich machten, und er hatte dem Dichter seine schöne Abhandlung über das griechische Epigramm übersandt. Wenn es in demselben Briefe heißt: „Lebe wohl, und wenn eine Bitte bei Dir stattfindet, so wecke den Amor nicht, wenn der unruhige Knabe ein Kissen gefunden hat und schlummert," so denkt er wohl an das ihr übergebene, später als Warnung gedruckte Epigramm (antiker Form sich nähernd 6). Auch andere Epigramme mögen diesem Jahre noch angehören; so die im Nachlasse der Frau von Stein gefundenen Verse:

Als der Undankbare floh, o Göttin ewiger Treue,
Fleht' ich ihn nicht zurück, fleht' ich: „Verzeih' Du ihm!" nur.
Du ergriffst ihn gewaltig und hast ihn übel gebändigt;
Graue Locke hält nun ihn, den Beweglichen, fest.

Auf den Weihnachtstag schickte er ihr wohl die Verse:

Herzlich bat ich die Muse, mich liebliche Worte zu lehren
Heute zur Feier des Tags, doch sie erhörte mich nicht.
Besser lehrt mich das Kochbuch, ein eßbares Opfer zu bringen;
Wenn es Dein Völklein genießt, mehr' es die Feier des Tags.

Auch das epigrammatische Gedicht 14a gehört in dieses Jahr.

Im folgenden Jahre (1785) war, außer der Fortsetzung der Geheimnisse, wenn nicht etwa auch das Kinderräthsel, das er der Freundin im Namen von Fritz schickt:

Ich bleibe immer schön und bleibe immer blind,
Und mein Gefährte ist die Traurigkeit und Schmerz.
Ich bin ein junger Greis, ich bin ein altes Kind.
Nun rathe, Leser, mich. Ich wohne in dem Herz,

Goethe angehört, dessen dichterische Thätigkeit auf Epigramme und Gelegenheitsverse beschränkt; die lyrische Ader war versiegt. In das Stammbuch von Fritz Stein schreibt er am 17. März:

Unglück bildet den Menschen und zwingt ihn sich selber zu kennen,
Leiden gibt dem Gemüth doppeltes Streben und Kraft.
Uns lehrt eigener Schmerz der andern Schmerzen zu theilen,
Eigener Fehler erhält Demuth und billigen Sinn.
Mögest Du, glücklicher Knabe, nicht dieser Schule bedürfen,
Und nur Fröhlichkeit Dich führen die Wege des Rechts!

Schon hatte er die Vollendung der Geheimnisse, die er am Schlusse des Jahres mit 365 Stanzen abzuschließen gedacht hatte, ganz aufgegeben, als der Tod des Bruders der Herzogin Mutter, des Prinzen Leopold von Braunschweig, dem diese in Tiefurt ein Denkmal setzen wollte, ihn zu einer dessen Andenken feiernden Inschrift aufrief. Um dieselbe Zeit war der erste Theil von Herders Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie, die vier ersten Bücher der Blumen, erschienen, die Goethe schon in der Handschrift gelesen hatte. Dadurch scheint er zu neuen Versuchen in Epigrammen veranlaßt worden zu sein. Hier fand er zwei Epigramme Anakreons Grab, welche ihm sein eigenes auf diesen Dichter (3) eingaben. Das von Herder das Grab eines Landmanns überschriebene Epigramm veranlaßte Goethe wohl zu dem Ackermann (2). Auch andere Epigramme wurden vielleicht durch die griechischen der Anthologie damals veranlaßt, wie die mit dem Ackermann im Nachlasse der Frau von Stein gefundenen, jedenfalls nicht nach 1785 fallenden die Geschwister, Zeitmaß, die Lehrer und heilige Familie (4. 5. 16. 19). In den Geschwistern benutzte der Dichter den Prometheus zur Einkleidung, wie auch in dem Gedichte die Nektartropfen (Kunst 1), das man hiernach versucht sein könnte, gleichzeitig mit diesen zu setzen. Es ist in reimlosen vierfüßigen Trochäen geschrieben, wie die oben erwähnten Uebersetzungen der beiden Lieder der Wilden und frühere Gedichte. Eine sichere Zeitbestimmung ergibt sich nicht. Zu Wilhelm

Meisters sechstem Buche dichtete Goethe im Juni das glühende Sehnsuchtslied Mignons, in welchem ein doppelter Reim durch alle drei vierversige Strophen geht, wobei freilich in der zweiten Strophe Seite und Weite dem leide, Freude, Eingeweide entsprechen. Da am Schlusse die beiden ersten Verse wiederholt werden, so könnte man geneigt sein, das Gedicht nicht strophisch zu lesen.

In Karlsbad, wo Goethe mit Frau von Stein zusammen traf, schrieb er am 24. Juli die heitern unter den Gedichten an Personen stehenden Verse in das Stammbuch der Gattin des Grafen Moritz Brühl in Hexametern. In solchen ist auch das Epigramm geweihter Platz (antiker Form sich nähernd 14) gedichtet, das 1789 gedruckt erschien, aber ohne Zweifel in diese Jahre fällt. Schon 1779 hatte Goethe sich bloßer Hexameter in der Abfertigung der physiognomischen Reisen von Musäus bedient. Die griechische Anthologie hat auch manche Gedichte in diesen Versen. Dasselbe gilt von den an Herders Gattin gerichteten, auf die Wahrheit bezüglichen Versen:

Jugendlich kommt sie vom Himmel, tritt vor den Priester und Weisen
Unbekleidet, die Göttin; still blickt sein Auge zur Erde.
Dann ergreift er das Rauchfaß und hüllt, demüthig verehrend,
Sie in durchsichtigen Schleier, daß wir sie zu dulden (schauen?) ertragen.

Es war wohl eine Erwiederung auf eine Aeußerung der Frau von Herder zur Zeit der freundlichsten Verbindung, wie sie besonders seit 1784 bestand. Zwei andere Epigramme in Hexametern fallen später. Zur lustigen Feier des auf den 26. Juli fallenden Geburtstages des Grafen Brühl ließ Goethe ein Gemälde anfertigen, welches einzelne Bilder aus dem Leben desselben launig darstellte, und er dichtete dann in ähnlicher Weise, wie das Neueste von Plunderssweilern, folgendes Lied, das er wohl selbst im Marktschreierkostüm vortrug:

Bänkelsängerlied.

Ein munter Lied! Dort kommt ein Chor
Von Freunden her, sich zu ergetzen;
Was säng' ich Ihnen Beßres vor
Als von dem Mann, den alle schätzen?
Von seinem Leben ward uns heut
Der erste frohe Tag gegeben,
Und, die Ihr seine Freunde seid,
Heut fing er an für Euch zu leben.

Hier seht Ihr seiner Tage Lauf,
Und was man sieht, ist leicht zu hören;
Hier geht der Sonnenstrahl ihm auf:
Wer darf des Kindes Ruhe stören?
Es ruht und wächst der theure Sohn;
Seht nur die runden, vollen Backen!
Doch glaubet mir, er hatte schon
Den Schelmen faustendick im Nacken.*)

Hier galoppirt er früh und spat,
Hier steht er weidlich auf dem Kopfe,
Und hier als männlicher Soldat
Mit Degen, Hut und langem Zopfe.
Ihr seht der Feinde Macht ist groß,
Sie drohn mit Schwertern und Kanonen.
Er kommandirt und will drauf los,
Er siegt und weiß nun zu verschonen.**)

Hier ruht er von Strapazen aus
Und denkt einmal in Ruh zu leben;
Allein Herr Amor lacht ihn aus,
Und will ihm was zu machen geben.

---

*) Zwei Bilder stellten das schlafende Kind und den muntern Knaben dar. Die Redensart „faustdick hinter den Ohren haben" hat Goethe launig umgestaltet mit Anklang an den Ausdruck „einen harten Nacken haben".

**) Zwei Bilder aus seinem Soldatenleben. Er trat als Offizier bei dem französischen Regimente Royal Allemand ein.

Er zeiget ihm das schönste Bild,
Das einem Zaubrer er gestohlen;
Es eilt der Held, entzündet wild,
Und will sich seine Schöne holen. *)

Wie bald sie einig worden sind,
Das kann ich nicht gewiß erzählen;
Genug, es herrscht das schöne Kind
Und läßt es nicht an Küssen fehlen.
O große Lust! Doch übergroß,
Läßt Du das Glück, die Lust empfinden,
Einmal auf der Geliebten Schoß
Ein artig Murmelchen zu finden. **)

Nun fühlt er einen neuen Stand,
Und fühlt sich in dem Vaterorden;
Er gräbt und hacket frisch das Land,
Wie's Adam einst befehligt worden. ***)
Und so versorgt er erst das Haus,
Dann bricht er allerschönste Rosen;
Er schmückt dem Weibchen Lauben aus,
Und setzt sich drein, sie liebzukosen. †)

Bald kommt die Wißbegier ihn an;
Hier seht Ihr ihn botanisch jagen,

---

*) Das in der Strophe erklärte Bild bezog sich auf sein Liebesverhältniß zu Marie Christine Schleierweber, der fünfzehnjährigen Tochter eines Feldwebels seines Regiments, die er im Jahre 1771 heirathete.

**) Zwei Bilder des Glückes des Verlobten und der mit einem Sohn gesegneten Gatten. Brühls Sohn wurde am 18. Mai 1772 auf dem Gute seines Oheims zu Pförten geboren. V. 6 fällt das wiederholte (V. 5) Lust auf; auch muß es statt Du wohl uns heißen, so daß das Komma nach Glück wegfällt. Murmelchen scherzhaft, wie Murmelthier, ohne Hindeutung auf die Häßlichkeit.

***) Anspielung auf die sprichwörtlichen Verse:

Als Adam hackt', als Eva spann,
Wer war denn da der Edelmann?

†) Die Bilder beziehen sich auf sein Leben als Landwirth, da er sich vom Dienst zurückgezogen hatte.

Hier, wie Encelabus gethan,
Ein echtes Kabinetsstück tragen. *)
Doch nichts geht über seine Lust,
Wenn er der Freunde Feste feiert,
Mit freier Seele, treuer Brust
Der edlen Seelen Band erneuert.

Hier hätt' ich fast den Schluß gemacht;
Ich hab' zu lange schon gesungen.
Was seh' ich? Hier ist Mitternacht,
Er sitzt, vom Dichtergeist durchdrungen,
Erzählt und weint und sinnt und flicht.
Für wen es sei, muß ich erfahren.
Es ist ein zärtliches Gedicht
Für seine Frau, nach vierzehn Jahren!**)

Drum singen wir den braven Mann,
Den braven Vater, braven Gatten
Und braven Freund, wer singen kann,
Den Felsen, Wäldern, Fluß***) und Matten.
Und wer nicht singen kann, der schreit,
Und wer nicht tanzen kann, muß springen.
Hoch lebe Moritz! lebe weit†)! —
Nun gebet mir den Lohn fürs Singen!

---

*) Geht auf das Studium der Botanik und Mineralogie. Launig war es dargestellt, wie er ein großes Felsstück trug, das er abgeschlagen. Der Gigante Encelabus warf mit ausgerissenen Baumstämmen nach Horaz carm. III. 4, 55. 56. Goethe denkt ihn sich als Felsschleuderer, wie ihn auch wohl die ältere Sage faßte, nach welcher Athena, um ihn zu besiegen, ganz Sizilien oder den Aetna über ihn warf. Graf Brühl war 1784 und 1785 längere Zeit in Weimar gewesen.

**) Dieses zärtliche Gedicht muß Goethe bekannt geworden sein, der seine Bilder damit abschloß.

***) Dem Tepl, der das enge von hohen, schönbewaldeten Felsen umschlossene Thal durchfließt.

†) Sinn und Reim zeigen, daß die überlieferte Lesart, lebe Weib! falsch sein muß.

Nach der Rückkehr von Karlsbad vollendete Goethe das sechste Buch des Romans, das die jetzigen vier ersten umfaßt, machte den Plan zu den sechs übrigen Büchern und schrieb an einer schon früher entworfenen, jetzt weiter ausgeführten Operette die ungleichen Hausgenossen, von welcher die zwei in die Gedichte (Lieder 21. 22) übergegangenen Stücke wohl um diese Zeit entstanden. In den vier Strophen des letztern schließen an ein zweitheiliges sechsversiges jambisch-anapästisches System vier Verse an, ein Reimpaar, ein reimloser und ein auf V. 3 und 6 reimender Vers, und zwar lauten in allen vier Strophen V. 6 und 10 auf dasselbe Wort aus. Das andere Lied beginnt mit vier siebenversigen trochäischen Strophen, in welchen V. 1 und 3 und V. 6 und 7 männlich, die drei übrigen weiblich reimen, und zwar haben die beiden letzten Verse der beiden ersten Strophen denselben Reim. Eigentlich zerfällt die Strophe in zwei Theile, deren zweiter mit einem Reimvers auf V. 2 und 4 anhebt. Die fünfte Strophe ist eine gewöhnliche zweitheilige achtversige, gleichfalls trochäische.

Am Anfange des Jahres 1786, das den Dichter nach Italien führen sollte, beschäftigten ihn nebeneinander die Fortsetzung Wilhelms, dessen siebentes (das jetzige fünfte) Buch er aber nicht weit führte, und die Operette, zu welcher er noch am 13. April eine Arie schrieb. War dies vielleicht diejenige, die am Schlusse des ersten Aufzugs steht und mit großen Veränderungen unter der Ueberschrift Erster Verlust (Lieder 41) in die Gedichte übergegangen ist? Diesem Liede in trochäischem Maße gehen ähnliche jambische vorher, und vor diesen stehen Wechselgesänge in trochäischen Strophen, bei denen die wiederkehrenden Reime komisch verwandt sind. Auch aus dem vierten und fünften Aufzug sind eine größere Anzahl Lieder in ver-

schiedenen frei wechselnden Maßen erhalten, welche des Dichters bewußte Wahl bekunden. Ein paar Monate vorher hatte ihn auf einmal Verzweiflung über unsere „barbarische" Sprache befallen, die vor allem nicht zu Operetten geeignet sei. Er las damals Scherz, Ernst und Rache und andere seiner ungedruckten Sachen auf Verlangen am gothaer Hofe vor, wobei er sich derselben im Herzen schämte, während die Zuhörer sie bewunderten. Der „eherne Himmel" Deutschlands drückte ihn schrecklich; noch vor dem Ablaufe des Jahres dachte er nach Italien zu fliehen, wovon er aber auch seinen Vertrautesten kein Wort verrieth. Doch wollte er vorher noch eine Gesammtausgabe seiner vollendeten und zum Theil seiner unvollendeten Werke bearbeiten, die ihm einen Hauptbeitrag zu den Reisekosten bieten sollte. Zunächst nahm er den Triumph der Empfindsamkeit vor, den er am 16. Juni zu seiner Zufriedenheit bis auf den ersten, zum Schlusse aufgesparten Aufzug fertig hatte; dann sollte es an Stella gehn. Seine kleinen Gedichte hatte er unter allgemeine Rubriken gebracht. Wieland und Herder unterstützten ihn bei der Durchsicht der übrigen Schriften. Schon am 6. Juli war er mit Göschen wegen der Verlagsbedingungen einig. Nach der Abreise der Freundin schreibt er dieser: „Du hast mir die Epigramme nicht abgeschrieben noch den Brief; vielleicht hast Du sie mitgenommen." Frau von Stein scheint die Gedichte für die Sammlung einzeln abgeschrieben, aber die Epigramme übergangen zu haben. Auch unter dem Briefe dürfte ein Gedicht zu verstehn sein, wohl Lied 61, das ursprünglich Brief an Lottchen überschrieben war, wenn nicht etwa ein uns verloren gegangenes gemeint war. Neue Gedichte kennen wir aus dieser Zeit nur zwei. Musäus hatte in den kieler Beiträgen einen Aufsatz erscheinen lassen: „Lustige Polizeianstalten für Spazier-

gänger", in welchem er launig erzählte, wie er, als er auf einem Ausfluge in Coburg übernachtet und am andern Morgen einen Spaziergang vor die Stadt gemacht habe, bei allen Thoren von der Schildwache am Wiederbetreten der Stadt gehindert worden, weil er keinen Paß gehabt. Nun hatte derselbe im vorigen Jahre zu den in Winterthur erschienenen 25 Kupfern „Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier von J. R. Schellenberg" in seiner Weise Erklärungen in Versen oder mit Versen untermischter poetischer Prosa, nur eine in bloßer Prosa, geschrieben. Unter den Kupfern stellte eines den Tod unter einigen Rekruten, ein anderes zwischen dem Dichter und dem Künstler dar. Goethe ließ nun von Maler Kraus ein ähnliches Bild des Todes bei einer Schildwache mit Beziehung auf jene coburger Schildwachen anfertigen und der Gattin von Musäus am 12. Mai mit der Bitte zustellen, dasselbe in ihrem Gartenhause, das Musäus jeden Nachmittag besuchte, aufzuhängen. Nach der Aeußerung von Musäus in seinem Gartenjournal wurde er dadurch „auf das angenehmste erfreut". Goethe hatte unter das Bild folgende Verse geschrieben:

Schildwache.

Wer da?

Freund Hein.

Ich bin Freund Hein.
Laß Er mich herein!

Schildwache.

Er sieht so hager und so bleich,
Eher einem Todten als einem Lebenden gleich.
Er kommt von keinem gesunden Ort.
Zeig' Er mir erst Seinen Passeport.

Freund Hein.

Mein Paß ist diese Sense hier;
Thür, Thor und Schlagbaum öffnet sie mir.

Mich hält in meinem raschen Lauf
Selbst eine Armee en front nicht auf.
Will Er mich noch weiter schikaniren,
Werd'*) ich über Ihn weg marschiren,
Kein lautes Wörtchen mit Ihm sprechen,
Den kieler Wandrer an Ihm rächen.

Die Verse neue Heilige (Epigrammatisch 15) auf die in die Halsbandgeschichte verwickelte d'Oliva, die seit ihrer am 31. Mai erfolgten Feisprechung allgemeine Theilnahme fand, dürften in den Juni fallen, obgleich Riemer und Eckermann sie erst ins folgende Jahr setzen, wonach er sie etwa auf die Nachricht, daß die d'Oliva in Aachen angekommen sei, gedichtet haben würde.

In Karlsbad, wohin Goethe erst am 24. Juli sich begeben konnte, arbeitete er an der Durchsicht des Werther und der Iphigenie. Weder die glücklichen Tage, welche er hier in innigster Verbindung mit Frau von Stein verlebte, noch der Schmerz der Trennung von ihr, noch die Sehnsucht nach der Entfernten, die er so lange nicht mehr sehn sollte, noch das ahnungsvolle Verlangen nach Italien, dem er, ohne seinen Freunden von dem Ziele seiner Reise irgend eine Andeutung zu geben, geheimnißvoll zueilte, ließ ihn dichterisch sich ergießen. Nur machte er die launigen Reimverse, mit welchen die Mädchen des bei Carlsbad liegenden Dorfes Engelhaus den Herzog bei seinem Wegritte überraschten, wie er ihn selbst vor fast sechs Jahren in Kochberg als Peter Simpel begrüßt hatte. Auf dem Brenner nahm er die Iphigenie aus seinen Papieren hervor, an deren metrische Umschrift er sich bis zu ihrer Vollendung im Anfang Januar 1787 hielt, dann wollte er zu seinen Schriften eine neue Zueignung an das deutsche Publikum dichten, da die,

*) Goethe schrieb wohl werde, so daß der dritte Fuß ein Anapäst ist.

welche er angefangen hatte, ihm nicht genügte. Von Rom aus schreibt er dem Herzog, er wisse noch nicht, was er in der Zueignung, an welche er gleich nach Vollendung der Iphigenie gehe, dem Leser*) sagen wolle. Endlich entschloß er sich die Einleitung seiner Geheimnisse mit einigen Aenderungen als solche zu geben; er schickte sie wohl mit der Iphigenie am 13. Januar 1787 ab. Nach Iphigenien zogen Egmont und Tasso den Dichter an; bei seiner Rückkehr aus Sizilien entschloß er sich endlich den erstern anzugreifen, dessen eigentliche Umschrift am 11. August vollendet war. An seinem Geburtstage dankte er dem Herzog für sein so reich ihm bezeigtes Wohlwollen in den aus dem Herzen fließenden Versen:

Du sorgest freundlich, mir den Pfad
Mit Lieblingsblumen zu bestreun.
Stillthätig danke Dir mein Leben
Für alles Gute, was Du mir erzeigst!
Fügst Du dazu die Sorge für Dich selbst,
So geh' ich ohne Wünsche fröhlich hin;
Denn nur gemeinsam Wohl beglückt Verbundne.

Es ist nicht zu verwundern, daß der Dichter, der neuerdings den fünffüßigen dramatischen Vers so vielfach verwandt, noch zuletzt in Sizilien einige Szenen seiner Nausikaa darin ausgeführt hatte, hier auf drei vierfüßige vier fünffüßige jambische Verse folgen läßt, wie überhaupt, die in seinen Singspielen neuausgeführten Lieder ausgenommen, er keiner gereimten Verse sich bediente, da der scherzhafte Schlafsegen, den er im Februar 1788

---

*) „Denen Aribus" ist wohl Lesefehler statt „Avibus." Das Publikum nennt er seines verschiedenes Geschmackes wegen Vögel mit Bezug auf seine Darstellung in der Nachbildung des aristophanischen Stückes. Die lateinische Bezeichnung kann nicht auffallen. Auch bei dem Festspiele auf Goethes Geburtstag im Jahre 1782 waren seine Vögel als Aves bezeichnet.

Fritz Stein mittheilt, nur eine Veränderung desjenigen war, den er früher über diesen zu sprechen pflegte. Die mit Unrecht verdächtigten Verse an den Herzog selbst athmen ganz Goethes reines, schönes Gefühl, das den edelsten Dank dem Herzog durch sein stillthätiges Leben zu bringen gewiß ist und nur durch des Herzogs Glück selbst vollbeglückt wird. Nach dem Egmont arbeitete der Dichter Erwin und Elmire ganz in Versen um; dann ging er an Klaudinen, in welcher ihm besonders das Liedchen: „Liebe schwärmt auf allen Wegen" so gelang, daß er es an Frau von Stein sandte. In diesem Singspiel führte er auch das Lied Frech und froh (gesellige Lieder 13), von dem die erste Bearbeitung nur eine Strophe hatte, als Wechselgesang aus.

In den Anfang des Jahres 1788 fällt das Lied:

Kupido, loser, eigensinniger Knabe!
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden.
Wie viele Tag' und Nächte bist Du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde Nächte gequälet;
Dein Muthwill schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennt den Vorrath des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben;
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um Dir zu entfliehen, und räumet die Hütte.

Höchst bezeichnend ist das gewählte Versmaß in Strophen aus vier Versen von $5^1/_2$ Fuß; in den drei ersten Versen ist der letzte Jambus regelmäßig ein Anapäst, in dem vierten der dritte bis fünfte*). Goethe erwähnt das Gedicht als ein schon

*) Eigenthümlich äußert sich Goethe über das Versmaß gegen Eckermann am 6. April 1829. Ueberliefert ist V. 8 verbrennet, V. 9 entfliehn.

bekanntes in einem Briefe an Herder vom 9. Februar. Kayser, der von Zürich nach Rom gekommen war, um seinen Egmont zu komponiren, werde auch zu diesem seinem Leiblied ihm eine Melodie setzen; diese wolle er dann gleich schicken, damit es oft zu seinem Andenken gesungen werde. In dem viele Jahre später erschienenen Berichte vom Januar bemerkt er nach Mittheilung des Liedes, nehme man dasselbe nicht in buchstäblichem Sinne, sondern stelle sich unter Kupido eine Versammlung thätiger Geister vor, die das Innerste des Menschen ansprechen, auffordern, hin und wieder ziehen und durch getheiltes Interesse verwirren, so stelle es symbolisch seinen damaligen Zustand dar. Aber so war es nicht gemeint, vielmehr spricht das Lied auf gefühlteste Weise die Aufregung aus, in welche ihn die Bekanntschaft der schönen Mailänderin, die ihn im Oktober während seines Aufenthaltes zu Castel Gandolfo so mächtig angezogen, versetzt hatte. Freilich hatte er bald erfahren, daß diese bereits verlobt sei, und nach der spätern Darstellung im Berichte hatte er nach einigem Kampfe dieses Verhältniß in seinem so viel beschäftigten Gemüth zurechtgelegt, aber daß eine sehnsüchtige Liebe zu dieser noch immer in seiner Seele lebte, ergibt sich aus seiner eigenen weitern Erzählung. Auf die Liebe zu ihr bezieht sich auch das Gedicht Amor als Landschaftsmaler, das er Herder am 23. Februar ehestens zu schicken verspricht. Wie innig dieses auch mit seinem Herzen verwachsen sei, ergibt sich aus der beigefügten Bemerkung, er wünsche ihm gutes Glück. Wenn er in jenem Liede den losen Gott selbst anredet, der ihn in eine solche Unruhe versetzt hat und nicht von ihm lassen will (welch ein ganz anderes Leben weht aus diesem Liede wie aus dem rein gemüthlichen Liebesliede an Lili neue Liebe, neues Leben!), so erzählt er hier in anakreontischer Weise sein Liebesbegebniß; man fühlt, er hat

sich bereits wieder beruhigt und kann über seine Liebe in humoristischer Erzählung sich, wenn nicht hinwegsetzen, doch damit spielen. Das Gedicht ist in reimlosen reinen trochäischen fünffüßigen Versen geschrieben, wie wir sie schon früher bei unserm Dichter finden.

Am 2. Februar schreibt Goethe, der eben Klaudinen beendigt hatte, seinem Verleger Göschen, die vermischten Gedichte zum letzten Bande seien schon gesammelt und meist zusammen geschrieben (was bereits in Weimar geschehen war), doch wolle auch dieser Band wohl ausgedacht und ausgeziert sein. Den 23. hören wir in einem Briefe an Herder, er habe seine kleinen Gedichte in eine gewisse Ordnung zu bringen gesucht, in welcher sie sich wunderlich ausnähmen; die auf Hans Sachs und Miedings Tod sollten den Band und diesmal seine Schriften schließen, und könnten diese, wenn sie ihn indessen bei der Pyramide des Cestius zur Ruhe brächten, statt Personalien und Parentation gelten, wie sie bei Ausgaben der Werke Verstorbener gebräuchlich waren. Am 1. März meldet er demselben Freunde, daß er den Muth gehabt, seine drei letzten Bände auf einmal zu überdenken. „Zur Stellung der verschiedenen kleinen Gedichte habe ich mir Deine Sammlungen der zerstreuten Blätter zum Muster dienen lassen und hoffe zur Verbindung so disparater Dinge gute Mittel gefunden zu haben, wie auch eine Art, die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen." Im vorigen Herbste hatte er die dritte Sammlung von Herders zerstreuten Blättern erhalten, in welcher dieser vierunddreißig Gedichte unter dem Namen Bilder und Träume mitgetheilt hatte, die er näher als „Jugendbilder und Jugendträume" bezeichnete. Herder hatte die Lieder so geordnet, daß mehrfach Stücke ähnlichen Inhalts aufeinander folgten, sonst aber mannigfaltige

Abwechselung sich vorgesetzt. So folgen auf ein einleitendes an die folgenden „Träume seiner Jugend“ gerichtetes Lied Gedichte auf die Hoffnung, die Sorge (die den Menschen nie verläßt) und die Erinnerung, dann eines auf die Lerche als Sängerin der Andacht, der Freude und des Fleißes; daran schließt sich die Empfindung der Flüchtigkeit aller Freuden, die Paramythie Flora und die Blumen (die Blumen, die trotz der Mahnung Floras sich zu früh herausgewagt, werden vom rauhen Winterwest getödtet) und die Kunst, dann ein Lied auf Lilie und Rose, eine Paramythie auf die Feuerlilie, allegorische Gedichte auf den Regenbogen und den Schatten des Menschen. So herrscht hier eine bunte Reihe, nur daß zuweilen zwei oder mehrere ähnlicher Art sich folgen. Am Anfange wechseln meist gereimte und reimlose Gedichte; da aber die Zahl der reimlosen geringer ist, so tritt vom vierzehnten an nur selten ein solches ein. Gedichte desselben Versmaßes folgen nie aufeinander. Goethe ist diesen Grundsätzen gefolgt, nur die Epigramme folgen mit einer einzigen Ausnahme unmittelbar hintereinander.

Auf der Rückreise wandte der Dichter seine Gedanken dem Tasso zu. Die letzte zu Rom verlebte Zeit entlockte eben so wenig wie der erschütternde Abschied von der ewigen Stadt und vielen so lieben Freunden und Freundinnen seiner Seele ein Lied, da er sich von den mannigfachsten Empfindungen hin- und hergerissen fühlte; nur Verse des Ovid sagte er sich vor, der, wie die drei römischen Liebesdichter, von ihm fleißig gelesen worden war. Nachdem Frau von Stein, welche die mit ihm in Italien vorgegangene Veränderung tief schmerzlich empfand, ihn kalt von sich gestoßen, erfreute er sich seit Mitte Juli der Liebe von Christiane Vulpius, welcher das Geheimniß, in welches er sie hüllen mußte, noch einen besondern Reiz verlieh. Da es mit

Tasso langsam vorrückte, beschäftigte er sich nebenbei mit dem achten, die vermischten Gedichte enthaltenden Bande. „Mein achter Band ist bald zusammen geschrieben", meldet er der in Kochberg weilenden Frau von Stein am 12. August. Herders Gattin hatte er schon am 8. gesagt, er wolle an denselben gehn, sobald der Herzog fort sei. „Wenn ihn Wieland durchgesehen hat", schrieb er der Freundin, „erhältst Du ihn, eh' er nach Leipzig geht; er soll auf Michaelis herauskommen." Frau von Stein wünschte ihn zu sehn, um zu verhindern, daß Gedichte aufgenommen würden, die Anstoß erregen und auf ihr Verhältniß zu ihm bezogen werden könnten. Am 24. wiederholt er ihr sein Versprechen wegen der Abschrift seiner Gedichte, welche jetzt Wieland habe. Anfangs September meldet er dem auf der Reise nach Italien begriffenen Herder, zum achten Bande, den Wieland gegenwärtig in Revision habe, seien schon einige Kleinigkeiten hinzugekommen; das übrige kenne er. Den 22. äußert er demselben Freunde, der achte Band sei nun in Ordnung; Künstlers Apotheose, die er als Gegenstück zu Künstlers Erdewallen ersonnen und auf einem kurzen Ausflug nach Gotha vollendet hatte, solle ihm eine gute Stunde machen. An Knebel schreibt er in Bezug auf diesen Band: „Ein Summasummarum so mancher Empfindungen eines ganzen Lebens ist ein wunderlich Ding, und es konnte noch viel bunter aussehen, ich mußte zu viel weglassen." Die erste Abtheilung der Gedichte theilte er Herders Gattin mit. „Es sind gar schöne darunter", schreibt diese am 1. Oktober ihrem Gatten; „besonders zwei idyllenartige, die mir ganz vorzüglich gefallen. Ich habe recht vernünftig mit ihm darüber gesprochen; er wird auch an die Christel (vielmehr Christel) und Käthchen (später Rettung überschrieben) auf meine Bitte herauslassen. Ich lege Dir aus dieser ersten Samm-

lung zwei bei als ein Geschenk." Die Gedichte Christel und Rettung fielen wirklich aus. Die zwei „idyllenartigen" Gedichte waren wohl Willkommen und Abschied und Lilis Park. In dieser ersten Sammlung befinden sich auch bereits die Morgenklagen (vermischte Ged. 28), welche Goethe, wie es scheint, im ersten Entwurf, den 31. Oktober an Jacobi schickte. „Daß dieser Brief nicht ganz leer gehe, hier ein Erotikon", bemerkte er dabei. Das sinnliche Glück, das er in dem Besitze seiner Christiane genoß, hatte ihn zu Liebesliedern gestimmt, in welchen er seine herzliche Freude an dem ihm beschiedenen Genusse neckisch aussprach. Die Klage über seine getäuschte Erwartung ergießt sich in den Morgenklagen mit anmuthiger Laune in reimlosen fünffüßigen trochäischen Versen. In demselben Versmaße ist der gleichzeitig entstandene, von derselben heiter behaglichen Stimmung durchwehte Besuch (vermischte Ged. 29), welcher den Schluß der ersten Sammlung bilden sollte. Das Gedicht bildet ein reizendes Gegenstück zu den Morgenklagen, in welchem sich der ganze holde Reiz der Geliebten und die herzliche Liebe des Dichters verräth. Noch war er nicht in den Elegienton gekommen, der ihm selbst in Rom fremd geblieben war, wie viel er auch in den römischen Liebesdichtern las. Die erste Sammlung sandte er wohl Ende Oktober zum Druck ab. Am 6. November bat er den Verleger, die beiden letzten Gedichte Genuß (jetzt wahrer Genuß, Lieder 26) und der Besuch nicht abdrucken, sondern aus der Handschrift ausschneiden zu lassen und ihm zurückzuschicken. Welche „Ursachen" er zu diesem Wechsel habe, theilt er ihm nicht mit. Hatte vielleicht Frau von Stein, die mittlerweile von Kochberg zurückgekommen war, jetzt die Abschrift gesehen und ihn um Weglassung dieser Gedichte, von denen das letztere aus dem leipziger Lieder

buche genommen war, gebeten? Da Göschen ihm die ausgeschnittenen Lieder zurücksandte, mit Ausnahme der beiden ersten Strophen des erstern, die auf der Rückseite des Gedichtes Nähe standen, so schickte ihm Goethe dagegen das Epigramm süße Sorgen (antiker Form sich nähernd 7) als Schluß der ersten Sammlung. Dieses Erotikon theilte er dem Herzog am 16. November von Jena aus mit, dem er bemerkte, er schäme sich vor ihm der Studentenader nicht, die sich in ihm wieder zu beleben anfange. Die zweite Sammlung der Gedichte, die „in Zeiten nachkommen sollte", wie Goethe am 6. November an Göschen schrieb, wird im Dezember gefolgt sein; noch am 16. Januar 1789 war der Band nicht ganz ausgedruckt, schon am 2. März ein Exemplar an Angelika Kaufmann in Rom abgegangen.

Die erste Sammlung enthielt die eigentlichen Lieder und Liebesgedichte in folgender Ordnung: der neue Amadis, Heidenröslein, blinde Kuh, Stirbt der Fuchs, Wechsellied zum Tanze, der Abschied, erster Verlust, die schöne Nacht, Willkommen und Abschied, an die Entfernte, die Freuden, Wechsel, Beherzigung, Erinnerung, neue Liebe neues Leben, an Belinden, Mailied, mit einem gemalten Band, mit einem goldnen Halskettchen, an Lottchen, Bundeslied, Lilis Park, auf dem See, vom Berge, Herbstgefühl, rastlose Liebe, Geistesgruß, an ein goldenes Herz, Wonne der Wehmuth, Wanderers Nachtlied, Jägers Abendlied, an den Mond, der Fischer, Erlkönig, Einschränkung, Hoffnung, Sorge, Muth, Liebebedürfniß, Anliegen, Morgenklagen, an seine Spröde, der Becher, Nachtgedanken, Ferne, an Lida, Nähe, süße Sorgen. Von diesen 48 Liedern waren aus dem leipziger Liederbuch 3 (davon eines stark verkürzt), aus der Iris 8, aus dem Merkur 4, aus Seckendorffs Volksliedern und der Fischerin je eines aufgenommen, die übrigen 31, von denen eines zu einer Operette

gehörte, waren alle bisher ungedruckt. Keines dieser Gedichte gehört nachweislich in die Zeit der Liebe zu Friederiken, fünf dagegen sind aus der Liebe zu Lili hervorgegangen, eines ist im Juli 1774 gedichtet, sechs fallen in die Zeit seiner Verbindung mit Frau von Stein, eines bezieht sich auf Karl August, zwei sind durch sein glückliches Verhältniß zu Christianen veranlaßt. Früh fallen auch das Heidenröslein, Stirbt der Fuchs, blinde Kuh. Von einer Anzahl dieser Lieder läßt sich eine bestimmte Entstehungszeit nicht sicher vermuthen. Dahin gehören die tief empfundenen, durch süßen Wohlklang sich auszeichnenden Lieder der Abschied, an die Entfernte, rastlose Liebe, Wonne der Wehmuth, Sorge. Da wir wissen, wie leicht Goethe auch bloß gedachte dichterische Situationen seelenhaft aufzufassen und darzustellen wußte, wovon auch die Lieder seiner dramatischen Stücke zeugen, so scheint uns nichts der Annahme zu widersprechen, daß er diese Lieder, wie später so manches zu Schillers Musenalmanach, zu dem bestimmten Zwecke der Aufnahme in seine Sammlung gedichtet, wie es ja von Künstlers Apotheose feststeht. Auch von den Sprüchen, den reimlosen Gedichten an seine Spröde und Anliegen, den neckischen an die Geliebte gerichteten, Nähe überschriebenen Versen und den schönen Sprüchen Beherzigung und Erinnerung dürfte man dies wohl annehmen dürfen, wenn freilich die Möglichkeit einer frühern Entstehung nicht ausgeschlossen ist. Auffällt es, daß Goethe in die erste Sammlung schon zwei Epigramme aufnahm. Die zweite Sammlung, deren Schmuck die Oden sind, beginnt mit dem schon aus Herders Volksliedern bekannten Klaggesang aus dem Morlackischen, dann folgen die Oden Mahomets Gesang, Gesang der Geister über den Wassern, meine Göttin, Harzreise, an Schwager Kronos, die durch Seefahrt und

Adler und Taube getrennt sind von Prometheus, Ganymed, Gränzen der Menschheit und das Göttliche. Daran schließen sich die Epigramme (Herzog Leopold, dem Ackersmann, Anakreons Grab, die Geschwister, Zeitmaß, Warnung, Einsamkeit, erkanntes Glück, erwählter Fels, ländliches Glück, Philomele, geweihter Platz, der Park, der Lehrer, Versuchung, ungleiche Heirat, heilige Familie, Entschuldigung), das Lied an die Cicade nach dem Anakreon, endlich die auf die Kunst bezüglichen Gedichte (die Nektartropfen, der Wanderer, Künstlers Morgenlied, Amor als Landschaftsmaler, das freilich weniger hierher gehört, Künstlers Abendlied, Kenner und Künstler, Kenner und Enthusiast, Monolog des Liebhabers, guter Rath). Von diesen 40 Gedichten waren die meisten (28), und unter ihnen die bedeutendsten, bisher ungedruckt. Eine genaue Zeitbestimmung fehlt nur von dem Distichon ungleiche Heirat, das aber auch kaum nach 1785 fallen dürfte, und der schönen Paramythie die Nektartropfen. Vgl. oben S. 193. Den Schluß des Bandes bilden Hans Sachs, auf Miedings Tod, Künstlers Erdewallen und Künstlers Apotheose und das Fragment die Geheimnisse, von denen nur Hans Sachs und Künstlers Erdewallen gedruckt waren.

Sehr viele Gedichte, noch außer den vier auf den Wunsch von Herders Gattin und wahrscheinlich von Frau von Stein ausgelassenen, hatte Goethe, wie wir ihn selbst äußern hörten, von seinen beiden Sammlungen ausgeschlossen. Vergleichen wir sie zunächst mit den vermischten Gedichten in Himburgs viertem Bande, so fehlen von den dort gegebenen außer den Gesängen aus Lila und den neuen Arien zu Erwin und Elmire die frühe Ode an Zachariae, das J. G. Jacobi gehörende Lied im Sommer, die epigrammatischen Gedichte Sprache, der Re-

zensent, ein Gleichniß und den Männern zu zeigen, von denen die letztern im wandsbecker Boten und in der Iris standen. Von dem leipziger Liederbuche hatten siebzehn Stücke eben so wenig Aufnahme gefunden als das von Goethe selbst wohl ganz vergessene an Venus. Seine Beiträge zum wandsbecker Boten fehlen, aus dem göttinger Musenalmanach die schon genannten Epigramme Sprache, Autoren und Rezensent, aus der Iris ob ich dich liebe (vgl. oben S. 114) und den Männern zu zeigen, aus dem Merkur Proserpina und die Uebersetzung der Canzonetta, aus dem Almanach der deutschen Musen das Gedicht an H. Schlosser, aus Goethes Anhang zu Mercier das Sendschreiben, endlich alle aus den Maskenzügen einzeln erschienenen Gedichte. Ausgeschlossen waren die in Singspielen und Dramen, welche die neue Sammlung brachte, enthaltenen Liedern; aus den noch unvollendeten ungleichen Hausgenossen hatte er ein Lied, erster Verlust, aufgenommen, aber die andern lyrischen Stücke noch zurückgehalten. Noch größer ist die Zahl der ungedruckten Gedichte, die hier wegblieben. Beginnen wir mit den der weimarischen Zeit angehörenden, so bemerken wir zunächst den Ausfall des herrlichen Gedichtes Ilmenau auf den Herzog, wozu wohl nur die persönlichen Beziehungen auf diesen veranlaßten, mit dessen freundschaftlichem Verhältniß zu ihm er nicht prunken mochte. Weiter fehlen das berühmte Lied Ueber allen Gipfeln ist Ruh, Novemberlied, Epiphanias, zwischen beiden Welten und manche andere an Frau von Stein gerichtete Verse, versus memoriales, neue Heilige, Lug oder Trug, Warnung, die zwei Gedichte auf Musäus, aus früherer Zeit Wanderers Sturmlied, Elysium und Pilgers Morgenlied, die Goethe wohl abhanden gekommen waren, Eigenthum, das garstige

Gesicht, Mamsell N. N., das Diner in Koblenz, Gellerts Monument, die der Zeit nach nicht feststehenden Hypochonder, Menschengefühl, vor Gericht u. a., deren wir gedacht haben, die ihm aber nicht zur Hand waren oder zu persönlich oder zu unbedeutend schienen.

Goethe hatte die aufgenommenen Gedichte an manchen Stellen, wo es nöthig schien, verändert; besonders alle persönlichen Beziehungen getilgt, wodurch einzelne Gedichte wesentlich umgestaltet wurden; viele aber waren in sich so vollendet, daß sie ohne jede Aenderung aufgenommen werden konnten. Nirgendwo hat der Dichter auf die Reinigung des Reimes Rücksicht genommen. So reimen denn auch hier **i ü, ei eu äu**, auch **e ö, ä ö** (Blätter Götter, Zähne Söhne), **ch** und **g** (Eichen Neigen, reichtest zeigtest, Zweig Gesträuch), **d** und **t** (Freude heute und Seite). Im Fischer ist sogar die zweimal statt des Reimes eintretende Assonanz (ihm List und hin) nicht verbessert worden. Alle Aenderungen beziehen sich auf Ausdruck, Gedanke und Komposition.

Die volle schöne Gabe, welche Goethe in seinen lyrischen Gedichten der Welt gemacht hatte, fand eine sehr kalte Aufnahme; selbst August Wilhelm Schlegel begrüßte sie mehr mit höflicher Anerkennung als mit einsichtiger Bewunderung des reichen dichterischen Gehaltes und der hohen innern Formvollendung, durch welche die meisten dieser aus lebendig bewegter Seele und durchempfundenem Gefühl geflossenen Gedichte sich auszeichnen. Herder schrieb an seine Gattin, es seien unglaublich schöne Stücke darunter, nur hätte Goethe manches weglassen sollen; nicht nur daß er den Kritikern das Maul darüber aufreiße, sondern auch weil die jugendlichen Fratzen und Späße doch niemals für den Druck bestimmt seien. Körner bewunderte darin

das Talent, die mannigfaltigsten Arten von Ton zu treffen; dies sei oft das einzige Verdienst eines Gedichtes, Ideen und Verse seien oft von weniger Bedeutung. Am wichtigsten schienen ihm die Geheimnisse, über die er sich vergebens den Kopf zerbreche. Schiller selbst war damals nicht im Stande, Goethe ganz gerecht zu werden, wenn ihm auch das außerordentliche Talent des Dichters aus diesen wunderbaren Geistesblüten entgegenleuchtete. Es war mehr eine stille Gemeinde, welche sich Goethes Gedichten zuwandte, als daß der laute Markt des Lebens sie gepriesen hätte. Bisher war Goethe nur durch einzelne Lieder als Lyriker weitern Kreisen bekannt geworden; einige Lieder von ihm hatten André, Seckendorff, Kayser und Reichardt durch ihre Töne in den Mund des singenden Deutschlands gebracht, aber andere Dichter hatten darin größeres Glück, wie selbst Weiße. Auch nach der Herausgabe seiner lyrischen Gedichte regten diese zunächst keinen Tonsetzer an. Rein zufällig war es, daß Mozart das Veilchen meisterhaft als Romanze setzte, wobei auch die lyrische Stimmung zu ihrem Rechte kam. Es erschien zugleich mit J. G. Jacobis Abschiedslied 1790 unter dem Titel: „Zwo deutsche Arien zum Singen beim Klavier". Mozart besaß Weißes Gedichte, aber Goethes Werke kamen leider nicht in seine Hände; das Lied muß er in einer Sammlung gefunden haben, oder es war ihm durch Andrés, Seckendorffs oder Reichardts Komposition bekannt. Auch Reichardt, der Goethes Klaudinen und Erwin setzte, griff zunächst nicht zu den lyrischen Gedichten, erst als er 1792 das Erscheinen seiner „Musik zu Goethes Werken" in fünf Bänden anzeigte, versprach er im ersten Bande Goethes „Lieder im Volkston und höhere Gesänge", alle in seinen Schriften enthaltenen „musikalischen" Oden und Lieder zu geben, aber dieser erste Band unterblieb damals, statt seiner erschien Erwin und Elmire

mit einer Widmung an Goethe, in welcher er hervorhob, daß er dessen unsterblichen Werken den Schwung zur höhern Kunstbahn verdanke, seinem nähern Umgang tausend Aufschlüsse und seelenerhebende Wirkungen, die ihn als Menschen gehoben, gefestet hätten und ihn auf immer beglücken würden.

Nach der Herausgabe des achten Bandes nahm vor allem die Vollendung Tassos Goethe in Anspruch, aber daneben stellte er sein Liebesglück in manchen Dichtungen dar, welche nicht allein von den drei großen römischen Liebesdichtern die äußere Form und manche Wendungen sich aneigneten, sondern auch sein eignes römisches Leben und seine dortige Liebe zum Hintergrunde nahmen, so daß man sie in demselben Sinne nordsüdliche (statt römische) Elegien nennen könnte, wie Goethe später einen westöstlichen Divan schuf. Dem Herzog hatte er die ersten dieser Gedichte wie auch sein glückliches Liebesverhältniß mitgetheilt. Diesem, der am 1. April sich zu seinem Regimente nach Aschersleben begab, schrieb er am 6., er sei im Stillen den Eroticis ergeben; ein paar neue Gedichte seien dieser Tage zu Stande gekommen, die mit den andern unter dem Abgusse von Raphaels Schädel lägen, wohin das Heft in seinem Schranke durch einen ominösen Zufall gekommen. Die darauf folgende Aeußerung: „Ich fürchte das leidige Uebel (der Herzog litt an der Syphilis) hat Sie noch nicht verlassen. Ich werde ihm ehestens in Hexametern und Pentametern aufs schmählichste begegnen“, deutet auf die wirklich bald darauf ausgeführte Elegie gegen diese leidige Seuche. Wenn er am 10. Mai dem Herzog schreibt,*) er bereite demselben ein Lobgedicht an einem Platze, wo er es am wenigsten vermuthe und wofür er schon im voraus

*) Irrig wird der Brief vom Herausgeber in den April gesetzt.

um Verzeihung bitte*), so dachte er schon damals an ein Buch römischer Elegien in welchem der Preis des Herzogs nicht fehlen sollte. Zwei Tage später meldet er, von den Eroticis habe er Wieland wieder vorgelesen, dessen gute Art und antiker Sinn, sie anzusehn, ihm viel Freude gemacht habe; bald habe er Hoffnung, daß diese kleine Sammlung sowohl an Poesie als Versbau den Nachfolgern manches wegnehmen werde. Am 9. Juli kehrte Herder zurück, dem Goethe auch seine Erotica vorlegte. Den 23. (er hatte eben den Tasso abgeschlossen) begab er sich nach Eisenach, von wo er den 2. August an Herder schreibt, einige Erotica seien gearbeitet worden. Acht Tage später äußert er, jetzt sei er frei von aller Leidenschaft, solch eine konsequente Komposition wie den Tasso zu unternehmen; die Fragmentenart erotischer Scherze behage ihm besser; einige seien wieder bearbeitet worden. Als er Mitte September Knebel in Jena besuchte, von wo er „mit allerlei Waaren aus Ophir“ zurückzukehren gedachte, die, wie er an Herder schrieb, um wohlfeilen Preis zu haben seien, scheint er wieder an den Eroticis gearbeitet zu haben; denn gleich nach seiner Rückkehr wendet er sich an Knebel mit den Worten: „Leider sehe ich beim Auspacken meiner Papiere, daß mir die famosen Popinen (die jetzige fünfzehnte Elegie) fehlen. Wahrscheinlich habe ich sie auf Deinem Tische liegen lassen. Bringe sie mir mit, und schreibe mir das Gedicht, ich bitte Dich, nicht ab. Du sollst auch bald wieder etwas Neues hören.“ Nachdem er die bruchstückartige Zusammenstellung des Faust vollendet hatte, kehrte er um so freier zu den Elegien zurück. „Nun kann es an andere Sachen gehn“, schreibt er dem Herzog am 5. November. „Das Griechische wird

*) Daß dies in den Eroticis sein werde, bemerkt er bald darauf, „um das Räthsel noch räthselhafter zu machen“.

eifrig betrieben, und ich habe gute Hoffnung". Den 20. äußert er demselben, seine Träume seien gegenwärtig höchstens erotisch-philosophisch, und folglich auch nicht die unangenehmsten, wie der Herzog dereinst in der 101. Elegie seiner stets wachsenden Büchlein werde ersehn können. Die Zahl dieser Gedichte war so hoch gestiegen, daß er dieselben in wenigstens zwei Bücher theilen zu müssen glaubte. Unter diesen fand sich auch mehreres, was später unter die Epigramme aufgenommen oder unterdrückt wurde. Zu Weihnachten wurde ihm sein Sohn August geboren. Die Elegien ruhten damals, erst am 5. Februar 1790 schreibt er das erste Erotikon in diesem Jahre. Die eigentlichen Elegien waren größtentheils mit dem vorigen Jahre abgeschlossen, und es ist sehr die Frage, ob irgend eines der vom Dichter erhaltenen dem Jahre 1790 angehört. Sonst hatte sich Goethe im Jahre 1789 mit seiner aus der Halsbandgeschichte geschöpften Oper die Mystifizirten beschäftigt, aus welcher der Kapellmeister Reichardt bei seiner Anwesenheit zu Weimar im Oktober zwei Arien (gesellige Lieder 10. 11) setzte, und im Dezember hatte er sich einen Plan ausgedacht, die Helden Ossians dadurch auf die lyrische Bühne zu bringen, daß er die übrige nordische Mythologie und ihre Zaubersagen mitbrauche.

Als er im März auf den Wunsch des Herzogs und zu seinem eigenen Vergnügen, da er „wieder einmal etwas Fremdes sehn mußte", der Herzogin Mutter nach Venedig entgegenging, fühlte er sich zu Sinngedichten in distichischer Form aufgelegt, in welchen er die ihm auffallenden Erscheinungen mit heiterm Spotte beleuchtete. „Meine Elegien haben ihre höchste Summe erreicht, und das Büchlein möchte geschlossen sein", schreibt er am 3. April von Venedig aus dem Herzog. „Dagegen bring' ich einen libellum epigrammatum mit, der sich Ihres Beifalls,

hoff' ich, erfreuen soll." An die Stelle der frühern Begeisterung für Italien war jetzt eine realistische Anschauung getreten, welche in scharfer Weise die Mängel und Schäden des dortigen Lebens traf. Von Venedig schickte er den 15. April an Herder ein Blatt Epigramme, das sie den Freunden mittheilen sollten; dem Herzog habe er eines gesandt, das sie sich zeigen lassen möchten. Unzweifelhaft das diesen feiernde Epigramm 35. Am 23. schickte er an Knebel, am 30. an Charlotte von Kalb ein ähnliches Blatt. Es seien dies Früchte, bemerkt er der Freundin dabei, wie sie in einer großen Stadt gedeihen; überall finde man Stoff, und es brauche nicht viel Zeit sie zu machen. Unter den ihr geschickten waren manche nicht der züchtigsten Art. Am 4. Mai meldet er Herders Gattin, das Büchlein der Epigramme sei schon auf 100 angewachsen; wahrscheinlich gebe ihm die Reise noch eins und das andere dazu. „Ich kann nicht leugnen, daß manchmal diesen Monat über sich die Ungeduld meiner bemächtigen wollte. Ich habe aber auch gesehen, gelesen, gedacht, gedichtet, wie sonst nicht in einem Jahr, wenn die Nähe der Freunde und des guten Schatzes mich ganz behaglich und vergnügt macht." Nachdem er seiner glücklichen Entdeckung in Bezug auf die Schädelbildung gedacht hat, bemerkt er: „Von anderm Fleiß und Unfleiß, von Abenteuern, Launen und dergleichen muß das epigrammatische Büchlein dereinst das mehrere zeugen. — Meine Gesinnungen sind häuslicher, als Sie denken." Dabei fließt ihm gleich ein herzliches Epigramm in die Feder:

Weit und schön ist die Welt, doch, o wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört.
Bringt mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringts ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt. *)

*) Riemer (Briefe von und an Goethe S. 219) wurde durch eine Aeußerung von Goethe veranlaßt, das Epigramm in den Oktober 1792 zu verlegen.

An demselben Tage kam Freund Meyer bei Goethe an, Tags darauf die Herzogin, welcher Goethe die Merkwürdigkeiten Venedigs zeigte. Ihr theilte er auch sein Epigrammenbüchlein mit. Die Epigramme, die dem Einsamen so reichlich sich ergossen, waren jetzt verstummt, wenn nicht noch die längere Gewohnheit eins oder das andere ihm entlockte.

Am 20. Juni kehrte er nach Weimar zurück, von wo er gleich dem Herzog ins preußische Lager in Schlesien folgen sollte, doch verzögerte sich seine Abreise. Den 1. Juli schreibt er dem Herzoge: „Da mein letzter Band (der auch den Faust enthielt) nunmehr gedruckt ist, scheine ich mir erst ein freier Mensch; in der letzten Zeit drückte dieses Unternehmen doch zu stark auf mich. Desto mehr lasse ich jetzt bloß den Genius walten. An meinem Büchlein Epigrammen schreibe ich ab. Es sind freilich viele ganz lokal und können nur in Venedig genossen werden". Eine Abschrift derselben widmete er jetzt der Herzogin Mutter. Am 9. meldet er Knebel, sein libellus epigrammatum sei jetzt zusammen geschrieben, doch könne er ihn noch nicht aus der Hand geben, sein Gemüth treibe ihn jetzt mehr als jemals zur Naturwissenschaft. Erst am 26. trat er die Reise an, von welcher er am 6. Oktober zurückkehrte. Der einzige dichterische Ertrag derselben waren zwei Zustände und Stimmungen schildernde Epigramme (antiker Form sich nähernd 21. 22). In Dresden unterhielt er sich viel mit Schillers vertrautem Freunde Körner, dem er auch seine Begriffe von Stil und Klassizität in der Kunst mittheilte, und ihm einige seiner Elegien vorsagte. Die große Bestimmtheit und Lebhaftigkeit der Darstellung des Objekts, die einen über der Sache den Künstler vergessen lasse, zog diesen an; auch fand er Sprache und Vers sehr gefeilt. Nach der Rückkehr nahm die Abfassung einer kleinen anatomischen Schrift Goethe

sehr in Anspruch. Von der beabsichtigten Herausgabe der Elegien und Epigramme hielt ihn Herder ab. Er hatte unterdessen seine neue Wohnung vor der Stadt bezogen, in welcher ihm durch einen Zufall die Unhaltbarkeit der newtonschen Farbenlehre aufging.

Im Jahre 1791 bestimmte der Herzog ihn zur Uebernahm der Leitung des von ihm gegründeten Hoftheaters. Beim Beginn des Frühjahrs, am 24. März, richtete er an den Herzog, dessen Abreise zu seinem Regimente das böse Wetter einige Tage verschoben hatte, bei Uebersendung eines wunderlichen naturphilosophischen Werkes, das leichte Reimgedicht:

Zu dem erbaulichen Entschluß,
Bei diesem Wetter hier zu bleiben,
Send' ich des Wissens Ueberfluß,
Die Zeit Dir edel zu vertreiben.

Gewiß, Du wirst zufrieden sein,
Wenn Du wirst die Verwandtschaft sehen,
Worinnen Geist und Fleisch und Stein
Und Erz und Oel und Wasser stehen.

Indeß macht draußen vor dem Thor, *)
Wo allerliebste Kätzchen blühen,
Durch alle zwölf Kategorien
Mir Amor seine Späße vor.

Mit dem Schauspieler und Direktor Schröder trat Goethe während des kurzen Aufenthaltes desselben vom 20. bis zum 22. April in nähere Verbindung, und er schrieb am 25. in das

---

*) Vor dem Thore seines Gartens, wo er die Kätzchen der Weiden schon blühen sah. Bei den Späßen Amors ist an das sich schon reich in der Natur regende Liebesleben zu denken. Die zwölf Kategorien Kants deuten auf alle Möglichkeiten. Eine Beziehung dieser Verse auf ein Gedicht der Naturdichterin Bohl in Lobeda ist in Gosches Archiv II., 518 seltsam genug versucht worden.

von ihm in den Händen der Frau Kummerfeld gelassene Stammbuch den Spruch:

Viele sehn Dich mit Wonne, Dich wünschen so viele zu sehen;
Reise glücklich! Du bringst überall Freude mit hin.

Zu der am 7. Mai stattfindenden Eröffnung der herzoglichen Bühne dichtete Goethe einen Prolog in dem gangbaren dramatischen Verse. Forsters Uebersetzung der Sakontala, welche dieser den 17. an Herder sandte, entlockte Goethe schöne, ihren Werth aussprechende Verse (antiker Form sich nähernd 23). Eine Einladung zur Theilnahme an der in Berlin bei Vieweg erscheinenden deutschen Monatsschrift veranlaßte ihn, dieser eine Anzahl venediger Epigramme unter dem Titel Sinngedichte, und jenen Prolog einzusenden, die im Juniheft erschienen; das folgende Heft brachte die dreizehnte der römischen Elegien unter der Ueberschrift Elegie. Rom 1789 und das Sinngedicht auf die Sakontala. Außerordentlich nahmen Goethe im Sommer seine optischen Studien in Anspruch, neben denen die Dichtung seines für die Bühne bestimmten Großkophta nur langsam gedieh. Lyrisch fühlte er sich so wenig angeregt, daß er dem Heezog diesmal mit wenigen prosaischen Zeilen zu seinem Geburtstage Glück wünschte. Doch schrieb er zur Wiedereröffnung der Bühne, am 1. Oktober, einen kurzen Prolog. Am 24. wurde Cimarosas Oper die theatralischen Abenteuer (L'impressario in angustie) aufgeführt, am 3. Dezember wiederholt. Goethe soll damals in das Stück eine Arie eingelegt haben, die aber erst sechs Jahre darauf als „Arie aus dem Direkteur in der Klemme“ in Schmieders Journal für Theater und andere schöne Künste erschien, später in zwei Lieder, die Spröde und die Bekehrte (Lieder 8. 9), getheilt wurde. Auffallen würde es, daß Goethe, der in der deutschen Monats-

schrift im Oktober neue Sinngedichte und im folgenden März seinen zum Jahresschlusse gedichteten Epilog erscheinen ließ (den Prolog vom 1. Oktober brachte der Theaterkalender), diese Arie nicht veröffentlicht haben sollte. Der Großkophta war unterdessen vollendet worden; schon am 17. Dezember kam er zur Aufführung. In Berlin ward er gedruckt; er bildete mit Cagliostros Stammbaum und dem römischen Karneval den ersten Band von Goethes neuen Schriften.

Das Jahr 1792 trieb erst gegen Ende, nach der Rückkehr aus Frankreich, zwei zufällige lyrische Blüten. Seine dichterische Thätigkeit beschränkte sich auf einen Epilog zum Schlusse der Bühne am 11. Juni und den Plan zu ein paar Theaterstücken. Wie er im Dezember bei der Fürstin Galizin in Münster zu dem hübschen paramythischen Epigramm der neue Amor (antiker Form sich nähernd 28) veranlaßt wurde, berichtet Goethe ausführlich am Schlusse seiner Campagne in Frankreich. Während seines Aufenthaltes zu Trier Ende Oktober hatte es ihn zuerst wieder zu dichterischem Ausdrucke getrieben. Hier schrieb er die Verse:

Triersche Hügel beherrschte Dionysos, aber der Bischof
Dionysius trieb ihn und die Seinen herab.
Christlich lagerten sich Bacchantenschaaren im Thale;
Hinter die Mauern versteckt, üben sie alten Gebrauch. *)

---

*) Goethe war in Trier von dem mit alter und neuer Literatur bekannten jungen J. H. Wyttenbach mit der Geschichte der Stadt bekannt gemacht worden. Der Herzog hatte in dem Kloster St. Maximin seine Wohnung genommen, wodurch Goethe Gelegenheit erhielt, dieses „weitläufige, wahrhaft fürstliche Gebäude" kennen zu lernen. „Diese reichen und sonst überglücklichen Menschen" hatten schon lange vom Kriege große Unruhe erlitten, und man mochte noch so schonend verfahren, ein gewaltiger Gegensatz des Ritter- und Mönchthums that sich hervor". Der Bischof Dionysius geht in Triers Sagengeschichte zurück.

Die eigentlich lyrische Stimmung hatte Goethe ganz verloren, nur noch in den Epigrammenton konnte er sich finden. Zur Uebung in Hexametern und um sich den Gedanken an die bedrängenden Welthändel zu entreißen, griff er zu einer Umbildung des niederdeutschen Reineke Fuchs in dieser Versform, da er diese auch ruhig fortsetzen könne, wenn er im Frühjahr den beim Heere weilenden Herzog aufsuchen werde. Im April entschloß er sich, da der Schauspieler Beck in der Rolle des Schnaps in A. Walls beiden Billets außerordentlich gefallen hatte, die Hauptpersonen dieses Stückes mit der in der ersten Fortsetzung, dem Stammbaum, hinzugetretenen des alten Martin in einer eigenen Posse auftreten zu lassen, zu deren Erfindung ihn ein von seinem Diener auf der französischen Grenze gefundenes Mantelsäckchen mit Jakobinermütze, Nationalkokarde und Uniform brachte. Er schrieb in acht Tagen den Bürgergeneral. Auf seiner am 12. Mai angetretenen Reise zur Belagerung von Mainz beschäftigten ihn Reineke und seine optischen Studien, deren er jetzt als Ableiter des Denkens mehr als je bedurfte. Den 7. Juni schreibt er an Jacobi, wenn er seine Faulheit überwinden könne, sende er ihm eine Elegie. Diese muß doch wohl das Gedicht sein, das er am 19. Juli durch Jacobi an die Fürstin Galizin schickt und zarten Herzen empfiehlt. Auf eine von Jacobi gemachte Mittheilung erwiedert er am 19. August: „Daß mein räthselhaft Gedicht seinen Effekt nicht verfehlt und von einem Frauenzimmer zuerst verstanden worden, ist mir sehr lieb.“ Wir vermuthen, daß das Wiedersehen (Elegien II, 4) gemeint ist, so daß hier der erste Versuch einer eigenen Art von Elegien, die eine ernstwehmüthige Stimmung in elegischer Form aussprechen, mitten in dem Lager sich gebildet hätte. Nach der Uebergabe von Mainz trieb es Goethe, nachdem

er Mannheim, Heidelberg und Frankfurt besucht, zu der glücklichen „Insel“ seines weimarer Hauses zurück. Auch diesmal konnte er dem Herzog keinen dichterischen Glückwunsch senden, doch sprach er die allgemeine Sehnsucht des Landes nach seiner baldigen Rückkehr in einem Prolog zu dem am 15. Oktober zum erstenmal gegebenen goldonischen Stücke der Krieg aus. Reineke machte ihm noch immrr viel Mühe, da er dem Verse die nöthige „Aisance und Zierlichkeit“ zu geben suchte. Nach der Vollendung und dem Drucke des Reineke wandte sich Goethe im nächsten Jahre mit großem Eifer dem Wilhelm Meister zu, dessen beide ersten Bücher noch in diesem Sommer im dritten Bande seiner neuen Schriften erscheinen sollten.

Anfangs Juli fand Voß bei Goethe die freundlichste Aufnahme. Den 13. lud Schiller Goethe zur Theilnahme an den Horen ein, welche dieser am 24. freundlichst zusagte; er freue sich, daß diese Verbindung manches, was bei ihm ins Stocken gerathen sei, wieder in lebhaften Gang bringen werde. Er hatte damals bereits das erste Buch des Wilhelm Meister zum Druck abgesandt, und war mit dem zweiten beschäftigt. Am 21. kam Goethe nach Jena, wo jenes merkwürdige Gespräch zwischen ihm und Schiller über die Anschauung der Kunst stattfand, das beiden Dichtern großen Genuß bot. Gleich nach Goethes Rückkehr von einer in Begleitung des Herzogs gemachten Reise suchte Schiller in einem ausführlichen Briefe seine Ansicht vom Gange des goetheschen Geistes darzulegen, wobei er die schöne Uebereinstimmung von dessen philosophischem Instinkt mit den reinsten Resultaten der spekulirenden Vernunft hervorhob. Goethe dankte für diesen angenehmen Brief, in welchem er mit freundschaftlicher Hand die Summe seiner Existenz ziehe; bei näherer Bekanntschaft werde er eine Art Dunkelheit und Zaudern bei ihm bemerken, über die er nicht

Herr werden könne, obgleich er ihrer sich deutlich bewußt sei. Besonders war die freie dichterische Thätigkeit bei ihm ins Stocken gerathen und vor allem die lyrische Dichtung. Im eigentlichen Liede hatte er noch bei der Umdichtung seiner Singspiele in Italien Vortreffliches geleistet und auch nach seiner Rückkunft für die Sammlung seiner vermischten Gedichte einzelne reizende Stücke geliefert, aber seine Dichtung neigte sich dann entschieden zum Elegischen und Epigrammatischen, in welchen er eine ganz neue Bahn brach und durch Vereinigung von tiefem Gefühl und lebendiger Anschauung mit reiffster Kunsteinsicht unvergängliches schuf, das er aber vorab fast noch ganz geheim hielt. Auch diese Ader schien allmählich in ihm erloschen. Wir verweisen über das Einzelne während der Verbindung Goethes mit Schiller auf unsere ausführliche Darstellung in der Abhandlung Schiller als lyrischer Dichter von Seite 119 an.

Goethe hielt sich zunächst an das zweite Buch von Wilhelm Meister, das er schon vor Schillers vierzehntägigem Besuche vom 14. bis 27. September in Weimar zum Drucke abgesandt hatte. In ihm finden sich die einfach schöne Ballade der Sänger (Ballade 2) und das erste und dritte Lied des Harfners. Ob die erstere schon einer frühern Zeit angehört oder erst bei der neuen Bearbeitung eingefügt wurde, kann man mit Recht zweifeln. Im Roman singt der Alte mehrere Romanzen, von denen nur diese ausführlich mitgetheilt wird, wie im allgemeinen der Inhalt einiger Lieder und der Anfang des einen „Der Schäfer putzte sich zum Tanz", das erst später im Faust eingeschaltet wurde, aber schon damals ohne Zweifel vollendet war. Vielleicht schwebt dabei ein französisches Liedchen vor. Der Dichter bedient sich hier derselben siebenversigen jambischen Strophe wie im untreuen Knaben (Balladen 5). Goethe versprach seine Elegien zu den

Horen und wollte auch dichterische Briefe schreiben, über deren Inhalt und Ton er sich mit Schiller unterhalten haben wird. Zum 6. Oktober dichtete er wieder einen Prolog zur Eröffnung der Bühne. Den 17. schreibt Schiller, er sehe den Elegien und der Epistel mit großem Verlangen entgegen. Zwei Tage später*) verspricht Goethe die Elegien wahrscheinlich zu Ende der Woche zu schicken; sie seien schon abgeschrieben, nur hielten ihn noch einige widerspenstige Verse hier und da auf. Unterdessen hatte Schiller auch wegen der Herausgabe eines Musenalmanachs mit einem Verleger abgeschlossen, wobei er darauf zählte, daß ihn Goethes Güte nicht im Stiche lassen werde. Am 26. sendet dieser die Elegien mit dem Wunsche, daß Schiller sie nicht aus der Hand geben, nur denen, die bei der Aufnahme eine Stimme hätten, vorlesen möge; er wünscht sie dann zurück, „um vielleicht noch einiges zu retouchiren". Die Epistel werde abgeschrieben und folge bald mit einigen Kleinigkeiten; dann aber müsse er dem dritten Buche des Romans sich zuwenden. „Wegen des Almanachs werde ich Ihnen den Vorschlag thun, ein Büchelchen Epigramme ein- oder anzurücken. Getrennt bedeuten sie nichts; wir würden aber wohl aus einigen hunderten (so hoch waren also die venediger Epigramme gestiegen), die mitunter nicht produzibel sind, doch eine Anzahl auswählen können, die sich aufeinander beziehen und ein Ganzes bilden. Das nächstemal, daß wir zusammen kommen, sollen Sie die leichfertige Brut im Neste zusammen sehn." Schiller fand in den Elegien eine Wärme, eine Zartheit und einen echten körnigten Dichtergeist, der einem wohl thue unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt; es sei eine wahre Geistererscheinung des guten poetischen Genius. Einige kleine

*) Irrig ist die Datirung vom 16.

Züge, deren er sich vom Vorlesen erinnerte, habe er darin vermißt, doch begreife er wohl, daß sie aufgeopfert werden mußten. Ueber einige Stellen wolle er seine Zweifel bei der Rücksendung bemerken. Das Anerbieten wegen der Epigramme sei für den Almanach sehr vortheilhaft; vielleicht ginge es, mehrere selbständige Lieferungen daraus zu machen. Den 28. schickt Goethe die erste Epistel mit einigen Kleinigkeiten; die zweite mache er fertig. Den 2. November kam er selbst auf einige Tage nach Jena, wo man den Druck der Elegien auf ein späteres Heft verschob, wogegen Goethe den Eingang seiner Unterhaltungen der Ausgewanderten für das erste, die erste Erzählung und die zweite Epistel für das zweite Heft zu liefern versprach. Die erste Epistel erschien wirklich im ersten Stücke. Den 23. Dezember sandte Goethe die zweite Epistel für das zweite Stück; die zweite Hälfte derselben möge die dritte werden. Die Briefe schlagen einen leichten, einfachen Ton an, über den aber ein echt dichterischer Hauch schwebt, der ihnen eine hohe künstlerische Bedeutung gibt, aber leider brach Goethe damit bald ab. Er hatte unterdessen das dritte Buch des Romans so sehr gefördert, daß er dessen Abschluß bereits Weihnachten melden konnte. Dieses Buch beginnt mit Mignons wundervollem Heimwehliede, das erst der neuen Bearbeitung des Romans seinen Ursprung verdankt. Aus den beiden ersten Strophen weht des Dichters eigene wehmüthige Erinnerung an seinen ersten Aufenthalt in Italien. Dem sehnsüchtig schmachtenden Tone des das tiefe Herzensweh aussprechenden Liedes entspricht die gewählte Reimform. Die Strophe besteht aus sechs fünffüßigen männlich auslautenden jambischen Versen; nur der vorletzte die Frage wiederholende und zugleich den sehnsüchtigen Wunsch beginnende Vers ist, wie auch sonst häufig, um einen Fuß kürzer. Auch enthält dieses Buch noch ein Spott-

gedicht auf den Baron, der nach dem Ruhme eines Dichters strebte. Die jambische Strophe besteht aus einem vierversigen abwechselnd reimenden System und einem schließenden Reimpaar; die Verse sind ganz dieselben wie im Mignonliede. Goethe und Schiller fühlten sich am Ende dieses Jahres zu künstlerischem Wirken und Schaffen innigst verbunden und im schärfsten Gegensatze zu den meisten Dichtern der Zeit. Gerade damals war Klopstock wieder mit einer Ode hervorgetreten, welche den Abstand ihrer beiderseitigen Richtungen und die Manier, welcher der Altmeister der Ode immer mehr verfiel, auf das schärfste zeigte; es war die am 13. Dezember in der neuen hamburger Zeitung erschienene Ode die Mutter und die Tochter auf die genfer Republik als eine Tochter der französischen. Auf die darauf bezügliche uns verloren gegangene Aeußerung Goethes bemerkte Schiller, der die Ode noch nicht gelesen hatte, schon der Titel lasse eine solche Geburt erwarten. Der arme Bürger, den Schillers Beurtheilung grausam getroffen hatte, war wenige Tage vor Schillers Einladung an Goethe in Noth und Elend hingeschieden, dagegen überließ sich der alte Gleim seinen immer schwächern und kunstlosern Reimereien. Voß hatte eine freiere Bahn eingeschlagen, obgleich auch er von Klopstock ausgegangen war und zu diesem hielt. Goethe hatte in diesem Jahre außer dem Mignonliede und den Episteln nur den hübschen Prolog geliefert, in welchem er sich zweimal auch dreifüßige Verse erlaubte.

Im Anfange des Jahres 1795 nahmen Wilhelm Meister, die Unterhaltungen, die anatomischen Studien und das Theater den Dichter in Anspruch. Bei einem kurzen Aufenthalte in Jena las Goethe dem Freunde die venediger Epigramme vor. Schon am 11. Februar konnte er ihm das vierte Buch von Wilhelm Meister übersenden, das von lyrischen Stücken außer

dem schon dem ersten Entwurf angehörenden Sehnsuchtsliede Mignons (Kap. 11) die Strophen des Harfenspielers enthält:

Ihm färbt der Morgensonne Licht
Den reinen Horizont mit Flammen,
Und über seinem schuldgen Haupte bricht
Das schöne Bild der ganzen Welt zusammen,

wo wieder die auf die vorigen Verse reimenden beiden Schlußverse um einen Fuß länger sind (vgl. oben S. 35). Das Unglück, das der Arme überall zu schauen glaubt, spricht sich hier einfach ergreifend aus.

Vielleicht fällt in diese Zeit auch der Anfang eines zweiten Theiles der Zauberflöte. Die mozartsche Oper war am 16. Januar 1794 zuerst mit außerordentlichem Beifall aufgenommen worden, und dieser Beifall erhielt sich auch, als im April die neuen Schauspieler eintraten. Man könnte denken, gleich damals habe Goethe den Plan zu einem zweiten Theile gemacht. Zu einer nähern Zeitbestimmung fehlt jeder Anhalt. In dem erhaltenen Bruchstücke hat der Dichter sich in den Gesängen und Liedern die mannigfachsten Versmaße erlaubt. Auffällig ist die große Freiheit, mit welcher hier häufig sehr lange Verse mit kürzern wechseln, aber es fehlt diesem Entwurf eben die letzte Feile, obgleich Goethe ihn erst sechs Jahre später in einem Taschenbuch erscheinen ließ. Als der Dichter vom 29. März bis zum 2. Mai in Jena des vertrautesten Umgangs mit Schiller genoß, ersann er ein Trauerspiel im altgriechischen Geschmack mit Chören, einen befreiten Prometheus, wovon nur ein Monolog des unglücklichen Menschenvaters nebst dem Chor der ihn besuchenden Nereïden ausgeführt wurde, der uns verloren gegangen ist. Sonst verhandelte er mit Schiller über die Fortsetzung des Romans und der Unterhaltungen sowie über die Elegien, die im sechsten Hefte der Horen erscheinen sollten; auch sagte er

Beiträge zum Musenalmanach zu. Schon am Tage nach der Rückkehr sandte er den größten Theil der Elegien, die er bald zurückwünschte; auch sollte für den Almanach, besonders an die Herren X Y Z, einiges bald folgen. Es war wohl eine Epistel gegen Kunstkritiker. Auf Schillers Bemerkungen über die Elegien, von welchen manches nicht mittheilbar sei, anwortete er, es sei wohl nicht viel damit zu thun, als daß man die zweite und sechszehnte ganz weglasse, da ihr verstümmeltes Ansehen auffallen werde, setze man nicht statt der anstößigen Stellen etwas Unbedenkliches, wozu er sich ganz und gar ungeschickt fühle. Schiller mochte die ganzen Elegien sehr ungern entbehren, doch dürfe man der Schamhaftigkeit dieses Opfer bringen; bei einem spätern besondern Abdrucke könne man das Gestrichene ja wiederherstellen. Den 17. sandte Goethe endlich die Elegien, von welchen er die beiden ausgelassen, dagegen eine von Schiller in der sechsten angezeichnete Stelle nicht gestrichen hatte; verstehe man sie nicht, so brauche man ja Noten nicht allein zu einem alten, sondern auch zu einem benachbarten Dichter. Ueber des Philologen Fr. Aug. Wolf die Einheit Homers bekämpfende Prolegomena ad Homerum äußert er, die Idee möge gut sein, und die Bemühung sei respektabel, wenn nur nicht diese Herren, um ihre schwachen Flanken zu decken, gelegentlich die fruchtbarsten Gärten des ästhetischen Reichs verwüsten und in leidige Verschanzungen verwandeln müßten; am Ende sei in dem ganzem Krame mehr Subjektives, als man denke. Auch diesen Freunden habe er dereinst eine tüchtige Epistel zugedacht. So hatte er noch damals die Absicht, in dieser neuen Kunstform mehrere Stücke zu liefern. Schiller wünschte, daß er wirklich Anmerkungen zu den Elegien gebe, die an den Schluß zu stehn kämen; aber als Goethe am 18. die letzten Elegien sandte, war davon nicht weiter die Rede.

dagegen versprach er Liedchen, und was dem Almanach frommen könnte, folgen zu lassen; er sei fleißig und nachdenklich. Daß er gegen Schiller die Hoffnung geäußert hatte, in seinen ungedruckten ältern Sachen etwas zum Almanach zu finden, ergibt sich aus dessen Aeußerung vom 21., vielleicht hätte er unter seinen kleinen Gedichten einige Romanzen oder dergleichen, aus welchen sich Stoff zu Vignetten für den Almanach ergäbe. Das in diesem Monate vollendete fünfte Buch Wilhelm Meisters enthält drei herrliche Lieder von Philinen, dem Harfenspieler (2) und Mignon (1), welche alle der neuen Bearbeitung angehören. Sie zeigen die ganze Anmuth und Tiefe goethescher Lyrik, und wie wenig diese Ader noch in ihm erloschen war, obgleich er längere Jahre fast nur in der Epigrammen-, zuletzt in der Epistelform gedichtet hatte. Der Dichter hat sich hier einfacher trochäischer und jambischer vierversiger Strophen bedient; auffällt, daß im Liede Mignons in der ersten Strophe die männlich und die weiblich auslautenden Verse anders gestellt sind. Die Reime sind hier rein; nur einmal reimen **i** und **ü**. Zu großer Freude gereichte damals den beiden verbündeten Dichtern Herders Terpsichore. Der von Herder übersetzte Dichter (Balde) bleibe bei jedem Genusse derselbe, schreibt Goethe, und erinnere, wie die Ananas, an alle gut schmeckenden Früchte, ohne an seiner Individualität zu verlieren. Beide Dichter waren geneigt jede dichterische Individualität anzuerkennen, in welcher Form sie sich auch aussprechen mochte, wenn diese nur kunstmäßig, der Dichter wirklich vom Geiste beseelt war. So sprach denn auch Vossens Luise sie lebhaft an. Vom 31. Mai bis zum 4. Juni war Goethe in Jena, wo er Wolf traf, dessen Methode und Gang in den Prolegomena ihm jetzt viele Freude machte, wenn er auch über die Hauptsache sich noch nicht entschied. Als er nach der Rückkehr die erste Hälfte

des fünften Buches von Wilhelm Meister Schiller übersendet, verspricht er auch nächstens etwas für den Musenalmanach. Am 27. Juni schickt er „ein Blättchen" für den Almanach. Gleich darauf verweilte Goethe drei Tage (vom 29. Juni bis zum 2. Juli) auf der Reise nach Karlsbad bei Schiller. Damals muß er schon alle Gedichte, welche der erste Theil des Musenalmanachs von ihm enthält, dem Freunde zurückgelassen haben. W. von Humboldt hatte schon vor seiner Abreise von Jena mit Schiller über Goethes Beiträge zum Almanach gesprochen, unter denen ein Spinnerlied war, wohl ein von Goethe einer Oper eingelegtes oder umgedichtetes Lied, gewiß nicht die Spinnerin (Ballade 15). Unter den wirklich aufgenommenen Beiträgen Goethes gehören auch mehrere andere früherer Zeit an. Der Besuch war für den achten Band der Schriften bestimmt gewesen (vgl. oben S. 208); die verschiedenen Empfindungen an einem Orte und Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel (Lieder 21. 22.) hatte er aus den ungleichen Hausgenossen zusammengestellt; die zwei kophtischen Lieder (gesellige Lieder 10. 11) hatte Reichardt zu der beabsichtigten Oper die Mystifizirten bereits 1789 gesetzt; der Prolog war im vorigen Oktober gesprochen worden. So bleiben als neu gedichtet nur die drei kleinen Gedichte übrig Nähe des Geliebten, Meeresstille und glückliche Fahrt (Lieder 43. 52); diese standen ohne Zweifel auf dem am 27. Juni Schiller übersandten Blättchen. Zum ersten Liede nahm er Ton, Versmaß und das beginnende: „Ich denke dein, wenn" aus dem Liede von Friderike Brun, dessen Melodie von Zelter in Reichardts musikalischer Blumenlese ihn sehr angezogen hatte. Alle drei Lieder sind für den Almanach und zum Zwecke der Tonsetzung durch Reichardt gedichtet, die beiden letztern im Gegensatze zueinander. Während bei der

Meeresstille der Dichter sich einer gewöhnlichen achtversigen zweitheiligen trochäischen Strophe bedient, ist das Versmaß der glücklichen Fahrt ganz eigenthümlich. Es sind zwei Strophen aus den kleinen Versen ⏑—⏑⏑—⏑, die ihren Abschluß durch einen um eine Silbe kürzern Vers erhalten. In der zweiten sechsversigen Strophe reimen V. 1 und 3 aufeinander, V. 4 auf 2, dagegen V. 6 auf 4 der ersten vierversigen Strophe. Beide Gedichte stellen die Zustände in anschaulicher Klarheit dar. Sonst konnte Goethe diesmal nur noch die venediger Epigramme für den Schluß des Almanachs durchsehn. An Voß sandte er von Jena aus auf dessen Einladung zur Theilnahme an seinem Musenalmanach „einige Kleinigkeiten", mit der Bemerkung, er sei arm an Gedichten, die in eine solche Sammlung paßten, doch hoffe er, künftig solle es besser werden. Er sandte das Gedicht das Wiedersehen, dessen Entstehungszeit wir 1793 setzen zu dürfen glaubten (vgl. oben S. 223) und das Lied Wer kauft Liebesgötter? (Lieder 23), welches Papageno und Papagena in der liegen gebliebenen Fortsetzung der Zauberflöte singen, vielleicht auch noch anderes aus dieser, was Voß zurücklegte. Das heitere Lied ist in achtversigen jambischen Strophen geschrieben, von denen die sechs ersten Verse paarweis reimen, die beiden letzten, von denen der letzte um eine Silbe kürzer ist, reimlos sind, aber sie lauten, da sie refrainartig gedacht sind, in allen Strophen auf dasselbe Wort aus.

In Jena hatte Goethe auch die erste Idee zu seinem Märchen für die Unterhaltungen gewonnen. Auf dem Wege nach Karlsbad dachte er einige alte Märchen durch und sann über die Behandlungsart derselben nach, ja er wollte, wie er an Schiller meldete, ehestens ein Märchen schreiben, damit sie einen Text zur Verhandlung darüber vor sich hätten. So suchte er sich nach

und nach in allen Kunstformen zu versuchen. Die zweite Hälfte des fünften Buches des Romans ward in Karlsbad abgeschrieben, und so könnte hier an den Liedern desselben noch manches geschehen sein; auch das schon früher ausgeführte sechste Buch ward hier fertig, dagegen konnte er zu der Reinigung der Epigramme ebensowenig wie zu neuen Dichtungen gelangen. Goethes Elegien fanden bei allen, welche echte Dichtung zu schätzen wußten, ungetheilten Beifall; nur der sonst nichts weniger als verschämte Herzog Karl August wurde durch die Veröffentlichung derselben sonderbar verletzt, wogegen es natürlich war, daß der ihm grollenden Frau von Stein diese Elegien, welche sie auf Goethes römische Liebe bezog, widerwärtig waren.

Als Goethe bei der Rückreise von Karlsbad am 10. August durch Jena kam, wenn nicht schon früher, gab er Schiller zu den Horen auch die Uebersetzung des ersten Theils des homerischen Hymnus auf Apollon, die er vor ein paar Jahren, als er sich dem Griechischen zuwandte, gemacht haben wird. Den 17. sandte er die Epigramme auf einzelnen Blättern nummerirt an Schiller mit der Bemerkung: „Bei der Zusammenstellung habe ich zwar die zusammengehörigen hintereinander rangirt, auch eine gewisse Gradation und Mannigfaltigkeit zu bewirken gesucht, dabei aber, um alle Steifheit zu vermeiden, vornherein unter das venetianische Lokal Vorläufer der übrigen Arten gemischt. Einige, die Sie durchstrichen hatten, habe ich durch Modifikation annehmlich zu machen gesucht. Nr. 78 („Was hat Newton gemacht") wünsche ich, so unbedeutend es ist, an diesem Platze, um die Schule zu reizen und zu ärgern." An der von Schiller wieder erbetenen Uebersetzung des Hymnus that er noch so viel, als die Kürze der Zeit und seine Zerstreuung erlaubten. Während in den folgenden Monaten Schiller zu Goethes höchster Freude herrliche lyrische

Gedichte gelangen, blieb ihm selbst die lyrische Muse fern; er führte nur das Märchen zu den Unterhaltungen aus, das bloß zwei lyrische Strophen bringt. Die Vollendung des Wilhelm Meister, die optischen Untersuchungen, das Studium der Baukunst und andere Beschäftigungen und Zerstreuungen nahmen ihn so sehr in Anspruch, daß Schiller auch vom folgenden Jahre, wo er nach Italien zu gehn gedachte, nichts Dichterisches von ihm erwartete. Doch noch vor dem Schlusse des letzten Monates kam Goethe der Gedanke zu den Xenien, von denen er schon am 26. ein Dutzend beilegte, worauf dann Schiller mit großer Lust auf diese Stachelverse einging. Ueber die Weiterentwicklung der Xenien, die endlich im folgenden Musenalmanach in vier größern Gruppen, Tabulae votivae, Vielen, Einer und den eigentlichen Xenien, nebst einer Anzahl einzelner Gedichte zur Erscheinung kamen, vgl. Schiller als lyrischer Dichter S. 149—169.

Außer den Xenien und der Fortsetzung des Romans gelangte Goethe am Anfang des Jahres 1796 zu keiner dichterischen Thätigkeit. Auf der Geburtstagsredoute des 29. Januar fand ein Aufzug des türkischen Hofes statt, der an die Herzogin folgendes von Goethe gedichtete Distichon als Huldigung sprach:

> Sklaven sollten wir haben in Deiner Gegenwart? Alle,
> Fürstin, machest Du frei, alle verbindest Du Dir.

Der Schluß des Romans verschlang zunächst Goethes ganze dichterische Thätigkeit. Nur zwei Lieder finden sich in diesem, Mignons ahnungsvolle Sehnsucht nach dem Himmelsleben (Lied 3), das Schiller das Wort auspreßte, gegen Goethe sei er nur ein poetischer Lump, und die närrischen Verse des tollen Friedrich (VIII, 10). Den Chorgesängen zu Mignons Bestattung (VIII, 4) gab der Dichter keine metrische Form. Wenn Goethe noch am 13. Juni an Zelter schreibt, im achten (vielmehr vierten) Bande

seines Romans bleibe kein Raum für Gesänge, so hatte er damals wohl noch nicht die Absicht, Lieder in das achte Buch einzuflechten, wonach Mignons Lied später gedichtet sein muß. In das Stammbuch Ifflands, der ihn durch sein Gastspiel sehr erfreut hatte, schrieb er am 23. April das von der Noth ausgepreßte schwache Distichon:

Viel von Künsten und Künstlern wird immer in Deutschland gesprochen;
Angeschaut haben wir nun Künstler und Künste zugleich.

In seinem lieben Jena, wohin er am 3. Mai ging, ward er, freilich zunächst auf Veranlassung des Almanachs, mächtig von der lyrischen Muse ergriffen. Vom 11. bis 14. dichtete er die wundervolle Idylle Alexis und Dora (Elegien II, 1), welche die Seligkeit der Liebe und den Schmerz der Eifersucht in einer glücklich erfundenen Lage des Liebenden sich rein menschlich ergießen läßt. Schiller war entzückt über die herrliche Dichtung, welche den Almanach so glänzend eröffnete. Goethe hatte sich hiermit wieder eine neue Dichtweise erobert, welche von den römischen Elegien so unendlich weit ablag. Gleichsam als Gegensatz zu diesem rein edlen Tone dichtete er drei Tage später die Parodie auf die platte Natürlichkeit des mittelmärkischen Predigers und Dichters F. W. A. Schmidt, der mit einem Kalender der Musen und Grazien aufgetreten war, die köstliche Spottromanze Musen und Grazien in der Mark (gesellige Lieder 18), wozu er die gewöhnliche achtversige zweitheilige trochäische Form wählte. Ja er dachte auch schon an eine Ballade, wozu er sich die Sage von Hero und Leander auserseben hatte. Die Freunde hatten sich bereits entschlossen, neben den spottenden Xenien ernstwürdige im Almanach zu bringen. In dieser Zeit schrieb er einmal an Schiller mit Beziehung auf seine Spaltung zwischen der Dichtung und den naturwissenschaftlichen Studien:

„Eine nicht hält mich zurück, gar zwei sinds, die mir gebieten. Die schöne Uebung im Distichon wird uns, wie ich hoffe, endlich dahin bringen, daß wir uns in einzelnen Hexametern bedeutend aussprechen. — Ich befinde mich in einer wahrhaft poetischen Stimmung; denn ich weiß, in mehr als einem Sinne nicht recht, was ich will noch soll."

Als er am 7. Juni nach Weimar zurückgekehrt war, beschäftigte ihn besonders die Vollendung seines Romans, woneben ihn die Sorge für den Almanach, dessen Druck eben begann, und die Uebersetzung des Cellini für die Horen in Anspruch nahmen. Zelter hatte ihn unterdessen sehr erfreut mit der Zusendung seines Heftes „Zwölf Lieder am Klavier zu singen", in welchem sich fünf von Wilhelm Meister befanden, die schon Reichardt für die Ausgabe des Romans gesetzt hatte. Gegen Mitte Juli kam er wieder eine Woche nach Jena, aber weder dort noch in Weimar fühlte er sich lyrisch gestimmt. Eine anmaßende Aeußerung Jean Pauls veranlaßte ihn zu dem scharfen Epigramme der Chinese in Rom (24), das er am 10. August an Schiller sandte, der es ganz warm in die Druckerei gelangen ließ. In den frühern Bogen des Almanachs standen von Goethe bereits Alexis und Dora, sechs ernste Sprüche in einzelnen Distichen, einer in zwei Distichen (das Heilige und Heiligste), ein anderer (der Freund) in einem, Musen und Grazien in der Mark und eine Anzahl einzelner Distichen unter der Ueberschrift Eisbahn. Als er am 16. August auf längere Zeit nach Jena zurückkehrte, einigte man sich über die Aufstellung dreier verschiedener Abtheilungen ernster Xenien unter den Ueberschriften Tabulae votivae, Vielen, Einer und der Unterschrift: G. und S.; den Schluß sollten die spottenden Xenien bilden, die Schiller anordnete. Goethe war unterdessen mit Allgewalt von

dem ihm schon mehrere Jahre in der Seele liegenden Stoff von Hermann und Dorothea ergriffen worden, aus dem er eine ähnliche Elegie wie Alexis und Dora machen wollte. Schon am 7. Juli hatte er an Schiller geschrieben: Außer Hero und Leander habe ich eine bürgerliche Idylle im Sinne, weil ich doch so etwas auch muß gemacht haben." Aber aus der Elegie erwuchs ein bürgerliches Epos mit einem politischen Hintergrunde. So hatte er wieder eine neue Dichtform gewonnen, die von der den Idyllencharakter nicht verleugnenden Luise von Voß, wie manche Anregung ihm auch diese Dichtung gegeben hatte, doch als eine neue Art sich wesentlich unterschied. Erstaunlich rasch und leicht bildeten sich im September unter Schillers bewundernder Theilnahme die vier ersten, später zu fünf erweiterten Gesänge des herrlichen Gedichtes. Doch konnte er dieses, als er am 5. Oktober nach Weimar zurückkehrte, bei der dort herrschenden „fürchterlichen Prosa" nicht weiter fördern, nur das Gedichtete durcharbeiten. Große Freude machte es ihm, daß sich von Schillers Musenalmanach eine zweite, ja, da diese klein war, sogar eine dritte Auflage nöthig machte. Doch da sie durch ihre rücksichtslosen Angriffe auf alles Leere, Mittelmäßige und Verkehrte nicht allein die Angegriffenen gewaltig gegen sich aufgeregt hatten, so fehlte es nicht an plumpen und gemeinen Erwiederungen. Goethe aber meinte, nach dem tollen Unternehmen mit den Xenien müßten sie jetzt sich bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und zur Beschämung der Gegner mit Hohem und Edlem hervortreten. Wie erhaben er über seinen Gegnern stehe, bewies bald auf das glänzendste die durch eine der schmutzigsten Gegenschriften veranlaßte Elegie Hermann und Dorothea (Elegien II., 6), mit welcher er Schiller am 7. Dezember überraschte; diese sollte nicht allein sein neues Gedicht ankündigen, sondern

auch ein zweites Buch Elegien beginnen. Dieser werde zunächst eine folgen, welche die Sehnsucht, ein drittesmal über die Alpen zu gehn, ausspreche, und so dachte er weiter, entweder zu Hause oder auf der beabsichtigten Reise nach Italien, fortzufahren. Diese Elegien würden demnach, abweichend von Alexis und Dora, nur eigene Lebensbeziehungen ausgeführt haben, was ihm eben mit so unendlicher Reinheit der Anschauung und inniger Wärme des Gefühls gelungen war. Die Angriffe gegen die Xenien trafen Goethe nicht, da sie ihm gerade den Beweis lieferten, wie sehr diese in künstlerischer Freiheit und Höhe der Auffassung über den Gegner standen, ja er dachte dieselben auf geistreiche Weise abzuwehren, und so hatte er schon einem dieser Gesellen das Xenion zugedacht:

> Auch erscheint ein Herr F* rhetorisch, grimmig, ironisch;
> Seltsam gebärdet er sich, plattdeutsch im Zeitungsformat.

Nur sollten sie so lange warten, bis alles ruhig sei und die Gegner sicher zu sein glaubten, um sie dann noch einmal „recht aus dem Fundament zu ärgern". Aber nicht allein die Xenien dienten den Gegnern zum Angriff, sondern auch die venediger Epigramme. Das dort geäußerte herbe Wort über die Härte der deutschen Sprache hatte Klopstock in dem Gespräch der zweite Weltstreit zu dem hölzernen Epigramme veranlaßt:

> Ulfo!*) Du dauerst Dich, daß Du mich schreibest? Wenn Du mich kenntest,
> Wäre Dir dieses nicht Gram. Ulfo, Du dauerst mich auch.

Goethe freute sich, daß Schillers Almanach auf einer solchen Höhe stand, wogegen der von Voß ihm und Schiller über alle Maßen schlecht schien. Seine eigene Dichtung stockte bald darauf, aber er hoffte, daß er im nächsten Jahre (1797) bei längerm Aufenthalte zu Jena wieder sich dichterisch gestimmt fühlen und

*) Ein altdeutscher Name, dessen sich die sogenannten Bardendichter bedienten.

nicht allein Hermann und Dorothea vollenden, sondern auch den Almanach mit bedeutenden Beiträgen ausstatten werde, da Schiller, den Wallenstein sehr in Anspruch nahm, für diesen wenig thun zu können glaubte. Am 18. Februar sandte er die zwei ersten nochmals durchgearbeiteten Gesänge seines großen Gedichtes an Schiller; vier Tage später kam er selbst zur Vollendung desselben nach Jena und schon am 21. März war der Schatz gehoben, so daß nur noch der Schluß zu dichten blieb und das Ganze, besonders das Neuentstandene, der nachbessernden Hand bedurfte. Ehe er am 31. März nach Weimar zurückkehrte, scheint er auch andere Gedichte für den Almanach entworfen zu haben. Bei den mancherlei Gesprächen der Freunde über das Wesen und den unterscheidenden Charakter des Epos und des Dramas, die durch den von Goethe gefaßten Plan zu einem neuen epischen Gedichte veranlaßt wurden, wird auch der Ballade wieder gedacht worden sein (vgl. S. 236) und Goethe, wie es in seiner Art lag, schöpferisch sich versucht haben. Schon damals dürfte er den Zauberlehrling (Balladen 27) gedichtet, auch sich an der Braut von Korinth (Balladen 28) versucht und das Blumenmädchen des Pausias, Gegenstück zu Alexis und Dora (Elegien II, 2), entworfen haben; denn für das erstere läßt sich keine andere Zeit ausfindig machen, und wenn die beiden andern auch später entstanden, so scheint doch die Schnelligkeit, in welcher sie sich bildeten, eine längere Beschäftigung mit dem Stoffe vorauszusetzen. Seine Ballade Hero und Leander hatte er damals bei Seite gelegt; die beiden schaurigen Stoffe scheinen ihn mehr angezogen zu haben, und wenn Schiller am 2. Mai Goethe um den Text zu Mozarts Don Juan bat, um daraus eine Ballade zu machen, so deutet dies darauf, daß die Freunde sich entschlossen hatten, zu dem diesjährigen Musenalmanach eine Reihe Balladen

zu liefern, womit Goethe eben den Anfang gemacht haben dürfte, da es ihn trieb, sich in immer neuen Arten zu versuchen.

In Weimar beschäftigten den Dichter die Reinigung von Hermann und Dorothea, der Plan zu seinem neuen epischen Gedichte und manches andere, das ihn von der lyrischen Dichtung abzog, welcher er sich bei seinem Frühlingsaufenthalte in Jena zuzuwenden gedachte. Am 28. April sendet er Schiller die zwei letzten Strophen eines Gedichtes die empfindsame Gärtnerin. „Es sollte ein Pendant zu den Musen und Grazien in der Mark geben“, bemerkt er; „vielleicht wird es nicht so gut, eben weil es ein Pendant ist.“ Diese Aeußerung dürfte auf ein neuerdings begonnenes, aber nicht zum Abschluß gelangtes Gedicht deuten, nicht auf ein früher entworfenes, das er eben unter seinen Papieren gefunden und deshalb dem Freunde mittheilte. Er hatte gedacht, Schiller damit zu überraschen, doch es wollte ihm nicht gelingen, dazu einen passenden Anfang zu finden. Das Gedicht kam damals nicht zum Abschluß; erst in der Ausgabe letzter Hand erschien es unter der Ueberschrift Hauspark (Epigrammatisch 18). Zu den vielen gegen die Xenien gerichteten Angriffen kam im April auch einer des alten Gleim, des preußischen Grenadiers, der, obgleich er nichts weniger als hart angegriffen war, sich doch nicht enthalten konnte, die ihres Titels spottenden Gedichte Kraft und Schnelle des alten Peleus drucken zu lassen. Da derselbe in einem gereimten Gespräche zwischen Alexis und Dora sich zu dem Witze verirrt hatte, Dora nehme den Besen, um den Sittenhaß aus den Xenien wegzufegen, so belustigte es Goethe, diesem folgendes Gespräch zwischen denselben Personen entgegenzusetzen:

Alexis.

Sag, wie kommst Du zu dem Besen
Und, was schlimmer ist, zum Reim?

Dora.

Bin in Halberstadt gewesen,
Bei dem guten Vater Gleim,

worin sich einestheils das Groteske des Gedankens ausspricht, einer so rein gezeichneten Gestalt wie Dora einen Besen in die Hand zu geben, andererseits das Bedauern mit dem guten Alten, der nicht sehe, welche ärmliche Person er hier spiele. Gleim selbst hielt Alexis und Dora sehr hoch.

Gleich nach seiner Ankunft in Jena, am 21. und 22. Mai, vollendete Goethe das Blumenmädchen des Pausias, das Schiller bis auf die kleinsten Forderungen des Metrums vollendet und der würdigste Anfang des neuen Almanachs schien. An demselben 21. hatte er auch die Idee zu seinem Schatzgräber (Balladen 13) gefunden, den er Schiller am 23. mit dem Wunsche sandte, daß er ihm wohl und vergnüglich sei. Des Freundes warmer Beifall und das Gefühl, daß es ihm auch bei diesem so einfachen Gegenstande gelungen, eine rein künstlerische und sittliche Wirkung zu erreichen, ermuthigte ihn zu weitern Versuchen. Die hier glücklich gewählte achtversige trochäische Strophenform zerfällt in zwei auf eigenthümliche Weise gebundene vierversige Systeme, von denen der erste und letzte Vers in beiden auf einander reimt, wie die innern Verse in jedem unter sich; jedes System schließt mit einem um eine Silbe kürzern Verse. Die Reime sind rein, nur daß einmal **e** und **ö** sich entsprechen. Schon fünf Tage später sandte er an Schiller das tief empfundene Lied an Mignon (Lieder 74), das ihm, während er mit der Vollendung von Hermann und Dorothea beschäftigt

war, von selbst sich darbot, da er auch ein Lied in den Almanach zu stiften sich vorgesetzt hatte. Wenn Goethe an Schiller schreibt: „Sie erhalten zugleich ein Gedicht, das sich auch an einen gewissen Kreis anschließt", so kann damit nur unser Lied gemeint sein, das ganz in der Stimmung der Mignonlieder gedichtet ist; denn auf die beiden andern Beiträge Goethes zum Almanach, an die man sonst denken könnte, Erinnerung, jetzt Nachgefühl (Lieder 42), und Abschied (Lieder 48), paßt die Bemerkung gar nicht, das Gedicht schließe sich an einen gewissen Kreis an, und wenn Riemer und Eckermann das Lied in das Jahr 1796 setzen, so geschah dies aus bloßer Vermuthung; einen Anhaltspunkt in Goethes Tagebüchern hatten sie nicht. Daß zwischen das vierversige System sich vor dem vierten Verse ein Reimpaar schiebt, dessen letzter Vers viel kleiner ist, fanden wir auch schon sonst; eigenthümlich aber ist es, daß dieses fast refrainartige Reimpaar immer denselben Reim hat, Schmerzen Herzen, worin sich gleichsam der Grundton der Dichtung ausspricht. Bei den ganz reinen Reimen fällt der gleiche Reim von ist auf. In den Mai müssen auch die beiden im Musenalmanach gedruckten Gedichte Erinnerung und Abschied fallen. Es sind zwei auf die Trennung eines liebenden Paares bezügliche Lieder, bei denen durchaus kein persönliches Verhältniß zu Grunde liegt, sondern sie sind eben so rein ersonnen, wie Alexis und Dora und so manche Lieder, in welcher Goethe sich in besondere Lagen hineinversetzt. In dem erstern erinnert die Rosenzeit den Dichter, daß es eben diese Zeit sei, wo ihn einst die Liebe der ihm jetzt entrissenen Geliebten beglückt habe. Eigenthümlich gewählt ist die Reimform der sonst ganz geläufigen vierversigen trochäischen Strophen, da V. 2 und 4 nicht unter sich, dagegen in allen drei Strophen auf einander reimen. Einmal reimen hier **ie** und **ü**;

auch findet sich der gleiche Reim glüht. Das Lied Abschied spricht die Entsagung des Liebenden aus, der dem Mädchen, das ihn treulos verlassen, aber jetzt ihm wieder angehören will, nicht traut, da er ahnt, daß dessen Liebe nicht aus dem Herzen stamme. Das Gedicht ist in einfachen gereimten vierversigen jambischen Strophen geschrieben; der dritte Vers der zweiten Strophe ist um einen, der der vierten um zwei Füße länger, was absichtlich sein dürfte. Für die Annahme, daß diese beiden Gedichte früher entstanden seien und Goethe sie später, um den Almanach zu füllen, aus seinen Papieren hervorgesucht habe, läßt sich kein irgend stichhaltiger Grund auffinden. Auch der Zauberlehrling (Balladen 27) wurde wohl noch im Laufe des Monats vollendet. Der Dichter stimmte hier wieder einen ganz andern Ton als im Schatzgräber an, indem er ein wunderliches griechisches Zaubermärchen durch höchst belebte, anschaulich das Unglaubliche vor Augen bringende Darstellung zu ergreifender Wirkung erhob. Neben der achtversigen trochäischen Strophe, in welcher die Verse wechselnd reimen, nur V. 6 und 8 männlich auslauten und um eine Silbe kürzer sind, wodurch sie den Abschluß der Strophe bezeichnen, bedient sich der Dichter einer andern, zunächst beim Zauberspruch des Lehrlings, darauf aber wird sie abwechselnd mit der andern auch sonst verwandt. Die vier ersten Verse haben die halbe Länge der zwei schließenden trochäischen Dimeter, so daß das Hauptgewicht auf dem Schlusse ruht; die Reimform hat das Eigenthümliche, daß zwischen die wechselnd reimenden Verse nach dem ersten ein Reimpaar tritt, so daß die langen Verse 5 und 6 auf die kürzern 1 und 4 reimen.

Den 3. Juni beendigte Goethe die Durchsicht von Hermann und Dorothea, nur der später gedichtete Schluß bedurfte noch einer strengen Durcharbeitung, die aber den Dichter nicht an weitern

Versuchen in der Ballade hinderte, in welcher er mehrere von ganz verschiedenem Tone in edlem Wetteifer mit Schiller zu gewinnen suchte. Am 4. begann er die ihm schon lange im Sinne liegende Braut von Korinth (Balladen 28), deren Reinschrift er bereits zwei Tage später an Schiller gab. Hier hatte er eine schauerliche Sage benutzt, um die Stimmung des in seinem Untergang noch dem es verdrängenden reiz- und freudlosen Christenthum grollenden Heidenthums dichterisch einzuprägen. Auch hier ist die Strophenform glücklich zur bezeichnenden Darstellung erfunden. Auf ein System von vier größern trochäischen Versen, von denen die ungeraden weiblichen und die geraden männlichen Verse auf einander reimen, folgt ein männliches Reimpaar von kürzern Versen und zum Abschluß ein auf V. 2 und 4 reimender, diesen gleicher Vers. Nur zweimal reimen hier **i ü**, aber auch **ä ee**, einmal **e ö**, **ch** und **g** (genug Teich). Schon am 7. gedenkt das Tagebuch auch der indischen Legende der Gott und die Bajadere (Balladen 29), die zwei Tage später beendet ward, aber dann noch, wie auch die Braut von Korinth, der letzten Durchfeilung bedurfte. Hier ist es eine unserer christlichen Anschauung gleichfalls fern liegende Sage, in welche der Dichter uns so lebhaft hineinzuversetzen weiß, daß der reinmenschliche Gehalt derselben uns ergreift. In der dazu sinnreich gewählten Strophe schließen sich an eine achtversige zweitheilige gereimte trochäische Strophe drei jambisch anapästische Verse an, von welchen die beiden ersten aufeinander, der letzte auf Vers 6 und 8 reimt, so daß die Reimform große Aehnlichkeit mit der in der Braut von Korinth hat. Auch hier reimen mehrfach **i ü**, (selbst Dienste und Künste), **ei eu** und langes und kurzes **i**; ein paarmal steht hier das gleiche Wort im Reime. Auch die christliche Legende vom Hufeisen (Parabolisch 56) dürfte

Goethe in Jena, wo seine dichterische Quelle so reich floß, ausgeführt haben, als Gegensatz zu der griechischen und der indischen Ballade. Sie ist, wie Hans Sachs, in gereimten, paarweis reimenden jambischen Versen gedichtet, in welchen der Anapäst häufig eintritt; auch in Reimen und Wortformen hat Goethe sich der Freiheiten des alten Meistersängers, aber mäßiger bedient als in dem diesem geweihten Gedichte. Noch zwei andere Stoffe hatte sich Goethe zur Behandlung als Ballade gewählt, die Kraniche des Ibykus und den Amlet. Letztern nahm er am 14. nach dem Saxo Grammatikus vor, aber er fand bald, daß dieser stark durchs Läuterfeuer gehn müsse, um brauchbar zu werden; doch könne man Herr darüber werden, so werde es immer artig, und wegen der Vergleichung (mit den Balladen aus Sagen anderer Völker) merkwürdig. Tags vorher hatte er den Abschluß von Hermann und Dorothea an Böttiger gesandt. Diesem schreibt er: „Da unsere Muse nach allen Kräften beschäftigt ist, einige Balladenindividuen hervorzubringen, so werden ihre historischen Untersuchungen nicht sehr weit gehn. Es wäre daher sehr freundschaftlich, wenn Sie uns Ihre Entdeckungen über die Urahnen dieser Familie mittheilen und dadurch uns auch in theoretischer Rücksicht fördern wollten.“ Von allen Beiträgen Goethes zum neuen Almanach ist nur der letzte, der neue Amor (antiker Form sich nähernd 28), nachweislich früher entstanden, aber aus der Stellung des Gedichtes darf man nicht etwa schließen wollen, Schiller habe dieses erst später erhalten, sondern Goethe wird, was er aus seinen ältern Papieren für Schillers Almanach passend hielt, gleich als er im Mai nach Jena kam, mitgebracht haben, wie Schiller ja auch die aus dem Nachlaß von Lenz ihm von Goethe gegebenen Stücke schon sehr frühe besaß, obgleich eines davon erst im zweiten Drittel des Almanachs erschien. Aus der Folge

der Gedichte im Almanach läßt sich gar nichts über die Zeit schließen, in welcher Schiller diese erhielt. Ein Gedicht von Siegfried Schmidt, das ihm erst zukam, als Goethe schon in Frankfurt war, steht schon auf dem zweiten Bogen. Eben so wenig folgt aus der Zeit, in welcher Schiller die Gedichte zur Komposition absandte; denn auch dies geschah erst sehr spät. Goethes Lied von Mignon ist von Zelter komponirt, dem er es am 7. Juli mit der Ballade der Gott und die Bajadere zugeschickt hatte; Goethes Erinnerung setzte Schillers Jugendfreund Zumsteeg, dem dieser sie vielleicht auch um diese Zeit nebst dem Zauberlehrling sandte. Der Kalender erwähnt nur der Sendung zweier Gedichte und eines Liedes an diesen, unter dem 11. und 31 August; der Almanach hat aber vier Melodien von Zumsteeg. Man traut Goethes damals sehr reger dichterischen Schöpfungskraft sehr wenig zu, wenn man meint, er habe nicht auch die Legende und die drei Liedchen dichten können. Von seiner damaligen Reimfertigkeit zeugen auch die Strophen, mit denen er am 13. Schiller eine Anzahl Mineralien übersandte:

Dem Herren in der Wüste bracht'
Der Satan einen Stein,
Und sagte: „Herr, durch Deine Macht
Laß es ein Brötchen sein!“

Von vielen Steinen sendet Dir
Der Freund ein Musterstück;
Ideen gibst Du bald dafür
Ihm tausendfach zurück.

Schiller war auch auf Goethes mineralogische Mittheilungen und Betrachtungen eingegangen, und Goethe hoffte durch dessen Bemerkungen selbst hierin gefördert zu werden. Noch am 16. sandte er ihm eine „mineralogische Gabe,“ aber schon denselben Abend mußte er nach Weimar zurück.

In Weimar konnte Goethe vor Zerstreuung und Unruhe wegen der beabsichtigten Reise nach der Schweiz und Italien zu keiner dichterischen Thätigkeit gelangen. Zunächst ging er an den Faust; da ihr Balladenstudium ihn wieder auf diesen „Dunst- und Nebelweg" gebracht, so riethen ihm die Umstände, meinte er, eine Zeit lang darauf herumzuirren. Den von Schiller ihm gesandten Ring des Polykrates fand er so gut dargestellt, daß er wünschte, sein Gegenstück möge ihm eben so gerathen; er meint die Kraniche des Ibykus, in welchen sich gleichfalls die Macht des Schicksals offenbaren sollte. Aber ward auch das Schema und die Uebersicht des Faust gefördert, und geschah auch sonst manches daran (die Vorspiele und die Zueignung werden gerade in diese Zeit gesetzt), zu einer anhaltenden dichterischen Thätigkeit wollte sich keine Stimmung finden, und so blieben auch die Kraniche liegen. Vom 11. bis zum 18. Juli verweilte Schiller bei Goethe. Damals kamen auch die Kraniche des Ibykus zur Sprache, mit denen es Goethe, da seine Schöpfungskraft eben stockte, nicht gelingen wollte, und wahrscheinlich trug er schon damals Schiller den Stoff an, oder beide Dichter wollten sich darin versuchen. Den 16. schrieb er deshalb an Böttiger: „Die Griechen haben ein Sprichwort die Kraniche des Ibykus (im Abdruck des Briefes steht Ybicus, ein vielleicht Goethe zur Last fallender Fehler), dessen Bedeutung Ew. Wohlgeboren wohl bekannt sein wird. Nun soll aus diesem Stoffe eine Ballade gebildet werden, und wir wünschten zu diesem Behufe einige Nachricht, wo sich diese Geschichte begeben und ob von dem Manne selbst etwas Näheres als sein letztes Schicksal bekannt wäre." Am Tage nach Schillers Abreise schreibt ihm Goethe: „Wenn wir so fortfahren, verschiedene Arbeiten gleichzeitig durchzuführen, und indem wir die größern (wie Wallenstein

und Hermann und Dorothea) sachte fortleiten, uns durch kleinere (lyrische Gedichte) immer aufmuntern und unterhalten, so kann noch manches zu Stande kommen. Hier ist der Polykrates zurück, ich wünsche, daß die Kraniche (Schillers) mir bald nachziehen mögen." Man sieht, Goethe hatte den Stoff bereits aufgegeben. Spätestens bei diesem Besuche hatte er auch Schiller die Xenien für den Almanach gegeben, welche durch die Feier von Oberons und Titanias goldener Hochzeit eingeleitet werden sollten. Schiller nahm diese aber nicht auf, weil diesmal der Almanach ganz friedlich erscheinen sollte.

Auf der am 30. endlich angetretenen Reise sprach Goethe zu Frankfurt den dort als Hauslehrer stehenden jungen Hölderlin, der noch immer einige Neigung zum Mittelalter zeigte; er rieth ihm dagegen, kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Zustand zu wählen, wie er es selbst gern that und was ihm das Förderlichste für jeden jungen Dichter schien. In seiner Vaterstadt, wie zu Stuttgart richtete er auf das Theater und die Künste seine besondere Aufmerksamkeit. Auch der dichterische Trieb stellte sich auf der Weiterreise ein, und zwar war es zunächst wieder eine neue Art von Gedichten, auf die er gerieth, Gespräche in Liedern. Schon am 31. August meldete er Schiller, daß er auf dieses „poetische Genre, wovon wir in einer gewissen ältern Zeit recht artige Sachen haben", gerathen sei; sie müßten darin künftig mehr machen, das vielleicht dem nächsten Almanach zu Gute kommen werde. Wenn er sich zunächst die schöne Müllerin dazu ausersehen hatte, so mochten ihn manche Mühlen, an denen ihn der Weg vorbeiführte, um so mehr angereizt haben, als Paisiellos schöne Müllerin gern in Weimar gesehen war; ganz vor kurzem hatte er Vulpius mit einer bessern Uebersetzung dieses Operntextes beauftragt. Auch schwebte ihm eine Romanze

aus der vor acht Jahren ihm bekannt gewordenen Erzählung La folle en pélérinage vor. Goethe machte aus diesen Liedern gleich eine Studie, während er zugleich über Schillers ihm zugesandte Kraniche des Ibykus sich eingehend aussprach. Mitte September sendet er Schiller den Edelknaben und die Müllerin (Balladen 17), den er einen „kleinen Scherz" nennt und als altenglisch bezeichnet; darauf sollten noch drei Lieder, in deutscher, französischer und spanischer Art, folgen, die zusammen einen kleinen Roman ausmachten. Das Gedicht ist in kleinen jambisch-anapästischen, nur selten die Länge des Dimeters erreichenden Versen geschrieben. Die Verse reimen bald abwechselnd, bald in Verschlingungen. Der Rheinfall von Schaffhausen, dem er den ganzen 18. September widmete, regte ihn auch diesmal nicht dichterisch auf, nur bemerkte er, daß die Strophe aus Schillers Taucher „Es wallet, es siedet" sich hier „trefflich legitimirt" habe; als er aber am frühen Morgen des folgenden Tages hinter Schaffhausen einen wunderbar mit Epheu umwundenen Apfelbaum bemerkte, bildete sich in ihm der Gedanke zu seiner Elegie Amyntas (Elegien II, 5), deren Ausführung ihm rasch gelang. Den 25. schreibt er von Stäfa aus, wo er bei seinem Freunde Meyer wohnte: „Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien, und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder aufgefunden, auch einiges schon wirklich gemacht, so wie ich überhaupt noch niemals mit solcher Bequemlichkeit die fremden Gegenstände aufgefaßt und zugleich wieder (?) etwas produzirt habe." Auf der mit Meyer angetretenen Wanderung durch die kleinen Kantone nach dem Gotthard kamen sie am Abend des 30. Septembers nach Altorf, wo Goethe am folgenden nebligen Morgen das Epigramm Schweizeralp (antiker Form sich nähernd 31) dichtete. Wenn er an Böttiger schreibt, die Nachricht von dem am 22. September

erfolgten Tode der lange hinsiechenden trefflichen Schauspielerin Becker habe ihn in den formlosen Gebirgen überrascht, so ist es merkwürdig, daß im Tagebuch seiner Reise dieser Kunde gar nicht gedacht wird. Möglich, daß Briefe ihnen nach Altorf oder Hospital nachgeschickt wurden. Er faßte den Gedanken zu der herrlichen, die Verstorbene feiernden Elegie Euphrosyne (Elegien II, 3), von welcher er den Entwurf aussann und auch einzelnes ausführte. Die Fahrt auf dem vierwaldstätter See bis Küßnacht erregte in ihm den Gedanken an eine epische Darstellung der Tellsage, welche sich in diesen Gegenden überall aufdrängte.

Von Stäfa, wohin die Reisenden am 8. Oktober zurückkehrten, schickte Goethe das zu Altorf gemachte Epigramm und das Lied der Junggesell und der Mühlbach (Balladen 18) an Schiller, da seine artige Müllerin bei ihm eine so gute Aufnahme gefunden. „Es wird recht gut sein, wenn der nächste Almanach reich an Liedern wird", schreibt er dabei. So lag ihm Schillers Almanach außerordentlich am Herzen, zu der Zeit, in welcher sein eben ausgegebenes bürgerliches Epos Hermann und Dorothea alle Herzen mit Begeisterung füllte, die nicht durch leidige Vorurtheile getrübt waren, ja auch viele dieser sich erwarb. Das Versmaß dieses Liedes ist sehr einfach; es besteht aus zwei Reimpaaren von jambischen Dimetern, aber nach dem ersten und zweiten Verse werden kurze gleichfalls reimende Verse (⏑ — ⏑) eingeschoben. Er vertraute Schiller auch seine Idee eines epischen Tell. Mehr als jemals fühlte er jetzt, wie er gegen diesen äußert, Leichtigkeit, die Gegenstände aufzunehmen, und Freiheit, mannigfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für sich oder andere darzustellen. Er las damals Tschudis Schweizerchronik, aus der er auch den Gedanken zu seiner Ballade das Blümlein Wunderschön nahm, und hielt mit Meyer bedeutende Gespräche

über künstlerische, besonders auch dichterische Behandlung. Den 21. verließen die Freunde Stäfa, um auf dem kürzesten Wege nach Weimar zurückzukehren. Als sie am 5. November zwischen Großenriedt und Schwabach durch ein Thal mit vielem Hopfenbau und einigen Mühlen kamen, versuchte er sich an dem dritten Liede von der schönen Müllerin, mit dem es ihm aber nicht ganz gelingen wollte. Fünf Tage später schickte er das vierte Lied (Balladen 20) an Schiller. Das Gedicht ist in denselben Versen wie das zweite Lied geschrieben, aber der kleine Vers steht hier nur einmal, an vierter Stelle; auf denselben folgt ein Reimpaar und zum Abschluß ein um eine Silbe kürzerer reimloser Vers. Auch tritt hier sehr häufig der Anapäst an die Stelle des Jambus.

In Weimar konnte Goethe zunächst zu keiner dichterischen Thätigkeit gelangen. Am Anfange des Jahres 1798 beschäftigte ihn der Gedanke, ob nicht ein dramatisches Stück zu schreiben wäre, das auf allen Theatern gespielt werden müßte und allgemein gefiele, wie es ihm mit Hermann und Dorothea gelungen sei. Zu der am 26. Januar stattfindenden Geburtstagsredoute ordnete Goethe wieder einmal einen Aufzug an, zu welchem er vier schöne Stanzen dichtete, welche das Glück des endlich erschienenen Friedens aussprachen. Schon hatte er für den Schluß des Almanachs einen Einfall, der noch toller sei als die Xenien, für den er sich aber die Redaktion vorbehielt; diesen Anhang sollten unzweifelhaft die Weissagungen des Bakis bilden. Leider sah er sich aber bald „von aller Produktion gleichsam abgeschnitten", wie manches er auch im Sinne hegte. Darunter war auch ein Gedicht die Metamorphose der Pflanze (Gott und Welt 6), wozu er anfangs die Stanze oder Terzine wählen wollte; in letzterer hatte A. W. Schlegel das im letzten Almanach erschienene

Gedicht Prometheus geschrieben. Aber erst achtundzwanzig Jahre später sollte er sich wirklich in dieser Reimform versuchen. Kunst- und Naturstudien hielten ihn damals von jeder dichterischen Thätigkeit zurück. Dazu nahmen ihn die Geschäfte und der endlich abgeschlossene Kauf eines Gutes in Oberrosla sehr in Anspruch. Erst am 18. März gelingt es ihm nach Jena zu kommen, wo er am 23. die Weissagungen des Bakis beginnt, die Elegie über den Tod der Becker vornimmt und den Plan seiner Achilleis näher ins Auge faßt; doch schon am 7. April riefen ihn mancherlei Geschäfte nach Weimar zurück. Hier nahm er den Faust vor, damit ihm die vier nächsten Wochen, welche er bleiben müsse, nicht ungenutzt verstreichen möchten. Daß die Stimmung des Frühlings, wie Schiller bemerkt hatte, lyrisch sei, kam ihm bei diesem „rhapsodischen Drama" sehr zu Gute. Noch am 21. April meldete er, Faust habe diese Tage immer zugenommen; so wenig es sei (wenigstens ein Dutzend Verse alle Tage), bleibe es eine gute Vorbereitung und Vorbedeutung. Aber die Gastvorstellungen Ifflands rückten die Dichtung in den Hintergrund, und schon am 11. Mai hatte der „gespenstische Doktor" dem Helden Achill weichen müssen. Daß es bald ein Jahr sei, daß er nichts Dichterisches mehr geleistet (?), fiel ihm schwer auf die Seele. Als er aber am 20. Mai nach Jena kam, galt es zunächst, das erste Stück seiner Propyläen, die Cotta übernommen hatte, würdig auszustatten, wozu er das auch künstlerisch vortreffliche Gespräch über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit bestimmt hatte. Ende Mai mußte er auf einige Tage nach Weimar zurück. Als er am 4. Juni wieder in seiner kleinen behaglichen Wohnung auf dem alten jenaer Schlosse eingekehrt war, nahmen ihn zunächst die Aufsätze für die Propyläen ganz in Anspruch, aber bald darauf trieb es ihn zur lyrischen Dichtung zurück, da es die Ausstattung

des neuen Musenalmanachs galt. Schon am 13. schloß er die Elegie Euphrosyne auf die hingeschiedene Becker, dieses herrliche Denkmal herzlicher Liebe, warmen Gefühls und hoher Kunsteinsicht, vollständig ab. Den 15. gelang ihm die heiter parodistische Abwehr derjenigen Kritiker, die von der Dichtung eine sittliche Wirkung forderten, in der jetzt deutscher Parnaß (vermischte Ged. 1) überschriebenen Ballade, in welcher die trochäischen Verse von der verschiedensten Länge und Reimstellung zum Ausdruck der bewegten Darstellung auf das glücklichste verwandt sind. Unter dem 16. erwähnt Goethes Tagebuch der Müllerin Verrath (Balladen 19), das Blümlein Wunderschön (Balladen 10) und die Musageten (vermischte Ged. 27). Der Müllerin Verrath, der sich von den drei übrigen Liedern, zu denen er gehört, dadurch unterscheidet, daß er keine Gesprächsform hat, ist in der gewöhnlichen achtversigen zweitheiligen abwechselnd gereimten Strophe geschrieben. Neben den gewöhnlichen unreinen Reimen findet sich hier auch zweimal der von e ö. Die schon in der Schweiz im Sinne gehegte Ballade das Blümlein Wunderschön ist in dem Versmaße des Sängers geschrieben, nur tritt dem Volkstone gemäß häufig, auch im letzten Fuß, der Anapäst statt des Jambus ein. Bei dem Scherze die Musageten wandte Goethe wieder einmal reimlose trochäische Dimeter an. Gleich am folgenden Tage, den 17. Juni, schloß er endlich die Metamorphose der Pflanze ab, in welcher er ein Lehrgedicht von so wunderbarem Reize wie lebendiger Anschaulichkeit in elegischer Form schuf, das sich von den allegorischen Lehrgedichten der Engländer ebenso unterschied, wie von dem in Hexametern sich ergießenden beschreibenden Hymnus an Flora von C. von der Lühe, den Goethe vor fünf Jahren kennen gelernt und nicht ohne Theilnahme vorgelesen hatte. Vielleicht fallen in diese Zeit auch die gegen Klopstock

gerichteten Hexameter die Kränze, welche durch die in diesem Frühjahr erschienene zweite, mit vielen neuern Gedichten vermehrte Ausgabe von Klopstocks Oden veranlaßt scheint. Vgl. die Erläuterungen zu diesem Gedicht (antiker Form sich nähernd 30). Schiller hatte in diesem Jahre noch zu keiner lyrischen Stimmung gelangen können.

Schon am 21. zog es Goethe nach seinem Gute zu Oberrosla, von wo er bald nach Weimar mußte. Am 4. Juli kehrte er nach Jena zurück, um seiner dichterischen Muse zu leben, da ihm neben der Ausführung des Tell ein Lehrgedicht über die magnetischen Kräfte vorschwebte, in der Weise seiner Metamorphose, doch schon eine Woche später zogen ihn unaufschiebbare Geschäfte nach Weimar, wo er „kaum zu ein paar leidlichen prosaischen Perioden Stimmung fand". Als er am 25. den Anfang der Propyläen zum Drucke absandte, konnte er diesen auch nicht den kürzesten dichterischen Spruch mit auf den Weg geben. Selbst sein Aufenthalt in Jena während der ersten Hälfte des August, blieb ohne dichterische Blüte; es war eben nach dem frischen Ergusse im Juni wieder eine Stockung eingetreten, so daß er nichts Neues zum Almanach schaffen, nur Schiller bei der Redaktion desselben mit seinem Rathe beistehn konnte. Seine eigenen reichen Beiträge, die er auf der Schweizerreise und in Jena gewonnen hatte, erschienen fast alle in der ersten Hälfte des Almanachs. Die ersten 23 Seiten nahmen Euphrosyne, die Musageten (bei denen er, wie bei zwei andern Gedichten, sich Justus Amman unterzeichnete) und die Metamorphose ein. Dem nach Weimar zurückgekehrten Freunde konnte Schiller die beiden ersten Aushängebogen schon am 28. August senden. Der dritte Bogen brachte die Verse vom 1. Oktober 1797 und das Blümlein Wunderhold; auf dem vierten begann Sänger-

würde, welchen Namen Schiller dem jetzt deutscher Parnaß überschriebenen Gedicht gegeben hatte, wie er am 23. an Goethe schreibt, und unmittelbar darauf folgten bis zur Hälfte des sechsten Bogens die vier Lieder von der Müllerin, die nur durch je ein Gedicht eines andern Dichters von einander geschieden waren. Amyntas begann den siebenten Bogen. Da Schiller wegen der Füllung des Almanachs in Noth war, hatte Goethe schon am 29. August ihm die Aussicht eröffnet, noch etwas zum Ende desselben zu liefern. „Können Sie noch etwas in den Almanach stiften", schreibt Schiller am 5. September, „so thun Sie es ja; denn es wird hart halten, den nöthigen Tribut zu liefern." Er wünschte dazu die Verse, welche Goethe zum Maskenzug auf der Geburtstagsredoute gemacht, die aber schon im Journal des Luxus und der Moden erschienen waren. Goethe schrieb bei Uebersendung derselben: „Ich habe in allen meinen Papieren herumgesucht und finde nichts, womit ich Ihnen zum Almanach zu Hülfe kommen könnte. Noch zu der voigtischen Hochzeit (am 24. August) hatte ich ein Gedicht ganz disponirt, das leider nicht fertig ward, und selbst im Almanach würde es noch immer zur rechten Zeit kommen. Aber woher die Stimmung nehmen!?!?" Als Schiller am 10. zu mehrtägigem Besuche nach Weimar kam, scheint ihm Goethe sein Gedicht an meine Lieder gegeben zu haben, das auf dem zehnten Bogen, der erst am 30. in die Presse ging, unter dem Namen von Justus Amman erschien. Der Annahme, daß Goethe bei einer augenblicklichen günstigen Stimmung die beiden einfachen Strophen des von der Geliebten treulos verlassenen Dichters geschrieben, steht nichts entgegen. Sie bilden ein merkwürdiges Gegenstück zu Schillers in dem vorigen Bogen stehendem Liede des Mädchens Klage, das Goethe allerliebst fand, und vollkommen im

Ton der Klage. Daß Goethe schon früher die beiden Strophen Schiller gegeben und dieser sie so lange aufgespart, ist höchst unwahrscheinlich. Zu Wallensteins Lager lieferte dieser sein Soldatenlied, das er schon am 6. Oktober sandte. Vgl. Schiller als lyrischer Dichter S. 222 ff. Zu Jena schrieb er am 25. November die Distichen:

> Als das heilige Blatt von Maros Grabe getrennt ward,
> Naht' es, der Asche getreu, welkend, polarischer Nacht.
> Aber im Lande, bedeckt von Schnee, ergrünt es auf's Neue,
> Bietet unwelkenden Schmuck traulich den Grazien an.

Der Schneegott hatte sie damals früh und reichlich heimgesucht, wie er an demselben Tage an Knebel schreibt. Welcher Reisende das Lorberreis vom Grabe Virgils am Posilipo nach Jena gebracht, wo es in einem Topfe wieder blühte, wissen wir nicht. Eine sinnbildliche Beziehung ist nicht ausgesprochen, aber wahrscheinlich sandte er die Verse Knebel als Beilage zu dem Briefe von demselben Tage, in welchem er ihm für seine Uebersetzung des Properz dankte. „Diese artigen Werke der Kunst bleiben immer das, was sie waren", schreibt er diesem, „und ergetzen noch jetzt, wie vormals, den, der sie zu empfinden und zu schätzen versteht." In das Ende des Jahrs fällt auch die schöne Paramythie Phöbos und Hermes (antiker Form sich nähernd 27), die Goethe dem ersten Hefte des zweiten Bandes der Propyläen vorsetzte, das vor dem Schlusse des Jahres zum Drucke abging. In das Ende des Jahres dürften die vier Hexameter auf Walpoles Burg von Otranto (The castle of Otranto, 1765) fallen:

> Sind die Zimmer sämmtlich besetzt der Burg von Otranto,
> Kommt, voll innigen Grimmes, der erste Riesenbesitzer
> Stückweis an und verdrängt die neuen falschen Bewohner.
> Wehe den Fliehenden, weh den Bleibenden! Also geschieht es.

Am Ende des Jahres übte der grausenhafte Roman Walpoles

auf die weimarer Damen große Wirkung. Den 13. Dezember bittet Goethe A. W. Schlegel nochmals um den Roman, da er noch einige Frauenzimmer in diese „Wunder" einführen wolle. Am 28. sandte er den zerlesenen Roman neugebunden zurück. Eine Anzeige von Grübels Gedichten hatte er Anfangs Dezember geschrieben, welche am 23. in der allgemeinen Zeitung erschien; er wollte damit diejenige Partei ärgern, die nur höhere Gegenstände der Empfindungen der lyrischen Dichtung würdig hielt, aber selbst Schiller ward über das Lob ungehalten, das hier der spießbürgerlichen Dichtung gezollt wurde.

Im Anfange des Jahres 1799 fühlten sich weder Schiller noch Goethe zur lyrischen Dichtung gestimmt; den erstern nahmen die beiden letzten Stücke seines Wallenstein ganz in Anspruch. Auch während Goethes Aufenthalt zu Jena im Februar wollte ihm nichts Dichterisches gelingen. Am 3. März klagt er Schiller von Weimar aus, er sei vom schlimmsten Humor, der sich wohl nicht verbessern werde, bis ihm irgend eine Arbeit von Bedeutung gelungen sei; er sehe keine zufriedene Stunde voraus, bis er wieder in Schillers Nähe sei, um auf eine erwünschte Weise thätig sein zu können. „Eine so lange Pause, als Sie dasmal in der Poesie gemacht haben", erwiedert Schiller, „darf nicht mehr vorkommen, und Sie müssen darin ein Machtwort aussprechen und ernstlich wollen. Schon deswegen ist mir Ihre Idee zu einem didaktischen Gedichte (einem großen Naturgedicht oder vielmehr mehrern Gedichten über die Naturerscheinungen) sehr willkommen gewesen; eine solche Beschäftigung knüpft die wissenschaftlichen Arbeiten an die poetischen Kräfte an und wird Ihnen den Uebergang erleichtern, an dem es jetzt allein zu fehlen scheint. Wenn ich mir übrigens die Masse von Ideen und Gestalten denke, die Sie in den zu machenden Gedichten zu verarbeiten

haben und die in Ihrer Phantasie lebendig liegen, so daß ein einziges Gespräch sie hervorrufen kann, so begreife ich gar nicht, wie Ihre Thätigkeit auch nur einen Augenblick stocken kann. Ein einziger dieser Plane würde schon das halbe Leben eines andern Menschen thätig erhalten." Gleich darauf ging Goethe an die Achilleis, von welcher er einen großen Theil, dem es noch an innerer Gestalt fehlte, bis in seine kleinsten Theile organisirt hatte; er hoffte, wenn er alle seine Kräfte darauf verwende, Ende September damit fertig zu sein. Am 16. hatte er von dem ersten der fünf bereits motivirten Gesänge schon 180 Verse geschrieben. Endlich am 21. gelang es ihm, nach Jena zu kommen, wo er gleich am 22. die schönen Verse der Spiegel der Muse (antiker Form sich nähernd 26) als Eingangsworte zu dem neuen Hefte der Propyläen schrieb, aber an demselben Tage arbeitete er an der Achilleis fort, der er sich jetzt ganz zu widmen gedachte. Für den Almanach wollte er diesmal so wenig als Schiller etwas liefern, da man den Entschluß gefaßt hatte, darin blos die epische Dichtung von Amalia von Imhoff die Schwestern von Lesbos zu bringen, deren genauere Durchsicht Goethe übernommen hatte; doch schwebte ihm eine Elegie vor, die sie als poetische Vorrede und Einleitung vor das Gedicht setzen und dadurch eine gute Wirkung hervorbringen könnten. Wahrscheinlich wollte er darin seine Freude aussprechen, daß Hermann und Dorothea eine begabte junge Dichterin und Künstlerin zu diesem Gedichte begeistert habe. Schon am 2. April konnte er Schiller, der eben Wallensteins Tod glücklich vollendet hatte, den ersten Gesang der Achilleis zur Durchsicht geben, aber zur Fortsetzung derselben war er noch nicht gekommen, als er sich am 10. zur Vorbereitung der Aufführung der ganzen wallensteinschen Trilogie mit Schiller nach Weimar begab.

Nach dem glücklichen Gelingen derselben kehrte Schiller nach Jena zurück, wohin ihm Goethe am 1. Mai folgte, um zunächst die in ein Familiengemälde gekleideten Briefe der Sammler und die Seinigen zu vollenden. Mit Schiller ward damals ein Schema über den Dilettantismus ausgearbeitet. Ein leidiges Beispiel, wie es mit dichterischen Dilettanten beschaffen sei, sollte Goethe gleich darauf an der Dichterin der Schwestern von Lesbos erleben, die durch seine darüber geäußerten Bedenken sich so verletzt fühlte, daß sie ihr Gedicht zurückziehen wollte; der Riß wurde nur durch Meyers Vermittlung hergestellt. Auch die Herausgabe von Goethes neuen Gedichten kam damals zur Sprache, und Schiller übernahm es, die Einleitung bei dem Buchhändler Unger, dem Verleger von Goethes neuen Schriften, zu übernehmen. „Goethe sagte mir dieser Tage", schreibt er gelegentlich den 26. Mai an Unger, „daß Sie ihn an einen neuen Band seiner Schriften erinnert hätten. Ich weiß nicht, ob er jetzt etwas Neues für diese Sammlung hat; ich habe ihm aber schon längst angelegen, die kleinern Gedichte, Elegien, Idyllen, Epigramme, Balladen, Lieder 2c., die er in den letzten acht (vielmehr zehn) Jahren gemacht und in Almanachen und Journalen zerstreut hat, in einen Band, etwa den siebenten seiner Werke, zu sammeln. Eine solche Sammlung würde gewiß vielen sehr willkommen sein, und ich wünschte, daß Sie ihn dazu bereden könnten." Goethe, der nach Vollendung des ersten Gesangs der Achilleis den besten Muth zu dieser Arbeit gehabt, war doch bald damit ins Stocken gerathen; er fühlte, daß wieder einmal die Zeit des Ermattens seiner dichterischen Schöpfungskraft gekommen war. Da mußte es ihm denn am gerathensten scheinen, seine Zeit auf eine Durchsicht und Durchbesserung seiner neuern Gedichte, besonders der elegischen, zu verwenden, wobei er hoffen durfte, daß auch

gelegentlich seine Dichterader wieder in Fluß kommen werde. Hatte er ja auch eine ähnliche Arbeit mit der epischen Dichtung der Imhoff übernommen. Mancherlei Geschäfte und Zerstreuungen nahmen ihn seit seiner Rückkehr nach Weimar (am 27. Mai) in Anspruch, die ihn an jeder zusammenhängenden ruhigen Thätigkeit hinderten. Lebhaft beschäftigte ihn das Schema über den Dilettantismus, dem er gar zu gern, wie seinem Sammler, eine dichterische Form gegeben hätte, um die Arbeit allgemeiner und gefälliger wirken zu machen; dazu wollte er es nochmals mit Schiller auf das sorgfältigste durcharbeiten. Wenn sie dann ihre Schleusen zögen, werde es die grimmigsten Händel setzen, da sie geradezu das ganze liebe Thal überschwemmen würden, worin sich die Pfuscherei so glücklich angesiedelt habe. Gerade in der lyrischen Poesie war ihm die „Impudenz" des Dilettantismus am schrecklichsten. „Es ist hier eine größere Gefahr als bei andern Künsten", heißt es in dem ausgeführten Schema, „eine bloße dilettantische Fähigkeit mit einem echten Kunstberufe zu verwechseln, und wenn dies der Fall ist, so ist das Subjekt übler daran als bei jeder andern Liebhaberei, weil seine Existenz völlige Nullität hat; denn ein Poet ist nichts, wenn er es nicht mit Ernst und Kunstmäßigkeit ist." Die Durchsicht seiner neuern Gedichte nach strengen Kunstanforderungen lag ihm sehr am Herzen. Den 26. Juni schreibt er an Schiller: „Ich lasse meine kleinen Gedichte zusammenschreiben, woraus ein wunderlicher Kodex entstehn wird." Unger erwähnte in seiner Antwort an Schiller Goethes mit keinem Worte. Wie gern wäre dieser nach Jena geeilt, um zu irgend einer Thätigkeit zu gelangen, aber die mancherlei Geschäfte hielten ihn in Weimar zurück, wo sie ihn weder zu wissenschaftlicher noch zu künstlerischer Thätigkeit gelangen ließen. Manche leidige Erfahrungen brachten ihn zu dem Entschlusse, in Zukunft aller

theoretischen Mittheilung, die doch nichts fruchte, zu entsagen und seinen Geist bloß auf Hervorbringung von Werken, welcher Art sie auch sein möchten, zu richten. Die Durchsicht der Schwestern von Lesbos war eine böse Arbeit. Das Werk sei artig gedacht und gut modellirt, bemerkt er, aber der Guß habe versagt; je weiter man komme, desto mehr gebe es zu thun, aber man müsse nur machen, daß man durchkomme. Da seine Hoffnung, nach Jena zu eilen, ein paarmal durch die „polypenartigen“ Geschäfte gehindert worden und er noch die Rückkunft des Herzogs abwarten mußte, entschloß er sich Ende Juli die Seinigen nach Jena zu schicken und ganz allein in seinen Garten zu ziehen. Hier begann er am 30., auf Veranlassung einer wunderlichen Vermuthung über den Ursprung der Sage von der Walpurgisnacht, die Ballade die erste Walpurgisnacht (Kantaten 3), in welcher er den Versuch machen wollte, eine dramatische Ballade so auszubilden, daß sie dem Tonsetzer zu einem größern Singstück Stoff gäbe. Wie er in der Braut von Korinth den Untergang des griechischen Heidenthums dargestellt hatte, so sehen wir hier die alten Germanen gegen das ihnen grausam aufgezwängte Christenthum sich zur Wehr setzen, im festen Vertrauen auf die Wahrheit ihres Glaubens, von dem sie nie lassen werden, müssen sie auch der äußern Gewalt weichen. Auch hier bewundern wir die mächtigste dichterische Gestaltungskraft bei einem Stoffe, der durch die Art der angewandten List, wie Goethe wohl fühlte, zu wenig Würde hat, aber dadurch steht das Gedicht eben so hoch, daß das Komische, was ihm anklebt, glücklich überwunden ist. Die Ballade lag ihm so sehr am Herzen, daß er selbst Schiller davon nichts verrieth. Sie zerfällt in drei Abtheilungen, in welchen dieselben beiden Strophen wiederkehren. Jedesmal beginnt ein Druide mit einer Strophe von dreizehn Versen, worauf der folgende Chor sich einer

vierversigen Strophe bedient. Zuerst reimen zwei Verse aus zwei Jamben, dann folgt ein vierversiges System, in welchem die innern den ersten ganz gleichen und die äußern anderthalb Fuß längern Verse reimen; dann folgen wieder die beiden kleinern Reimverse, aber statt des vierversigen ein fünfversiges System, in welchem V. 1, 3 und 5 und die um eine Silbe längern 2 und 4 reimen. Der Chor besteht aus zwei reimenden Dimetern und zwei gleichfalls reimenden um eine Silbe kürzern Versen. Darauf folgt ein trochäischer Gesang, in der ersten Abtheilung von einem aus dem Volke, in der zweiten von einem heidnischen, in der dritten von einem christlichen Wächter. Auf zwei reimende trochäische Dimeter folgt ein System aus vier wechselnd reimenden Dimetern; den Schluß bildet ein anderes, gleichfalls (mit Ausnahme des vorletzten um die Hälfte kürzern Verses) aus Dimetern, die alle aufeinander reimen, nur der dritte auf den Schluß des frühern Systems. Der daran sich schließende Chor weicht in den drei Abtheilungen von einander ab; in der ersten besteht er aus fünf, in den beiden andern aus sechs dem Schlusse der Strophen gleichen, nur in der Reimstellung verschiedenen Versen; in den sechs Versen haben wir drei Reimpaare; von den fünf Versen reimen 1, 4 und 5 und die beiden andern. In der dritten Abtheilung tritt zwischen den Gesang des Druiden und den Chor der Ruf des einen christlichen Wächters mit dem Chore der heidnischen Wächter, welcher wörtlich den Schluß des Druiden wiederholt, so daß das Ganze mit der festen Ueberzeugung schließt, der alte Glaube werde im Herzen des Volkes unerschütterlich bestehn.

Endlich traf Ungers Aufforderung ein, Goethe möge im siebenten Bande eine Sammlung seiner neuen Gedichte geben. Den 3. August schreibt dieser an Schiller: „Meine Einsamkeit im Garten wende ich vor allen Dingen dazu an, daß ich meine

kleinen Gedichte, die Unger nunmehr zum siebenten Bande verlangt hat, noch näher zusammenstelle und abschreiben lasse. Zu einer solchen Redaktion gehört Sammlung, Fassung und eine gewisse allgemeine Stimmung. Wenn ich noch ein paar Dutzend neue Gedichte dazu thun könnte, um gewisse Lücken auszufüllen und gewisse Rubriken, die sehr mager ausfallen, zu bereichern, so könnte es ein recht interessantes Ganze werden. Doch wenn ich nicht Zeit finde, das Publikum zu bedenken, so will ich wenigstens so redlich gegen mich selbst handeln, daß ich mich von dem überzeuge, was ich thun sollte, wenn ich es auch gerade jetzt nicht thun kann. Es gibt für die Zukunft leitende Fingerzeige." Man sieht, daß ihm eine reichliche Vertretung aller verschiedenen lyrischen Dichtarten im Sinne lag. Zwei Tage später meldet er dem Verleger, die Sammlung liege schon ziemlich vollständig vor; durch Verbesserung, Zusammenstellung und einiges Neue hoffe er sie, so viel ihm möglich, interessant zu machen; die erste Hälfte könne er bald schicken, auf die andere möchte er noch einige Sorgfalt wenden. Auch sprach er den Wunsch aus, Zelter möge zu der diesmal ohnehin ein wenig mager ausfallenden Liedersammlung einige neue Melodien setzen, die man mit den schon bekannten abdrucken lassen könnte. Reichardt hatte im vorigen Jahre seine neuen Melodien zu Goethe in dem Hefte „Lieder der Liebe und Einsamkeit zur Harfe und zum Klavier zu singen", abdrucken lassen. Den 7. äußert Goethe an Schiller: „Mein gegenwärtiger Aufenthalt erinnert mich an einfachere und dunklere Zeiten (die ersten weimarer Jahre), die Gedichte selbst an mannigfaltige Zustände und Stimmungen. Ich will nur sachtehin immer das Nächste thun und eins aus dem andern folgen lassen. Die Epigramme sind, was das Silbenmaß betrifft, am liederlichsten gearbeitet,

und lassen sich glücklicherweise am leichtesten verbessern, wobei oft Ausdruck und Sinn mitgewinnt. Aus den römischen Elegien habe ich manchen prosodischen Fehler, und ich hoffe mit Glück, weggelöscht. Bei passionirten Arbeiten, wie z. B. Alexis und Dora, ist es schon schwerer, doch muß man sehn, wie weit mans bringen kann, und am Ende sollen Sie, mein Freund, die Entscheidung haben. Wenn man solche Verbesserungen auch nur theilweise zu Stande bringt, so zeigt man doch immer seine Perfektibilität, so auch Respekt für die Fortschritte in der Prosodie, welche man Vossen und seiner Schule nicht absprechen kann. Ueberhaupt müßte diese Sammlung in manchem Sinne, wenn es mir gelingt, als ein Fortschritt erscheinen." Schiller bestärkte den Dichter in dem Entschlusse, auf die Reinheit des Silbenmaßes, das auch zur Vollendung der Dichtung gehöre, zu achten. Vielleicht thäte er nicht übel, in einer Vorrede oder sonstwo seine prosodischen Grundsätze auszusprechen, damit man das nicht für eine bloße Lizenz oder Uebertretung (nach den strengern Grundsätzen von Voß) halte, was aus Prinzipien geschehe. Die Arbeit schritt langsam vor, da Goethe daneben auch das Gedicht der Imhoff für den eben begonnenen Druck im Almanach durchgehn mußte, wobei ihm, da er selbst an einer strengen Revision seiner eigenen Gedichte war, die „Frauenzimmerlichkeiten" der jungen Dichterin noch etwas loser und lockerer vorkamen. Da sich herausstellte, daß das Gedicht allein den Almanach nicht fülle, so bat er Schiller, sich nicht reuen zu lassen, dazu allenfalls das Lied von der Glocke zu geben, er selbst wolle sein Möglichstes thun, einen Beitrag zu schaffen, obgleich er bis jetzt weder wisse was noch wie. Nur sehr langsam schritt die Durchsicht der Gedichte fort, da manches andere ihn lebhafter anzog und die rechte Stimmung zur Verbesserung nicht kommen wollte. Am

16. September gelang es ihm endlich, Schiller in Jena zu besuchen, wo ihn zunächst die Gedichte beschäftigten, bei deren prosodischer Reinigung er A. W. Schlegel zu Rathe zog. Aber bald nahm die auf den Wunsch des Herzogs übernommene Uebersetzung des voltaireschen Mahomet seine Zeit in Anspruch. Eine Sendung neuer Melodien von Zelter, unter andern zum Zauberlehrling und zum Lied Erinnerung, erfreute ihn, doch hatte dieser zu der ihm anvertrauten ersten Walpurgisnacht die durch das Ganze wehende Luft noch nicht finden können. Als er den 13. Oktober nach Weimar zurückkehrte, war sein dortiges Wesen „so prosaisch, wie der vossische Almanach". Endlich am 4. November konnte er die erste Hälfte seiner neuen Gedichte zum Drucke an Unger absenden, durch den er auch Zelter für seine Lieder danken und um die versprochene Fortsetzung bitten ließ. Fünf Tage später ging er wieder auf mehrere Wochen nach Jena, wo er Mahomet zu Ende übersetzte, den Plan zur natürlichen Tochter faßte und das Schema zur Farbenlehre entwarf. An den Gedichten geschah wohl wenig, dagegen begann er sich in derben Sonetten wider den Kunstdilettantismus auszusprechen. In dieser bisher noch nicht gebrauchten kunstvollen Dichtform glaubte er die beste Weise gefunden zu haben, dem Dilettantismus zu Leibe zu gehen. Schiller, der unterdessen mit seiner Familie nach Weimar gezogen, schreibt am 7. Dezember: „Das bekannte Sonett hat hier eine böse Sensation gemacht, und selbst unser Freund Meyer hat die Damenwelt verführt, es in Horreur zu nehmen. Ich habe mich vor einigen Tagen sehr lebhaft dafür wehren müssen. Mich soll es im geringsten nicht befremden, wenn ich hier auch keine andere Erfahrung mache als die des Widerspruchs mit dem Urtheil des Tages." Schon am folgenden Tage kehrte Goethe wieder nach Weimar zurück.

Hier nahm ihn zunächst Mahomet sehr in Anspruch, der am nächsten 30. Januar zur Darstellung kommen sollte.

Am 1. Januar 1800 sandte er seine römischen Elegien A. W. Schlegel zu nochmaliger Durchsicht. Als er sie mit Schlegels Korrekturen und Bedenken zurück erhielt, ging er sie nochmals durch, um sie dann vor dem Drucke noch einmal Schlegel vorzulegen. Da er aber selbst nicht von Weimar wegkonnte, sandte er sie ihm am 26., und zwar in zwei Abschriften, einer, in welcher die von ihnen beanstandeten Stellen angestrichen waren, und einer mit den von ihm versuchten Aenderungen. „Vielleicht finden Sie Mittel", schrieb er, „die bisher refraktären Stellen zu zwingen. Sollte es nicht überall gehn, so wollen wir uns drein ergeben und der Zukunft etwas vorbehalten." Schon am 3. März sandte er die Elegien mit den durch rothe Dinte bezeichneten Verbesserungen an den Verleger. Schlegels Vorschläge hatte er meist aufgenommen, wie er diesem am 5. bei Uebersendung des zweiten Buches der Elegien mittheilt. „Meine gegenwärtige Lage ist so unpoetisch als unkritisch", bemerkt er dabei, „und es sind mir daher bei diesem Geschäft, dem ich nicht ausweichen kann, die freundlichen Winke um desto schätzbarer." Den 20. sandte er ihm auch die Epigramme, die am meisten seiner Hülfe bedürfen würden, die Weissagungen des Bakis und die Metamorphose der Pflanze. Während er so zu den ganz vollendeten Gedichten sich der Verbesserungen eines so kundigen Metrikers bediente, hatte er reiflich erwogen, was er aus den im Verein mit Schiller in den Almanach auf 1797 gegebenen epigrammatischen Gedichten machen solle. Zunächst wurden die Xenien als bloß gegen einzelne gerichtete Spottverse ganz ausgeschlossen. Die ihm allein angehörenden, Eisbahn überschriebenen Distichen schienen ihm so zu einem Ganzen abgerundet, daß sie mit geringen metrischen

Aenderungen Aufnahme verdienten, und da sie das Hauptwintervergnügen in der Natur darstellten, so kam ihm der Gedanke, sie als Winter zu bezeichnen. Nun bot ihm aber der Musenalmanach noch zwei andere Reihen Epigramme, die in ähnlicher Weise den Frühling und Sommer darstellten, weshalb er sich entschloß, diese, obgleich mehrere Schiller angehörten, mit dem Winter zu verbinden; es waren die unter den Ueberschriften Vielen und Einer. Schiller, dem er diese drei Abtheilungen vorlegte, ermunterte ihn aus den sonst im Almanach unter den Tabulae votivae und einzeln gegebenen Distichen ohne Rücksicht ob sie Goethe oder ihm selbst angehörten, nun auch einen Herbst auszusuchen. Diesen mit den übrigen drei Jahrszeiten übersendet Goethe am 22. März dem Freunde „zu gefälliger Durchsicht"; vielleicht falle ihm etwas ein, das dem Ganzen wohlthue; denn er selbst finde sich in gar keiner poetischen Jahrszeit. „Es hat mich gefreut, die vier Jahrszeiten nun komplet zu finden", erwiedert Schiller sogleich. „Die Auskunft, die Sie getroffen, ist sehr gut, und wenn Sie allenfalls unter die zum Herbste zusammengestellten Distichen noch eins oder das andre einstreuen wollten, das eine leichtfaßliche Beziehung auf die Jahrszeit hätte, so würde nichts mehr zu wünschen sein. Die Distichen will ich indessen genau ansehn und mündlich wollen wir uns dann darüber besprechen." Hiernach dürfte wenigstens das letzte Distichon auf Schillers Wunsch noch hinzugekommen sein. Am 23. fand die Besprechung mit Goethe statt. „Anbei sende ich die Theaterreden, womit ich den Band meiner Gedichte zu schließen gedenke", schreibt Goethe am nächsten Morgen. „Sie sind freilich ein bißchen mager, indessen mögen sie so hingehn. Vielleicht entschließe ich mich, noch eine zu machen zum Schluß der diesjährigen Wintervorstellungen; vielleicht wär' das die

schicklichste Art, wie man die Oppositionspartei (im Theaterpublikum) mit einem heitern Ernst chikaniren könnte.“ Schiller erwiederte: „Die Theaterreden sind ein recht interessanter Beitrag zu den Gedichten. Sie haben einen eigenen und dabei durchaus so hübsch häuslichen Charakter, daß sie dadurch reizen und anziehen. Da Sie, wie Sie gestern sagten, die noch ungedruckte Elegie, welche so viel persönliche Beziehungen auf Sie selbst hat (Hermann und Dorothea), mit abdrucken lassen und mit diesen geselligen und gefälligen Theaterreden schließen wollen, so möchte ich um so weniger rathen, das Publikum durch die abgerissene Erscheinung des Fragments aus dem Faust von Oberons Hochzeit scheu und irre zu machen. Ueberlegen Sie es wenigstens noch einmal, ob es nicht besser ist, es bei dem gutmüthigen Ton zu lassen, der in dem Ganzen der Sammlung einmal herrscht.“ Auch Schlegel, der gegen Ende des Monats nach Weimar kam, legte er die Jahrszeiten und die Episteln, wohl auch die Theaterreden, vor. „Haben Sie Dank“, schreibt er diesem bald darauf, am 2. April, „daß Sie meine Jahrszeiten ausschmücken wollen. Die Episteln dächt' ich, ließe man liegen, bis sich etwa die Lust findet, etwas Neues in dieser Art zu machen.“ In demselben Briefe heißt es: „In dankbarer Erwiederung Ihrer Sendung (Schlegel hatte seine Uebersetzung von Horatio Walpoles Schriften gesandt) lege ich das erste der famosen Sonette bei; nach und nach sollen die übrigen anlangen. Ueber dem Portal steht das gegenwärtige wahrlich nicht unbedeutend.“ Offenbar können hier keine Sonette Schlegels gemeint sein, sondern solche von Goethe selbst, die er nun erst durchgehn und mit neuen vermehren will, ehe er sie Schlegel vorlegt. Das, was er an den Anfang stellen will, ist wohl dasjenige, welches, wie wir hörten, schon in Weimar große Aufregung erregt hatte. Diese

Sonette dachte er vorab noch zurückzulegen, nur etwa Freunden mitzutheilen; aber er wollte sich zur Reinigung derselben der Hülfe des kundigen Sonettendichters bedienen. An demselben 2. April sandte er die zweite Abtheilung der Elegien und die Epigramme zum Drucke ab, acht Tage später den Schluß des Bandes, die Weissagungen des Bakis, die vier Jahrszeiten und die Theaterreden.

Der bald darauf erscheinende siebente Band der neuen Schriften begann mit Liedern. Das erste derselben an die Günstigen (Lieder 2) war offenbar als Einleitung zur Sammlung neuerdings gedichtet. In zwei sechszeiligen zweitheiligen trochäischen Strophen wird hier der Gedanke anmuthig ausgesprochen, daß Lieder die Empfindungen des Dichters aussprechen sollen. Daran schlossen sich zunächst die Lieder die Spröde und die Bekehrte (Lieder 8. 9), welche als eine Arie schon vor drei Jahren im Journal für Theater und andere schöne Künste erschienen waren. Drei andere noch ganz unbekannte Gedichte folgen darauf, der Musensohn, an Lina, an die Erwählte. Ein Zweifel, daß diese drei Liebeslieder gerade zu der neuen so magern Liedersammlung gedichtet worden, scheint kaum statthaft. Der Musensohn ist in derselben jambischen Strophenform wie die trochäische des Liedes an die Günstigen geschrieben, an Lina in der einfachen vierversigen jambischen Strophe, an die Erwählte in der Verdoppelung derselben. Daß der Dichter, der in den folgenden Jahren noch so manche frische Lieder sang, die vorliegenden nicht während des vorigjährigen Gartenaufenthaltes gedichtet haben könne, wird niemand ernstlich zu behaupten wagen, und daß er Neues zu geben gedachte, sagt er selbst. Auf diese neuen Lieder folgen die aus den letzten Almanachen nebst Melodien bekannten Nähe des Geliebten,

an Mignon, Nachgefühl (früher Erinnerung überschrieben), Abschied, Meeresstille und glückliche Fahrt, dann die ebenfalls dort schon meist mit Melodien gedruckten, aus Singspielen genommenen, kophtische Lieder, Antworten, verschiedene Empfindungen und Wer kauft Liebesgötter? (letzteres aus dem vossischen Almanach), endlich zum Schlusse das gleichfalls in Musik gesetzte Scherzlied Musen und Grazien. Auffallend bleibt es, daß Goethe das Gedicht an meine Lieder aus dem Almanach auf 1798, wohl aus Versehen, nicht aufnahm. Die schon gedruckten Lieder sind hier unverändert, nur im letzten steht V. 26 von statt vom. Die zweite Abtheilung bilden Balladen und Romanzen. Sie beginnen mit dem Sänger aus Wilhelm Meister und den aus den Singspielen und Faust genommenen das Veilchen, der untreue Knabe, Erlkönig, der Fischer (der nach unsrer Annahme auch ursprünglich Einlage war) und der König in Tule (sic). Darauf folgen aus den Almanachen das Blümlein Wunderschön und der Schatzgräber. Die Spinnerin, die sich hier anschließt und in dieser Abtheilung neben der ersten Walpurgisnacht das einzige neue Gedicht ist, müssen wir als zum Zweck der Sammlung im vorigen Jahre hinzugedichtet betrachten. Sie ist im besten Volkston gedichtet, zeigt aber zugleich höchsten Kunstverstand. Das Versmaß ist eine einfache wechselnd reimende vierzeilige Strophe, deren gerade weiblich auslautende Verse um eine Silbe kürzer sind als die ungeraden männlichen, was der Beklommenheit der redend eingeführten Spinnerin entspricht. Die Trochäen sind ganz rein. An die Ballade von der Spinnerin schließen sich die vier von der Müllerin in der Folge, in welcher sie der Musenalmanach brachte, aber ohne die Nebenbezeichnungen Englisch u. s. w. Den Schluß bilden die drei dem germanischen,

dem griechischen und indischen Heidenthum angehörenden Balladen, die erste Walpurgisnacht, die Braut von Korinth und der Gott und die Bajadere. Alle diese Balladen haben mit Ausnahme des Königs in Thule und des Junggesellen mehr oder weniger kleine Veränderungen erlitten, die aber nie die Verbesserung des Reimes betreffen.

Da der zweite Theil der Sammlung mit Ausnahme der Theaterreden nur Gedichte in Distichen hat, so waren die weder unter diese noch in die beiden ersten Abtheilungen gehörenden Dichtungen von selbst ausgeschlossen. So fehlen denn hier die Gedichte der Besuch, die Musageten, Sängerwürde (später deutscher Parnaß) und selbst die christliche Legende, der Uebersetzung der Canzonetta Romana und älterer in der ersten Ausgabe übergangener Gedichte nicht zu gedenken. Auch die an die Herzogin gerichteten Stanzen zur Geburtstagsredoute von 1798 blieben weg. Die Elegien erschienen in zwei Büchern, bloß durch I und II unterschieden; das erste enthält die römischen Elegien. Alexis und Dora beginnt das zweite, darauf folgen der neue Pausias, Euphrosyne, das Wiedersehen, Amyntas, die Metamorphose der Pflanzen, endlich die hier zum erstenmal gedruckte Elegie Hermann und Dorothea. Freilich liegt ein großer Mißstand dieser Anordnung darin, daß der Dichter nur in den wenigsten Gedichten dieses zweiten Buches persönlich seine eigenen Zustände und Stimmungen ausspricht, wie in dem ersten Buche. Zu manchen persönlichen Elegien, die er früher sich gedacht hatte, fand er leider damals nicht die rechte Freiheit der Seele, und so mußte er sich begnügen, die vorhandenen Elegien nur so zusammenzuordnen, wie es eben ging, wenn er die ihm vorschwebende Eintheilung in zwei Bücher festhalten wollte. Zweckmäßiger wäre es wohl gewesen, die

einzelnen Elegien in entsprechender Folge vorangehn und auf sie die römischen Elegien als geschlossene Sammlung folgen zu lassen. Alle hier zum zweitenmal erscheinenden Elegien haben sehr bedeutende metrische Verbesserungen unter Schlegels Beihilfe erhalten; auch sonst ist der Ausdruck häufig gehoben und gereinigt. Ein schlimmer, leider später nicht verbesserter Druckfehler ist im neuen Pausias 82 geschlungnen statt geschwungnen. Noch viel stärkere Veränderungen haben die daran sich anschließenden Epigramme erfahren. Hier ist zum erstenmal der Dank an den Herzog Karl August in den herrlichen mit „Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine" beginnenden Versen aufgenommen und als 34b nach Epigramm 34 (hier als 34a bezeichnet) eingeschoben. An die Epigramme schließen sich die hier zum erstenmal gedruckten Weissagungen des Bakis und die neu zusammengestellten vier Jahrszeiten an, in welchen die einzelnen Distichen manche Veränderungen erfahren haben, mehrfach auch von zwei zusammen gehörenden eines gestrichen ist, da eben alle Epigramme nur aus einem Distichon bestehn sollten. Keine Aufnahme gefunden haben das gegen Jean Paul gerichtete Epigramm der Chinese in Rom, die meisten Xenien, von denen, wie von den Tabulae votivae, nur wenige, auch ein paar, die Schiller angehören, in den Herbst gezogen wurden. Auch der neue Amor, Sakontala, an die Knappschaft von Tarnowitz und am 1. Oktober 1797 fehlen von den gedruckten, wie manche noch ungedruckte. Die zwei oder vielmehr anderthalb Episteln schloß Goethe hier aus, weil er später weitere Episteln zu schreiben gedachte. Alle Gedichte in Hexametern blieben weg, nicht allein die noch ungedruckten gegen Musäus und Klopstock gerichteten, sondern auch Phöbos und Hermes aus den Propyläen. Von den sechs hier als

Theaterreden gegebenen Prologen und Epilogen war nur einer, der Prolog zu dem Krieg von Goldoni, ungedruckt, aber alle haben einzelne Verbesserungen erhalten. Der zum Schlusse der Theatervorstellungen dieses Winters beabsichtigte Epilog, der wider die Gegner der Theaterleitung sich wenden sollte, kam nicht zu Stande. Schiller war mit seinem Rathe durchgedrungen, daß alles Polemische vermieden werde, und so ward auch Oberons goldene Hochzeit ausgeschlossen.

Schiller hatte bereits im vorigen Oktober eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte begonnen, welche aber durch die schwere Krankheit seiner Gattin, dann seine eigene verzögert wurde Er hatte die Gedichte ganz in bunter Folge zusammengestellt, auch ohne Rücksicht auf die Zeit der Abfassung, doch war jedem Gedichte die Jahrszahl seiner Entstehung beigefügt. Außer wenigen Gedichten früherer Jahren brachte die Sammlung nur die seit 1795 entstandenen.

Das endliche Erscheinen des siebenten Bandes von Goethes neuen Schriften, der auch unter dem Titel Goethes neueste Gedichte ausgegeben wurde, ging ohne bedeutende Wirkung vorüber. War ja das meiste hier gebotene längst bekannt und für die feinen, kunstvollen Verbesserungen hatte man so wenig Sinn, als man den Werth dieser Vereinigung der verschiedensten Geistesblüten einer solchen edlen Dichternatur zu würdigen wußte; nur im Stillen wirkte die Sammlung auf reinere, von edlem Kunstsinne angewehte Gemüther. Eine besondere Wirkung hatte Goethe von der mit liebevollster Sorgfalt gehegten Sammlung auch nicht erwartet. Viel verstimmter als er war Schiller, da dessen Gedichte gleichfalls keine warme Aufnahme fanden. Goethe wandte sich zunächst seinem Faust und einer Uebersetzung des voltaireschen Tankred zu. Im September arbeitete er zu Jena

mit besonderer Lust an seiner in antiker Würde auftretenden Helena. Als auf dem Privattheater der Herzogin Mutter Gotters einaktiges Stück die stolze Vasthi in Masken gespielt werden sollte, schrieb Goethe dazu einen Epilog in schönen an die Herzogin Mutter gerichteten Stanzen, und zum Geburtstag derselben, dem 24. Oktober, dichtete er das Maskenfestspiel Paläophron und Neoterpe, das bei der Aufführung sich des schönsten Beifalls zu erfreuen hatte. Darauf arbeitete er nicht nur an der Brockenszene in Faust und an der Helena, sondern führte auch die Uebersetzung des Tankred zu Ende. Die für den Schluß und den Anfang des Jahrhunderts in Aussicht genommenen Festlichkeiten unterblieben, weil der Herzog sich dagegen erklärte; zur Redoute am letzten Tage des Jahres ordnete Goethe einen Maskenzug an, aber von dabei gesprochenen Gedichten findet sich keine Spur.

Von der Krankheit, die ihn gleich am zweiten Tage des neuen Jahrhunderts befiel, genas er nur sehr langsam, wo ihn denn zunächst Faust und die natürliche Tochter anzogen; von lyrischen Dichtungen war seit der Herausgabe seiner Sammlung zunächst keine Rede. Am 25. März begab er sich nach seinem Gute zu Oberrosla, wo „der ländliche Aufenthalt schon erquickend genug war"; „man ergetzte sich", wie er in den Annalen schreibt, „in freier Luft, und manches herkömmliche und willkürliche Fest ward gefeiert." In diese Zeit, vor die am 15. April erfolgte Rückkehr, scheint das Gedicht frühzeitiger Frühling (Lieder 67) zu fallen, das Zelter, der von jetzt an meist goethesche Lieder brachte, in deren Tonsetzung er sich ganz an des Dichters Ausdruck anschmiegte, bereits in den ersten Tagen des folgenden März von Goethes Hand hatte. Das liebliche, von frischer jugendlicher Anmuth erfüllte Gedicht ergießt sich in kleinen vierzeiligen Strophen,

in welchen die wechselnd reimenden Verse — ⏑ ⏑ — ⏑ und — ⏑ ⏑ — dem Liede eine reizende Bewegung geben. Den 21. kehrte Goethe auf das Land zurück. Vielleicht entstand damals *Schäfers Klagelied* (Lieder 70), das Zelter im folgenden März von der Justizräthin Hufeland in Jena empfing, der es Goethe schon im Herbste unseres Jahres mitgetheilt haben wird.*) Das Lied ist ganz im schlichten, tief innerlichen Volkston gedichtet, ja es fängt mit dem Verse eines Volksliedes an, dessen Strophenform es durchaus folgt. Man könnte in diese Zeit, wo er bei fortschreitender Genesung sich gemüthlich gestimmt fand, aber eine gewisse Empfindsamkeit noch zurückgeblieben war, auch das tief bewegte Lied *Dauer im Wechsel* (in einer gangbaren trochäischen Form) setzen (gesellige Lieder 6), das in der Zeit der Blüten gedichtet ist.

Am 30. August kehrte er in bester Stimmung aus dem pyrmonter Bade nach Weimar zurück. Den 18. Oktober zog ihn die Ordnung der Bibliothek nach Jena, das er in diesem Jahre noch nicht besucht hatte; dort blieb er mit einer kurzen Unterbrechung bis zum 10. November. Zur gesellschaftlichen Unterhaltung in Weimar hatte er sich vorgenommen, alle vierzehn Tage Mittwochs nach dem Theater eine kleine ausgesuchte Gesellschaft zum Abendessen bei sich zu versammeln, wo denn neue Lieder von Schiller,

---

*) Falk berichtet (Goethe aus näherm persönlichen Umgange S. 278 ff.), Goethe habe das Gedicht (denn er meint dieses, wenn es auch den Anfangsvers, unter dem er es anführt, mit dem *Bergschloß* gemein hat) einer geistreichen Dame in Jena verehrt, dann aber auch der Gräfin von Egloffstein als seiner Dame in dem gleich zu erwähnenden Mittwochskränzchen als ein treuer Ritter in jenem Kreise zu Füßen gelegt; diese habe, als sie erfahren, daß er das Lied schon einer andern gegeben, sich tief verletzt gefühlt. Das Mittwochskränzchen war schon im April 1802 durch Kotzebues Donnerstagsgesellschaft gesprengt worden wonach das Lied jedenfalls nicht später fallen kann.

ihm und andern Mitgliedern nach bekannten Melodien gesungen werden sollten. Für diese Gesellschaftsabende sollte jede Dame sich einen Herrn auf die Dauer des Winters wählen. Die Damen waren Schillers Gattin und Schwägerin, die Gräfin Frau Hofmarschall Karoline von Egloffstein nebst zwei andern Damen Egloffstein und die Fräulein von Göchhausen, von Wolfskeel und Amalia von Imhoff, die Herren außer Goethe Schiller, Wolzogen, Meyer, Hauptmann von Egloffstein und vielleicht noch ein anderer Egloffstein. Die verhängnißvolle Zahl 13 scheint Goethe mit Laune gewählt zu haben. Vgl. Schiller als lyrischer Dichter S. 251 f. Amalia von Imhoff schreibt: „Jeder hat eine Moitié, die für den Winter bleibt, und zu jedem Abendessen werden abwechselnd drei Gäste gebeten. Die Gräfin Egloffstein präsidirt als Moitié unseres Vorstehers, wie billig; zum Nachbarn habe ich den Hauptmann Egloffstein gewählt, der ein heiterer und natürlicher Mensch und deswegen ein guter Gesellschafter ist.“ Zum ersten Kränzchen, am 11. November, dem Tage nach Schillers Geburtstag, dichtete Goethe das Stiftungslied (gesellige Lieder 2). Aber die in Weimar stark auftretenden Masern störten das Kränzchen, so daß das zweite erst am letzten Dezember, einem Donnerstag, stattfand. Zu diesem ward Goethes Lied zum neuen Jahr (gesellige Lieder 1) gedichtet. Aber auch das Gedicht Weltschöpfung, jetzt Weltseele (Gott und Welt 2), ein gesellschaftlicher Scherz nach der Anschauung der Naturphilosophie, könnte sehr wohl zum letzten Jahrestage gesungen worden sein. Es sind vierversige Strophen, von denen die geraden Verse aus drei und die ungeraden aus sechstehalb Jamben aufeinander reimen. Das nächste Mittwochskränzchen hätte den 13. Januar 1802 stattfinden müssen, aber es fehlt jede Andeutung, daß dies wirklich zu Stande kam; sonst könnte

man vermuthen, Goethe hätte für diesen Abend den aus dem italienischen Liede, das Reichardt gesetzt hatte, frei übertragenen Nachtgesang (Lieder 75) bestimmt. Den 17. ging er nach Jena, von wo er erst am 28. zurückkehrte. Zur Geburtstagsredoute am 29. Januar hatte er den Maskenaufzug angeordnet und dazu die schönen, an die Herzogin gerichteten, den Aufzug erläuternden Stanzen gedichtet, welche Amor, den sein Knabe vorstellte, dieser überreichte. Daß vielleicht in diese Zeit die Ballade der Rattenfänger fällt, werden wir unten sehn. Da man zur zweiten Aufführung von Schillers Turandot neue Räthsel wünschte, so schrieb Goethe dazu das Räthsel auf den Schalttag (vermischte Ged. 52). Zu einem weitern Mittwochskränzchen ließ er sich nicht bestimmen. Amalia Imhoff schreibt am 4. Februar, einem Donnerstag, Goethe habe seine Kränzchen geschlossen; frage man ihn warum, so sage er: „Sprecht, ich sei der Bär.“ Schon am 8. kehrte er nach Jena zurück, wo ihn die Anordnung der Bibliothek so sehr in Anspruch nahm, daß er auf den Vorschlag Schillers, vor der Abreise des nach Paris sich begebenden Erbprinzen zurückzukehren, um dem Scheidenden zu Ehren ein Kränzchen zu geben, nicht eingehn und schriftlich von dem Prinzen Abschied nehmen wollte, obgleich Schiller ihm vorstellte, der Erbprinz möchte gern dem von Kotzebue beabsichtigten großen Klub entgehn und lieber in ihrem kleinen Kreise sich erfreuen. „Mein hiesiger Aufenthalt ist mir ganz erfreulich“, schrieb er am 19., „sogar hat sich einiges Poetische gezeigt und ich habe ein paar Lieder auf bekannte Melodien zu Stande gebracht.“ Diese beiden Lieder waren wohl das Tischlied und Generalbeichte (gesellige Lieder 7. 9), von denen das eine erst, als er sich entschlossen hatte, am 22. dem Erbprinzen zu Ehren ein Kränzchen zu veranstalten, durch Einschiebung einer

Strophe zu diesem Zwecke bestimmt worden zu sein scheint. Am Ende des Monats ward Goethe durch einen Besuch Zelters außerordentlich erfreut. Zu Jena hatte er sich in so guter dichterischer Stimmung befunden, daß er auch die Sage von dem Grafen und den Zwergen in allerliebster Weise in dem später sogenannten Hochzeitsliede (gesellige Lieder 12) zu behandeln angefangen hatte. Die äußere Form des Liedes war außerordentlich glücklich erfunden. Es ist eine zweitheilige Strophe von neun jambisch anapästischen Versen, die Goethe schon in Leipzig angewandt hatte, nur daß die kleinern Verse hier um einen Fuß kürzer sind. Vgl. oben S. 66. Zuerst haben wir ein System von vier wechselnd reimenden, dann eines von fünf Versen, von denen die drei ersten und die zwei letzten aufeinander reimen. Dreifache Reime in dieser Art fanden wir auch schon in den leipziger Liedern. Die kleinern Verse folgen in beiden Systemen den größern. Zelter hörte die fünf ersten Strophen davon, die ihm unendlich wohl gefielen. Mehrere andere Lieder nahm er zur Tonsetzung bei seiner Abreise mit. Unter den damals von Goethe erhaltenen Liedern waren das Tischlied und frühzeitiger Frühling.

Anfangs März begab sich Goethe wieder nach Jena, wo er so lange als möglich bleiben wollte, damit die begonnene Bibliotheks-einrichtung nicht ins Stocken gerathe. „Einiges Lyrische hat sich wieder eingefunden", schreibt er den 4. Mai an Schiller. „Daß die Gegend in dieser Blüthenzeit außerordentlich schön sei, darf ich Ihnen nicht sagen." Wir werden kaum irren, wenn wir hierbei an die Gedichte Bergschloß (Lieder 15) und Frühlingsorakel (gesellige Lieder 3) denken. Das erste ist nach demselben Volksliede wie Schäfers Klagelied, ja es entspricht der ersten Strophe desselben genauer als dieses, was aber keineswegs

beweisen dürfte, daß es vor dieses Gedicht falle. In diesem Falle würde Goethe wohl dieses, nicht das mit demselben Verse beginnende Schäfers Klagelied Zelter gegeben haben. Das Frühlingsorakel gründet sich auf einen Volksaberglauben, den Goethe vielleicht in einem Volksliede glücklich verwandt fand. In der achtversigen Strophe desselben reimen die Verse paarweis, nur das zweite Reimpaar endet weiblich. Den 15. kam er nach Weimar zurück, begab sich aber schon am 6. Juni wieder nach Jena, um das Vorspiel zur Eröffnung des neuen Theaters in Lauchstedt zu dichten, das er schon am 13. Schiller vorlesen konnte. In demselben befindet sich das Sonett Natur und Kunst (Sonette 2), am Schlusse vier Stanzen und ein Lied aus zehn kleinen Versen (— ◡ ◡ — ◡) mit einem um eine Silbe kürzern Verse, in welchem nur V. 1 und 5, 2 und 3, 7 und 8 reimen. Bei einem spätern längern Aufenthalte zu Jena im August brachte, wie er an Zelter schrieb, weder Lärm noch Stille etwas hervor, woran der Tonkünstler sein Behagen haben könnte. Hierbei vergißt er freilich, daß der Mai ihm einzelne lyrische Blüten gebracht hatte.

In diese Zeit dürften auch die Verse fallen, welche Goethe zur Erklärung einer Kupfertafel mit Abbildungen von Mineralien für Kinder schrieb:

Nicht auf der grünen Erde nur
Am heitern Sonnenschein
Erfreut sich mannigfach Natur;
Auch in die Felsen tief hinein
Zeigt sich der Form und Farbe Spur.
Hier dürfens kleine Muster sein.

Vernimm, wie Quarz und Kalk so rein
In Säulen sich und Tafeln häuft;
Ein schmales, schön gefärbtes Band
Harmonisch durch den Jaspis läuft;

Ein millionenkörnger Sand
Als Fels durch alle Lande reicht;
Ein Pflanzenhaufen sich verkohlt,
Verschüttet in der Erde zeigt.
Vernimm, daß, wer auf Berge steigt,
Meermuscheln oft herunterholt.
Und ferner wird man dir erklären,
Wie du dereinst nach manchem sauern Schritt
Erfahren wirst, wohin Granit,
Porphyr und Marmor auf der Welt gehören.
Hast du an Stein und Felsen dann genug,
Gleich werden dich Metalle reizen,
Nach denen Kunst, Gewalt und Trug
Mit unverwandter Mühe geizen.
Du findest in der Erde Schoß
Mit stillen, achtungsvollen Freuden
Das Gold als ein metallisch Moos
Sich wachsend von dem Steine scheiden,
Das Silber als Gesträuch, das Kupfer als Gestrippe.
Bewundrung stammelt deine Lippe,
Und neue Schätze werden bloß.
Wenn geometrisch Zinn und Blei
In Fläch' und Ecke sich beschränken,
So wird das Eisen oft sich frei,
In Zapfen tropfend, niedersenken.
Aus des Zinnobers roher Kraft
Läuft dir Merkur in Kügelchen entgegen,
Und was das Zink, der Kobalt Gutes schafft,
Das weiß dein Lehrer auszulegen.
Was nun auf diesen Blättern fehlt,
Das zeigt er dir im Kabinete;
An seiner Hand besuche dann die Stätte,
Wo unverhüllt sich uns Natur verhehlt,
Die dich und jeden Stein beseelt.

Als Goethes junger Freund der Arzt Dr. Nic. Meyer im Januar und Februar 1802 in Weimar zu Besuch war, hatte ihm der Dichter dreizehn Kupfertafeln naturgeschichtlicher Gegenstände

des Malers Horny aus Zürich vorgelegt, zu welchen dieser einen Text wünschte, um sie zum Gebrauche für Schulen herauszugeben. Auf Goethes Wunsch schrieb Meyer diese Erklärung der Tafeln in Versen nebst Einleitung, und trat dann seine Reise nach Wien an. Die vierzehnte Tafel, welche vielleicht auf Goethes Wunsch hinzugefügt ward, war damals noch nicht vollendet. Als diese endlich vorlag, dichtete Goethe die oben mitgetheilte für Kinder höchst anziehende, von reinstem Natursinne durchwehte Erklärung in jambischen Reimstrophen von wechselnder Länge und Reimstellung. Nur einmal haben wir einen auf die vorige Strophe reimenden Vers. Erst im folgenden Jahre erschienen diese Abbildungen und Erklärungen mit Erzählungen von Jakob Glatz in Schnepfenthal als naturhistorisches Bilder= und Lesebuch.

Im Spätherbste beschäftigte den Dichter die Durchsicht seiner in diesem und dem vorigen Jahre entstandenen Lieder. Er sei eben im Begriffe, eine Partie kleiner Gedichte durchzuarbeiten, schreibt er den 3. November an Zelter, die er gern zusammen=halte, bis er an jedem in seiner Art nichts weiter thun könne. Wahrscheinlich dachte er schon damals an deren Herausgabe in einem Taschenbuche. Auch einzelnes Neue könnte damals zu diesem Zwecke entstanden sein, wie Ritter Kurts Brautfahrt (Balladen 11), wozu der Stoff ihm längst bekannt war. Die Strophenform ist eine schon im leipziger Liederbuch gebrauchte, in welcher er noch 1799 das sehnsüchtige Lied an die Erwählte gedichtet hatte. Auch das Gespräch Wanderer und Pächterin (Balladen 21) könnte man in diese Zeit setzen, da es Goethe durch die Beschäftigung mit der natürlichen Tochter nahe gelegt war und er den ersten Gedanken dazu auf seinem Gute gefaßt haben könnte. Eigenthümlich ist die hier gewählte vierversige

Strophe dadurch, daß wir statt vierfüßiger fünffüßige trochäische Verse finden; auch die Reimform, daß die innern und äußern Verse reimen, gehört zu den seltenern. Das Gedicht ist in dem vornehmen Tone geschrieben, der den hier auftretenden Personen höhern Standes gemäß ist. Doch kommen wir hier nicht über Vermuthungen hinaus, sicher dagegen ist, daß er erst um diese Zeit das Hochzeitslied vollendete, welches er am 17. Dezember an Zelter mit der Bemerkung schickte, jetzt erst habe es, wie ihn dünke, Art und Geschick. Diese muntern Wundergeburten möge er im treuen musikalischen Sinne hegen, das Gedicht ja nicht aus den Händen geben, wo möglich geheim halten. Goethe war in der letzten Zeit lebhaft dichterisch angeregt; wie Voß schreibt, der sich damals in Jena angesiedelt hatte, wollte er jetzt die Sprache des Theaters höher stimmen, auch im Gebrauch edlerer Versarten, und sogar in der Ode sich versuchen. Selbst zu Scherzversen auf Gleim und das Journal des Luxus und der Moden fühlte er sich aufgelegt. Vgl. zahme Xenien IV, 12, Invektiven 2. Aber der Dezember ward für ihn sorgenvoll; die schwere Niederkunft seiner Gattin und der Tod des Kindes griffen ihn gewaltig an. Doch konnte er den frühern Schluß von Paläophron und Neoterpe, der an die Herzogin Mutter gerichtet war, da das Stück zum nächsten Neujahrstage auf der öffentlichen Bühne erscheinen sollte, zweckmäßig umgestalten.

Am Anfange des Jahres 1803 ward er wirklich krank, und er fand sich so leidend, daß er die drei ersten Monate sich ganz einsam zu Hause hielt, wo er die natürliche Tochter mit tiefer Seelenbewegung vollendete, woraus er selbst Schiller ein Geheimniß machte. Besonders anziehend waren ihm damals kleine bei ihm veranstaltete Konzerte, bei welchen besonders Lieder von Zelter vorgetragen wurden, der ihn neuerdings durch-

seine Melodien zum Hochzeitsliede und dem neuen Amadis erfreut hatte. Die Hoffnung, diesen selbst einige Zeit bei sich zu haben, ging nicht in Erfüllung; dieses hatte er um so mehr gewünscht, als die Hebung der Oper auf dem herzoglichen Theater mit Rücksicht auf die im Spätjahre erwartete Ankunft der mit dem Erbprinzen vermählten russischen Großfürstin Marie ihm damals am Herzen lag. Seinem jungen Freunde Nic. Meyer, der ihm einige seiner Dichtungen geschickt hatte, rieth er am 7. Februar, nicht durch „difficile“ Silbenmaße seinen Gedichten den Eingang zu erschweren. Zwar sei er in Stanzen, Sonetten, Terzinen und dergleichen gewandt genug, doch könne er bei oft wiedergefordertem gleichem Reim den uneigentlichen Ausdrücken nicht entgehn, wodurch wohl manchmal eine schöne Wendung gelinge, aber der Vers auch oft dunkel und schielend werde; deshalb möge er bei solchen Gelegenheitsdichtungen die leichtesten und freiesten Versarten gebrauchen, der schwerern sich nur als Würze bedienen.

In den Februar oder März mögen einige der scharfen Angriffe gegen die im Freimüthigen gegen ihn und Schiller verbündeten Triumvirn Kotzebue, Merkel und Böttiger fallen, die wir unter den Invektiven finden. In den Ultimatum überschriebenen derblustigen Versen wird neben Merkel und Kotzebue auch Spazier, der Herausgeber der seit 1803 erschienenen Zeitung für die elegante Welt, als noch lebend genannt. Spazier starb bereits 1805. Anfangs des Jahres 1803 (im Februar oder März) schreibt ihm der Herzog: „Hier schicke ich Dir eine neue Zeitung, die Du vielleicht mit der eleganten sammeln willst. Man muß das Zeug mithalten, um im Laufe der Impertinenzen zu bleiben.“ Das Ultimatum könnte um dieselbe Zeit fallen. Zwei Invektiven haben eine merkwürdige

um ein Terzett vermehrte Sonettform, wobei im dritten ein neuer Reim eintritt, nur ein Reim der beiden ersten Terzetten sich findet. An einem vom Balletmeister Morelli zur Feier der Rückkehr des Erbprinzen beabsichtigten Kinderballe hatte auch Goethe Antheil genommen, vielleicht auch Verse dazu gemacht oder in Aussicht gestellt.*) Am 28. März gab er dem rückkehrenden Erbprinzen ein kleines Abendessen. Den 2. April kam endlich die natürliche Tochter zur Aufführung. Leider war der Dichter noch immer wegen seines andauernd krankhaften Zustandes verstimmt. Dennoch dichtete er zum 1. Mai, dem Geburts- und Verlobungstage der Fräulein von Wolfskeel, die launigen Verse magisches Netz (vermischte Ged. 30) in denselben reimlosen trochäischen Dimetern, in welchen er vor fünf Jahren die Musageten geschrieben hatte. Am 14. begab er sich nach Jena, wo ihn auch die letzte Durchsicht seiner Lieder beschäftigte, über deren Verlag Schiller mit dem am 21. auf der Rückreise von Leipzig in Weimar ankommenden Buchhändler Cotta abschloß. In Jena mögen noch einige Lieder entstanden sein; man könnte an die glücklichen Gatten (gesellige Lieder 4), Trost in Thränen und Sehnsucht (Lieder 71, 73) denken, von denen das erste in innig empfundener Weise das Glück der Gatten an sich und ihren Kindern ausspricht, das zweite den Genuß eines sehnsüchtig schmachtenden Herzens am Liebesschmerz mit Benutzung des Anfangs eines Volksliedes darstellt, das dritte eine hübsche Liebesphantasie gibt. Das erste ist in einer gewöhnlichen zweitheiligen achtversigen jambischen Strophenform geschrieben. In den Strophen der beiden andern reimen nur die geraden Verse; in der einen vierversigen wechseln vier- und dreifüßige

---

*) Vgl. Charlotte von Stein II, 164.

Verse, in der andern achtversigen ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ mit dem Verse aus Jambus und Anapäst. Vielleicht gehören in diese Zeit auch die beiden Lieder des eifersüchtigen Liebhabers und der den ländlichen Schönheiten drohenden eifersüchtigen Städterin, Selbstbetrug und Kriegserklärung (vermischte Ged. 15. 16), von denen das letztere wohl mit der Strophe eines Volksliedes anhebt.

Gleich darauf kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo er sich des Besuchs von Zelter erfreute. Wenige Tage nach dessen Entfernung sandte er seine jetzt nochmals durchgesehenen der Geselligkeit gewidmeten Lieder an Schiller, der das einzelne und das Ganze beherzigen und für das fünfte eine Ueberschrift finden möge. Schon in den Gesängen mit Begleitung der Chitarra von Wilhelm Ehlers (Sänger in Weimar) fanden sich Schäfers-Klage, Notturno (Nachtgesang), die erste Strophe des erst 1812 vollständig übersetzten Liedes La biondina, Rattenfänger von Hameln, Trost in Thränen und Frühlings-Orakel, ohne Goethes Namen. Den 2. Juli ging Goethe nach Jena, wo gleich darauf der Druck begann. Seine Lieder bildeten den zweiten Theil des Taschenbuchs auf das Jahr 1804. Herausgegeben von Wieland und Goethe. Die Lieder stehen in folgender Ordnung: Stiftungslied. Zum neuen Jahre 1802. Maskentanz zum 30. Januar 1802. Tischlied. Generalbeichte. Weltschöpfung. Frühzeitiger Frühling. Dauer im Wechsel. Schäfers Klagelied. Trost in Thränen. Sehnsucht. Nachtgesang. Bergschloß. Die glücklichen Gatten. Wandrer und Pächterin. Ritter Curts Brautfahrt. Hochzeitlied. Magisches Netz. Zum 1. Mai 1803. Kriegserklärung. Selbstbetrug. Der Rattenfänger. Frühlingsorakel. Am Anfange ist die Zeitfolge der Gedichte beibehalten, unter die seltsam auch die Stanzen des Maskenzugs gerathen sind; mit Ausnahme

dieser Stanzen sind die ersten Lieder sämmtlich als Gesellschaftslieder gesungen worden. Erst mit dem frühzeitigen Frühling beginnen andere, das individuelle Gefühl darstellende Lieder, wobei der Dichter sich einmal in den Zustand eines auf dem Berge stehenden Schäfers versetzt. Mit dem zehnten in Gesprächsform gekleideten Liede beginnt eine ganz bunte Folge in Bezug auf Inhalt, Ton und Form. Alle Lieder zeigen große Gewandtheit, Leichtigkeit, Frische und künstlerische Gestaltung. Mit Recht bemerkte Solger einmal, Goethe singe in seinem fünfzigsten Jahre noch Lieder mit der vollen Kraft jugendlichen Gefühls. Die Reime sind etwas reiner gehalten als früher, wenn auch **i ü, ei eu, ai ei, eu, äu, e, ä** oder **ö** mehrfach reimen, ja auch Todten Boden, blasen Straßen, Tosen großen, Wiesen fließen. Auffällt es, daß ein paarmal das Gesetz, daß die ungeraden Verse nicht reimen, in einigen Strophen verletzt wird.

Alle diese Gedichte gehören in die Jahre 1801—1803. Ein Grund, eines derselben früher zu setzen, ist nicht vorhanden, auch nicht bei der Ballade der Rattenfänger. Riemer berichtet, unter den von Goethe in der frühern Theaterzeit für Bellomo und Morelli gemachten Programmen zu Kinderballetten seien die Weiber von Weinsberg und der Rattenfänger von Hameln gewesen; zum letztern habe die Ballade der Rattenfänger gehört. Daß Goethe sich unter Bellomo, der im Frühjahr 1791 von Weimar schied, mit dem Theater befaßt habe, ist unbekannt; der Balletmeister Morelli verließ Weimar erst Ostern 1803. Da Goethe den Rattenfänger 1799 noch nicht unter seine Gedichte aufnahm, so fällt er wohl später. Man könnte denken, Goethe habe ein solches Kinderballet auf dem Kindertheater bei Hof, etwa im Jahre 1802, kurz vor der Reise des

Erbprinzen nach Paris, eingerichtet, da auch der Rückkehrende mit einem solchen empfangen werden sollte. Die Ballade ist in der einfachen achtversigen zweitheiligen jambischen Strophe geschrieben, in welcher die Verse paarweis reimen, weibliche und männliche Reimpaare wechseln.

Diese neue Liedersammlung ging ziemlich spurlos vorüber, wenn auch in einzelnen Kreisen so manche tiefempfundene oder heiter ansprechende Stücke desselben freundlicher Aufnahme sich erfreuten und die Verehrer des Dichters die seltene Jugendfrische desselben bewunderten. Zelter ließ damals seine neuen Melodien zu dessen Liedern erscheinen. Goethe wurde zunächst von dem Theater, der Kunstausstellung und der leidenschaftlichen Sorge für die Literaturzeitung, die er Jena zu erhalten suchte, in Anspruch genommen. Wohl im Oktober oder November dichtete er zu Jena das Spottgedicht auf Kotzebues Garten (Invektiven 1), den dieser eben nach Loders Abgang bezogen hatte; die Spitze desselben ist wider Kotzebues Angriffe auf das weimarer Theater gerichtet. Das vom besten Humor durchwehte Gedicht ist in Strophen von vier trochäischen Dimetern geschrieben, von denen die geraden Verse reimen. In das Ende des Jahres gehört wohl der Spruch, welchen Goethe in das Stammbuch seines Sohnes schrieb:

> Gönnern reiche das Buch und reich' es Freund- und Gespielen,
> Reich' es dem eilenden hin, der sich vorüber bewegt.
> Wer des freundlichen Worts, des Namens Gabe dir spendet,
> Häufet den edlen Schatz holden Erinnerns dir an.

Als Goethe am 24. Dezember von Jena nach Weimar zurückkehrte, scheint er dem Sohne zum Weihnachtsgeschenk ein Stammbuch (er pflegte solche beim Papierhändler Hertel in Jena zu kaufen) mitgebracht zu haben, in welches er sich zuerst,

dann Schiller und Frau von Staël, die vom Dezember bis zum 1. März in Weimar war, sich eintrugen.

Am 27. Januar sandte er an Eichstädt zur Aufnahme in die Literaturzeitung das „geheimnißvolle" Distichon:

Wie Du Vertrauen erweckst, o Genius anderer Welten,
Mehr als der irdische Mann zeige Dich selig und reich!

Die Verse beziehen sich auf einen Leser, der Goethes Dichtung und Streben zu irdisch fand und sich dagegen seines Vertrauens auf eine höhere Welt rühmte, weshalb denn Goethe ihm wünscht, daß der von ihm verehrte Genius ihn auch selig und reich machen möge. Zu anhaltender dichterischer Thätigkeit konnte er nicht gelangen. Die im Februar begonnene theatralische Bearbeitung seines Götz mußte er bald zurücklegen, dagegen war es ihm eine große Angelegenheit, sich über die in vier Bänden erschienenen lyrischen Gedichte von Voß eingehend mit der höchsten Anerkennung auszusprechen. „Eine Zusammenstellung der Art (nach den Dichtarten und in diesen nach der Jahrszahl geordnet), die schon mehrern Dichtern gefiel," bemerkt er, „deutet besonders bei dem unsrigen auf ruhige, gleichförmige, stufenweis erfolgte Bildung, und gibt uns ein Vorgefühl, daß wir in dieser Sammlung, mehr vielleicht als in einer andern, das Leben, das Wesen, den Gang des Dichters abgebildet empfangen werden."

Zu Jena brachte Goethe am 23. Juni den gegen die beschränkende Polizei gerichteten muntern Trinkspruch aus:

Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

dessen Beziehung er in den Annalen unter diesem Jahre angibt. Dem Juli gehören die Xenienverse an, die er am 4., 25. und 29. an Eichstädt zur Aufnahme in die Literaturzeitung

sandte mit der Bitte, sie zuerst Voß vorzulegen, ob dieser etwa metrische Bedenken dagegen habe:

Sieh! das gebändigte Volk der lichtscheu muckenden Kauze
Kutscht nun selber, o Kant! über die Wolken Dich hin. *)

Schon vom Gifte durchwühlt, gebissen und wieder gebissen,
Vater und Sohn! O! Weh! Heilige Plastik, o weh! **)

Offen zeigt sich die Pforte des bergabstürzenden Waldstroms;
Doch in die offene kehrt nimmer das Wasser zurück. —
Ja doch! es kehret zurück! Schon steigt es in Wolkengebild auf,
Ziehet, erhöhtesten Schwungs, morgengeröthet hinan. ***)

Der Dichter wollte in diesen Distichen nicht bloß falschen Bestrebungen entgegentreten, sondern sich zugleich in strengern Hexametern nach den Grundsätzen von Voß versuchen.

---

*) Das Gedicht schickte Goethe mit einer zum Abdruck eingesandten geschäftlichen Ankündigung einer Denkmünze von Loos auf Kant, deren Rückseite den Genius der Philosophie auf einem von Eulen gezogenen Wagen mit einer lateinischen Inschrift Böttigers zeigt, welche im Deutschen laute: „Lichtscheu Geflügel bezwang er und streuete strahlendes Licht aus.“ Goethe ließ es so einrichten, daß unter der Ankündigung der abschließende Strich stand, unmittelbar unter diesem als literarische Gabe das Distichon, wodurch dessen Beziehung auf die Denkmünze deutlich hervortrat. Die Verse treffen eben Böttiger, der die Denkmünze auf den verstorbenen großen Philosophen angegeben hatte.

**) Gegen Campes Deutung der Gruppe des Laokoon in dessen Reise durch Deutschland und Frankreich. In Widerspruch mit Goethes Deutung erklärte dieser, Vater und Sohn seien wiederholt von den Schlangen gebissen worden, und diese führen noch fort zu beißen, wenigstens ihr Gift der Wunde einzuspritzen. Goethe bezeichnet diese Deutung als einen Hohn auf die edle alte Plastik, als eine so schreckliche Verletzung dieser edlen alten Plastik, wie jene giftigen Schlangenbisse. Der Wechsel in „O! Weh!“ und „o weh!“ in verschiedenem Sinne ist absichtlich.

***) Die Verse beziehen sich auf den ewigen Kreislauf der Wasserbildung, daß das zur Erde fallende Wasser verdampft wieder zur Höhe steigt und Wolken bildet. Gegen welche beschränkte Aeußerung der Zeit diese beiden Distichen gerichtet sind, ist noch nicht ermittelt. Anderer Art ist der siebzehnte Spruch der Weissagungen des Bakis.

Als Goethe am 7. Juli von Jena nach Weimar zurückkehrte, hielt er sich an die Vollendung der neuen Bearbeitung seines Götz, die ihm endlich im August während seines Aufenthaltes in Lauchstedt gelang. Neu sind hier die Scherzverse von Selbiz (II, 10), die Stegreifreime des von Eifersucht und Liebe gequälten Franz (III, 6) und der auf Thorheit und Liebe bezügliche Maskenspruch Adelheids (IV, 18). Die sehr leicht behandelten Verse sind paarweis reimende jambische Dimeter, die willkürlich männlich und weiblich auslauten; in den vier Versen von Selbiz haben wir einen dreifachen Reim, während der erste Vers reimlos ist; der mittlere Reimvers ist absichtlich bedeutend länger. Zu den beiden ersten Aufzügen, die am 29. September für sich allein gegeben wurden, dichtete Goethe einen Epilog eines Narren in shakespearescher Weise (Epigrammatisch 99). Bei der unglücklichen Bearbeitung seines alten Götz hatte Goethe, der sie mit Gewalt durchgesetzt, sich so abgestumpft, daß es ihm unmöglich war, zu der Ankunft der mit dem Erbprinzen vermählten russischen Großfürstin ein Festspiel zu liefern, das Schiller an seiner Statt übernehmen mußte. Auch die lyrische Dichtung verstummte ganz, wie sie denn schon seit längerer Zeit nur gelegentlich in wenigen Versen sich geregt hatte. Noch weniger konnte sie während der traurigen fünf ersten Monate des Jahres 1805 sich heben, die nach längerer Krankheit der beiden verbündeten Dichter unserm Goethe am 9. Mai in Schiller die Hälfte seiner Seele raubten. Als er nach Schillers Tod der Herzogin Mutter die ihr gewidmete Schrift Winckelmann und sein Jahrhundert übersandte, schrieb er dazu das Distichon:

Freundlich empfange das Wort laut ausgesprochner Verehrung,
Das die Parze mir fast schnitt von den Lippen hinweg.

Es war wohl das erste dichterische Wort, das er nach dem

Tode des Freundes schrieb; ein innigerer lyrischer Ausdruck der Verehrung versagte ihm noch, wie ja überhaupt die rein lyrische Form seit der Herausgabe seiner „der Geselligkeit gewidmeten Lieder" ihm fremd geworden war, wovon auch die Verse im Götz zeugen.

Am 2. Juli begab er sich mit den Seinigen nach Lauchstedt, wo er eine würdige Todtenfeier für den geschiedenen Freund zu veranstalten gedachte, doch zog es ihn von hier nach Halle. Dort war es, wo er am 12. Juli mit Beziehung auf Wolf in das Stammbuch seines Sohnes die Verse schrieb:

Fest bewahre des Würdigen Bild! Wie leuchtende Sterne
Säte sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.

Als er nach Lauchstedt zurückgekehrt war, betrieb er die dramatische Aufführung von Schillers Glocke, die im August an dem Monatstage seiner Geburt, am 10., mit einem herrlichen hier gedichteten Epilog in Stanzen glücklich gelang. Darauf begab er sich wieder nach Halle, worauf er am 14. mit Wolf die Reise nach Helmstedt zu dem wunderlichen Beireis antrat, der sich am 17. in das Stammbuch seines ihn begleitenden Sohnes eintrug. Von hier besuchten sie mit dem Probst Henke den unfern vom Wege nach Halberstadt wohnenden sogenannten tollen Hagen. Goethe schrieb sich in das Stammbuch des dortigen Hauslehrers, des jungen Theologen Weitze. Da Wolf von dieser Reise ein Distichon sich angemerkt, das Goethe „in Stammbücher" geschrieben:

Vieles gibt uns die Zeit, und nimmts auch, aber der Bessern
Holde Neigung, sie sei ewig Dir froher Besitz,

so könnte Bernays Recht haben, wenn er glaubt, eben dieses Distichon sei „der Vers", den dieser in das Stammbuch von Weitze stiftete. Wolf hat aber auch noch ein Distichon erhalten,

das Goethe auf dieser Reise in seines Sohnes Stammbuch schrieb:

> Wer ist der glücklichste Mensch? Der fremdes Verdienst zu empfinden
> Weiß und an fremdem Genuß sich wie an eignem zu freun.

Man kann zweifeln, ob diese Distichen Goethe bei dieser Gelegenheit gedichtet oder er früher gedichtete bloß benutzte. Daß er gleich nach dem Tode Schillers zuerst wieder die Form des Distichons wählte, haben wir gesehen. Als er aber am 1. September zu Lauchstedt auf den Wunsch von Wolfs liebenswürdiger, in manchen Sprachen erfahrner Tochter einen Weihespruch in deren Stammbuch stiftete, wählte er wieder die neuere Reimform. Er schrieb (vgl. zahme Xenien III, 34):

> Was auch als Wahrheit oder Fabel
> In mancher Sprache Dir, mein gutes Kind, erscheint,
> Das alles ist ein Thurm zu Babel,
> Wenn es die Liebe nicht vereint.

Die Bezeichnung „als Wahrheit oder Fabel" deutet auf die Kritik, deren Meister ihr Vater war.

Noch vor der lauchstedter Reise war die Unterhandlung mit Cotta wegen einer schon vor Schillers Tod in Aussicht genommenen neuen Ausgabe seiner Werke in zwölf Bändern zum Abschluß gekommen. Die Ankündigung derselben sandte Goethe schon am 12. August zum Einrücken ab. Den ersten Band sollten hier die sämmtlichen lyrischen Gedichte bilden.

Von Gedichten aus den vier letzten Monaten des Jahres ist keine sichere Spur vorhanden. Vielleicht fällt in dieselben, jedenfalls in den Lauf des Jahres, der Spott auf Kotzebues Erinnerungen von einer Reise nach Lievland und Rom:

> Bist du gemündisches Silber, so fürchte den schwarzen Probirstein!
> Kotzebue, sage, warum hast Du nach Rom Dich verfügt?

Schon am 25. Mai hatte er an Eichstädt geschrieben, der Verfasser prostituire sich zuweilen durch Unwissenheit oder Vorschnelligkeit. Wahrscheinlich gehören sie in die Sommermonate.

Zum 30. Januar 1806 dichtete Goethe nach der Melodie des God save the King das unter der Begleitung eines preußischen Trompeterchors von allen Anwesenden im Theater gesungene Lied: „Herzlich und freudevoll" (am Ende der Maskenzüge), das mit Beziehung auf die Herzogin, deren Geburtstag man feierte, die Hoffnung auf den Frieden zuversichtlicher aussprach, als es die Lage der Dinge erlaubte; es sollte eben nur die in banger Angst schwebenden Herzen an dem festlichen Tage beruhigen. In den Anfang des Jahres fällt auch das lustige Lied Vanitas! vanitatum vanitas (gesellige Lieder 12), eine auf äußere Veranlassung gemachte Parodie eines geistlichen Liedes. Auch von den wenigen noch ungedruckten Liedern, welche die neue Ausgabe brachte, werden einige um diese Zeit fallen. Während Goethe mit der Durchsicht der Gedichte beschäftigt war, schrieb er auch die bedeutende Anzeige von des Knaben Wunderhorn, in welcher er sich über den Werth der sogenannten Volkslieder mit liebevoller Anerkennung ausspricht. Sie seien so wahre Poesie, als sie irgend nur sein könne. „Hier ist die Kunst mit der Natur in Konflikt, und eben dieses Werden, dieses wechselseitige Wirken, dieses Streben scheint ein Ziel zu suchen, und es hat sein Ziel schon erreicht. Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußern Technik, oder was sonst will, entgegenstehn, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht." In den April fallen die vier Gedichte für das Album Federzeichnungen, das Tischbein der Herzogin Mutter gesandt hatte, eines in ihrem, eines in der

Fräulein von Göchhausen, eines in Meyers, eines in eignem Namen. Sie sind sämmtlich in gereimten trochäischen Dimetern, aber mit verschiedener Reimform geschrieben.

Die Durchsicht der Gedichte ward unter Beihülfe des Hauslehrers seines Sohnes, des vor drei Jahren aus Italien zurückgekehrten Riemer, jedenfalls vor der Ende Juni angetretenen Reise nach Karlsbad vollendet. Es galt hier die drei verschiedenen Sammlungen der Gedichte, die beiden Abtheilungen oder Bücher der Ausgabe 1789 (a), die Lieder, Balladen und Romanzen, Elegien, Epigramme und sonstigen epigrammatischen Dichtungen der neuen Schriften (b) (die Theaterreden waren mit Recht von diesem Bande ausgeschlossen) und die geselligen Lieder (c), in passender Ordnung zu verbinden und einige neue einzuordnen. Goethe entschloß sich zwischen die Lieder, welchen diesmal auch die geselligen eingefügt wurden, und die Balladen und Romanzen eine Abtheilung vermischte Gedichte einzuschieben, die freilich nicht glücklich gewählt war. Die Zueignung, welche die erste Ausgabe der Werke begonnen hatte, fiel weg und ward wieder mit den Geheimnissen verbunden, zu denen sie ursprünglich gehört hatte. Den Anfang bildet das Lied an die Günstigen, womit auch b begonnen hatte; darauf folgen die vier ersten Lieder von a, nur das Stirbt der Fuchs ist wahrscheinlich der Abwechslung wegen vor Heidenröslein getreten; daran schließen sich das zweite bis vierte Lied von b und die beiden ersten von c (die Jahrszahl 1802 fiel weg), weiter nach dem aus a genommenen Wechsellied zum Tanze von c 20. 19 und die in b etwas später folgenden Gedichte Antworten, verschiedene Empfindungen und Wer kauft Liebesgötter? Dann folgen drei Lieder aus a, aber mit Umstellung des zweiten und Einschiebung des Liedes an die Erwählte aus b, weiter zwei aus b, eines aus a und

das in b übergangene aus dem Musenalmanach auf 1799 mit der neuen Ueberschrift am Flusse (statt an meine Lieder), aus a die Freuden, aus b Abschied, wieder zwei aus b, eines aus a und zwei aus b. Hiermit sind die aus b genommenen Lieder, die in diese Abtheilung kommen sollten, zu Ende, nur an Mignon, Musen und Grazien und an Lina waren noch zurückgelassen, letzteres um den Abschluß zu bilden. Nun folgen aus a 10 Lieder (die 7 letzten ganz in der dortigen Folge), 5 aus c (4—6. 8. 14), aus a auf dem See und vom Berge, aus c frühzeitiger Frühling, aus a Herbstgefühl und rastlose Liebe, dann wieder aus c vier Lieder (9. 10. 12. 11.), aus b an Mignon, aus c Bergschloß, aus a Geistesgruß mit sieben unmittelbar darauf folgenden, nur daselbst durch den Fischer und Erlkönig unterbrochenen Liedern. Darauf kommen sechs hier zum erstenmal gedruckte Gedichte. Unter ihnen stehen an zweiter und sechster Stelle das hier sehr ungehörige Räthsel von 1802 (oben S. 278) und das Lied Vanitas! aus dem Anfange des Jahrs. Derselben Zeit möchte das an dritter Stelle stehende Sonett (Epigrammatisch 1) angehören, welches das Morgenblatt schon am 5. Januar brachte. Bei den drei übrigen, Stoßseufzer, Perfektibilität und Vorschlag zur Güte (Epigrammatisch 3. 5. 7), kann man zweifeln, ob Goethe sie in der letzten Zeit gedichtet, oder aus seinen älteren Papieren ausgewählt habe; am wahrscheinlichsten dürfte ein früherer Ursprung für das erste sein. Den Schluß bilden eigentliche Lieder, die beiden kophtischen Lieder (a), Musen und Grazien (b), der Rattenfänger, Frühlingsorakel (c) und an Lina (b). Die Anordnung ist, wie in a, eine durchaus bunte, der Form wie dem Inhalte nach, wenn auch zuweilen eine Reihe ähnlicher zusammenstehen. Die Folge von a ward mehrfach umgestellt, besonders

aber durch die aus b und c eingefügten und die neu hinzugekommenen unterbrochen. Von manchen sieht man nicht, weshalb sie nicht in der zweiten Abtheilung ihren Platz gefunden haben.

Diese, vermischte Gedichte überschrieben, beginnt mit den in derselben Folge gegebenen 30 ersten Gedichten der zweiten Abtheilung von a; daran schließen sich der Chinese in Rom, den b noch nicht aus dem Almanach aufgenommen hatte, aus den Propyläen Phöbos und Hermes und der Spiege der Muse, aus dem Musenalmanach der neue Amor. Auf diese in Distichen geschriebenen Gedichte folgen dann aus der zweiten Abtheilung von a Liebesbedürfniß, Anliegen, an seine Spröde, aus dem Musenalmanach die Musageten, dann aus a die dort nach Anliegen stehenden Morgenklagen, aus dem Almanach der Besuch, aus c magisches Netz, aus a der Becher und Nachtgedanken und die wohl in dieses Frühjahr fallende Strophe an Silvien. Die letztere ist an die reizende Silvie von Ziegesar in Drakendorf gerichtet. Nach den Nachtgedanken folgen aus a Ferne, Lida, Nähe und Sorge, die von diesen hier nur durch die an Silvien gerichteten Verse getrennt sind. Daran schließen sich die 10 Gedichte, welche den Schluß der zweiten Abtheilung von a bilden, von dem nach Anakreon gedichteten an die Cicade an. Den Schluß bildet die aus dem Almanach genommene Sängerwürde, hier Dithyrambe überschrieben.

Die dritte Abtheilung, Romanzen und Balladen, gibt die in b stehenden in derselben Folge wieder, nur ist aus c nach dem Blümlein Wunderschön Ritter Curts Brautfahrt und nach der Müllerin Reue die dramatische Ballade Wanderer und Pächterin eingeschoben. In der folgenden Abtheilung sind die Elegien, ganz wie in b, in zwei Bücher geordnet.

Nach ihnen folgen die von b noch ausgeschlossenen zwei Episteln. Den Schluß bilden, wie in b, die Epigramme, die Weissagungen und die vier Jahrszeiten. Für einen spätern Band sind Hans Sachs und die Geheimnisse aufbewahrt.

Was den Text betrifft, so hat Goethe sich in den Liedern, den vermischten Gedichten und Balladen nur an sehr wenigen Stellen eine kleine Aenderung erlaubt, so im neuen Amadis, im Liede an Belinden, im Bergschloß, im Blümchen Wunderschön, im Schatzgräber, in der Müllerin Verrath; einige andere Abweichungen sind Druckfehler, wie im Veilchen, im Besuch, im Gesang der Geister. Auch hier war Goethe nicht im mindesten bemüht, reine Reime überall herzustellen; die Hauptsache schien ihm ja, wie er in einer Xenie sagt (zahme Xenien V, 71), den Gedanken rein zu haben; das war ihm alle Reime werth. Wie oft die Reimnoth den Ausdruck gefährde, war ihm aus anderer Beispiel nur zu sehr bekannt, und er sah in der zu weit gehenden Reinheit der Reime eine ungehörige Schranke. In den Elegien finden sich drei Abweichungen im neuen Pausias (V. 5. 62. 96), eine Veränderung in Euphrosyne; in Hermann und Dorothea ist die ursprüngliche Lesart hergestellt. Dasselbe ist mehrfach in den venediger Epigrammen geschehen, die auch sonst an manchen Stellen Veränderungen erfahren haben. Auch die andern Epigramme sind hie und da verbessert, am bedeutendsten umgestaltet das Epigramm Philomele.

Im August hatte Goethe mit Luden die von diesem ausführlich beschriebene Unterredung, in welcher er ein paarmal im Namen des Mephistopheles Spottverse aus dem Stegreife hersagte, die Luden nur ungenau wiederzugeben wußte.

Kurz vor dem Deutschland düster drohenden Unglücke dichtete er am 5. Oktober zu Jena die Verse:

Zu unsers Lebens oft getrübten Tagen
Gab uns ein Gott Ersatz für alle Plagen,
Daß unser Blick sich himmelwärts gewöhne,
Den Sonnenschein, die Tugend und das Schöne.

Wenige Wochen nach der Plünderung von Weimar und seiner am 19. Oktober erfolgten kirchlichen Verbindung mit seiner Christiane Vulpius, an die er die Metamorphose der Pflanzen gerichtet hatte, am 10. November schrieb er, wie er in seinem Tagebuche anmerkt: „Hexameter zur Morphologie". Wahrscheinlich versuchte er damals schon die Metamorphose der Thiere (Gott und Welt 8), die er erst vierzehn Jahre später bei passender Gelegenheit, neu durchgesehen, erscheinen ließ. Auch die gereimten jambischen mit Anapästen untermischten Verse „Ist erst eine dunkle Kammer gemacht" (zahme Xenien VII, 9) werden von Riemer und Eckermann in dieses Jahr gesetzt.

Unterdessen hatte Goethe sich mit großem Eifer der weitern Durchsicht und Zusammenstellung seiner neuen Ausgabe gewidmet, wobei er zum Faust manche neue Szenen dichtete, an andere, welche in den neuesten Jahren entstanden waren, die letzte Hand legte. Erst im März erschienen die vier ersten Bände seiner neuen Ausgabe, die in den bewegten Zeiten ziemlich spurlos vorübergingen. Das wenige Neue, was die Gedichte boten, nebst der Laune der Verliebten und Elpenor, schien der Lesewelt nicht so bedeutend. Der im April erfolgte Tod der Herzogin Mutter erregte in ganz Weimar lebhafte Trauer. Goethe widmete ihr ein in Prosa abgefaßtes Lebensbild. Vom 7. Mai ist der Stammbuchspruch an die nach Dresden zu ihrer weitern Ausbildung gehende Malerin Karoline Bardua:

Wie wir Dich in unsrer Mitte
Ueben Dein Talent gesehn,

Mögest Du mit gleichem Schritte
Immer, immer vorwärts gehn!

Da die Weimarer Schauspieler, denen vor kurzem in der ersten Darstellung des Tasso das Höchste gelungen war, diesmal, statt in dem verödeten Lauchstedt, den Sommer in Leipzig spielen sollten, so schrieb Goethe zu der auf den 24. Mai festgesetzten Eröffnung der dortigen Vorstellungen einen von der Schauspielerin Wolff zu sprechenden Prolog, in welchem sie, nachdem sie der Umstände gedacht, welche diesmal die Weimarer Hofbühne nach Leipzig geführt, die freundliche Theilnahme der so hochgebildeten Stadt für die fremden Schauspieler sich erbittet, damit ihnen in diesem Raume der von außen fehlende erwünschte Friede zu Theil werde. Die neue Ausgabe hatte er so gefördert, daß er, ehe er Mitte Mai nach Jena ging, um sich von dort bald nach Karlsbad zu begeben, die weitern Bände mit einziger Ausnahme des letzten zum Druck abschicken konnte. Der achte enthielt außer dem vervollständigten ersten Theil des Faust, der so manches höchst bedeutende Neue, auch vieles Lyrische bot, die Puppenspiele, Hans Sachs, Mieding, die christliche Legende, die Geheimnisse (mit dem früher davon getrennten Anfange), den Epilog zu Schillers Glocke, den schon das Taschenbuch für Damen auf 1806 gebracht hatte, und die ganz neuen Parabeln. Der Dichter hatte sich vorgesetzt, das Wesen der Parabel nach ihren verschiedenen Richtungen in einer Zahl von Musterstücken darzustellen, hatte es aber nur zu einer einzigen in zwei Theile zerfallenden gebracht, der ein Meister einer ländlichen Schule (Parabolisch 35) überschriebenen. Dennoch hatte er daraus eine besondere Abtheilung Parabeln gemacht, wozu er bemerkte: „Werden fortgesetzt bis zum Dutzend, wodurch man den hier angedeuteten Charakter völlig zu umzeichnen hofft und zugleich

unserer Zeit, welche das Charakteristische in der Kunst so sehr zu schätzen weiß, einigen Dienst zu leisten glaubt." Die Parabel scheint er eben zum Zweck dieser neuen Ausgabe bearbeitet zu haben, um die verschiedenen Arten der lyrischen Dichtung zu vertreten. Da er eine christliche Legende nach der ihm vorschwebenden Kunstform gab, so wollte er im Gegensatz dazu auch Muster der Parabel bieten. Der neunte Band der neuen Ausgabe brachte vor den Theaterreden zum erstenmal die Maskenzüge, soweit er sie hatte auffinden können.

Von Jena begab Goethe sich Ende Mai nach Karlsbad, wo ihn die Erzählungen zu den Wanderjahren beschäftigten. Hier traf er wieder den Kapellmeister Himmel, der immer vor seiner Wohnung vorüberritt. Auf ihn dichtete er die leichten Scherzverse an Uranius (an Personen 26), wie er ihn griechisch nannte. Nach der Rückkehr schrieb er zu Weimar in kurzer Zeit das schöne Festspiel auf die Rückkehr der seit Weimars traurigen Tagen abwesenden Erbprinzessin. Hier bediente er sich in Nachahmung der Alten neben dem jambischen Dimeter längerer und kürzerer trochäischer Verse. Im Oktober schrieb er heitere jambische Verse in das Album, das er für die Prinzessin Karoline mit Zeichnungen ausgestattet hatte; humoristisch gedenkt er hier der Geschichte dieses Albums, das er am Tage vor dem Unglücke bei Jena gekauft hatte, und seiner bei geringer Anlage unüberwindlichen Zeichenlust. Mit dem Plane zu einer neuen dramatischen Dichtung, in welcher er sich der verschiedensten antiken Versmaße zu bedienen gedachte, begab er sich am 11. November nach Jena, wo er den Anfang von Pandoras Wiederkunft ausführte, bald aber in Folge romantischer Aufregung zu leidenschaftlicher Dichtung von Sonetten im Weltstreite mit dem in Jena getroffenen Zacharias Werner hingerissen ward. Vgl.

unsere Einleitung zu den Sonetten. Die „Sonettenwuth" war mit dem Ende des Jahres vorüber, doch ging er die ihm gelungenen mit der Absicht durch, sie zu veröffentlichen, wozu es indeß nicht kam. Von seiner heitern Stimmung zeugt die launige Ballade Wirkung in die Ferne (Balladen 22), welche er im Januar 1808 Riemer diktirte. In der achtversigen jambisch-anapästischen Strophe reimen die vier ersten Verse wechselnd, die andern paarweis, und zwar besteht das erste Reimpaar bloß aus zwei Jamben; nur in den beiden ersten Strophen ist V. 6 um einen Fuß länger. Zunächst wandte er sich der Weiterdichtung der Pandora, dann den Erzählungen für die Wanderjahre zu.

Sein diesmaliger Sommeraufenthalt zu Karlsbad war sehr heiter; besonders erfreute ihn in der ersten Zeit die Verbindung mit der altbekannten Familie Ziegesar. Am 21. Juni wünschte er der anmuthigen, mit inniger Liebe an ihm hängenden Silvie von Ziegesar in einem Gedichte, zu dem er launig einen ihm zufällig in die Hände gekommenen gereimten Glückwunsch eines nach Bethlehem in Nordamerika ausgewanderten Herrenhuters an seine in Herrenhut zurückgebliebene Tochter zu deren elftem Geburtstag benutzte. Den 2. Juli war Pandora bis zu einem Hauptabschnitte vollendet. Gegen den 25. (die Reimschrift erfolgte am 27.) dichtete er die Stanzen auf die Erbprinzessin Auguste von Hessen-Kassel, die in die Mitte eines großen, mit Abbildungen der von ihr auf der Reise gesehenen Gegenden am Rande geschmückten Blattes von kunstgewandter Hand geschrieben werden sollten (an Personen 31). In den diesjährigen karlsbader Aufenthalt fallen auch die Verse, die Goethe in das Stammbuch der Frau H. D. von Berg schrieb, die aber nicht ursprünglich dafür bestimmt gewesen sein werden:

Wie es dampft und braust und sprühet
Aus der unbekannten Gruft!
Von geheimem Feuer glühet
Heilsam Wasser, Erde, Luft.
Hülfbedürftge Schaar vermehrt sich
Täglich an dem Wunderort,
Und im Stillen heilt und nährt sich
Unser Herz an Freundes Wort.

Auf der Rückreise dichtete er am 12. September zu Hof das hübsche, den innigen Volkston so schön anschlagende Lied der Goldschmiedgesell (Lieder 18), wohl durch eine auf dem Wege gemachte Beobachtung veranlaßt. Daß in den einfachen vierversigen jambischen Strophen die geraden Verse alle auf Mädchen reimen, im ersten Theile (mit Ausnahme der zweiten, wohl spätern Strophe) der vierte Vers immer auf Lädchen, im zweiten auf Mädchen auslautet, gibt dem Ganzen einen besondern launigen Ausdruck.

Das meist der Farbenlehre und der Dichtung der Wahlverwandtschaften gewidmete Jahr 1809 brachte nur wenige lyrische Blüthen. Zu der schönen dramatischen Ballade Johanna Sebus, früher Schön Suschen genannt (Balladen 7), wurde Goethe durch eine Aufforderung von den Landsleuten der aufopferungsvollen Heldin veranlaßt. Er hatte sich mit ihr schon länger getragen, als er am 29. April sich nach Jena begab, wo er seinen neuen Roman endigen wollte, aber gleich am Anfange an einem bösen Anfalle seines alten Uebels litt. Als er sich wieder zu erholen begann, griff er gleich am 11. Mai die Ballade an, welche er am 21. vollendete und gleich darauf drucken ließ. Eine ganz besondere Wirkung macht das refrainartig an den Anfang tretende die äußere immer wachsende Gefahr schildernde Reimpaar, das in den drei ersten Strophen durchweg denselben

Reim braust, saust, in der vierten erbrausts, sausts, hat, erst in der folgenden letzten Strophe, nachdem die wilde Flut sich beruhigt hat, einen andern Reim zeigt. Die auf dieses Reimpaar folgenden Strophen haben ungleiche Länge, von zwölf bis zu vier Versen. Die paarweis reimenden Verse sind alle jambische Dimeter, in denen aber häufig der Anapäst eintritt. Eine neue Art volksmäßiger Balladen war dem Dichter, dem die beabsichtigte Wirkung eben so klar vorschwebte als die aus der genauen Betrachtung der Volkslieder sich ihm ergebenden Mittel zum Zwecke, hier vortrefflich gelungen. In denselben Sommer gehören die wohl während einer heitern Mahlzeit bei Knebel von Goethe aus dem Stegreif gemachten versus memoriales auf Okens natürliches System der Erze (nach dessen 1809 in den Osterferien geschriebenen Grundzeichnung des natürlichen Systems der Erze) und Knebels natürliches System des Organisch-Gebacknen (in der Ausgabe von Hempel III, 203).

Nach Vollendung der Dichtung und des Druckes der Wahlverwandtschaften kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo er der in seinem Hause unter Eberweins Leitung seit mehrern Jahren bestehenden kleinen Singschule sich erfreute, in welcher mit Vorliebe Zelters Kompositionen von seinen und Schillers Gedichten vorgetragen wurden. Von Reichardt erschienen in diesem Jahre Goethes Lieder, Oden, Balladen und Romanzen in drei Abtheilungen. Manche einzelne Lieder waren von andern Tonkünstlern mehr oder weniger glücklich gesetzt worden. Bethovens wunderbare Kompositionen goethescher Lieder fallen frühestens in den Winter 1809 auf 1810. Der neueste Lebensbeschreiber Beethovens, L. Nohl, glaubt, daß die in dem gereiften Manne mit Gewalt hervorbrechende glühende Neigung zu Therese Malfatti diesen zur Komposition von Goethes warmen Liebes-

und Sehnsuchtslieder getrieben. Goethes Sehnsucht erschien schon im Jahre 1810, in welches auch Herz, mein Herz, Wonne der Wehmuth, mit einem gemalten Bande und Freudvoll und leidvoll gehören. Früher fällt das Mailied. Der Dichter fand sich durch Zelters sich enge anschmiegende Lieder viel heimlicher angezogen als durch Beethovens mächtige Tongewalt.*)

Aeußere Veranlassungen weckten im nächsten Jahre (1810) seine lyrische Muse. Auf dem von der Großfürstin veranstalteten Stadthausballe zu Ehren des Geburtstages des Erbprinzen, des 2. Februar, sollte ein von Goethe angeordneter romantischer Festzug zur Aufführung kommen, in welchem die verschiedenen Dichtungen, denen die mittelalterlichen Fürsten und besonders die Ahnen des herzoglichen Hauses eine vorzügliche Neigung geschenkt hatten, in mannigfaltigen bedeutenden Gestalten erschienen und durch einen Minnesänger und Heldendichter in bezeichnenden Stanzen erklärt wurden. Die 27 dazu gehörenden Stanzen entstanden in verhältnißmäßig kurzer Zeit, da der Entschluß zu dem Festzuge erst am 22. Januar gefaßt war. Zum Geburtstage der Großfürstin, dem 16., wurde die Aufführung wiederholt, aber mit Beziehung auf die Gefeierte ein Maskenzug der russischen Nationen hinzugefügt. Zu letzterm lieferte Goethe ein Festlied, ein Gastlied und ein Brautlied, eine herzliche Ansprache an die mit dem Erbprinzen von Mecklenburg verlobte, dem Dichter so sehr am Herzen liegende Prinzessin Karoline. Die gewählten eigenthümlichen Versarten sind recht bezeichnend. Auch Zelters Liedertafel trieb den Dichter zu einzelnen Liedern. Eine Woche vor dem zweiten Festzuge (die Gedichte hatte er am 8. Februar begonnen) sandte er an Zelter, das für jene gedichtete, später Rechenschaft überschriebene heitere

*) Vgl. Reißmanns „Geschichte des deutschen Liedes" S. 212 ff.

Gesellschaftslied (gesellige Lieder 16), in welchem der Gedanke, daß jeder in seinem Kreise tüchtig wirken, Kraft und Edelmuth bewahren müsse, statt trüben Träumereien sich hinzugeben, in belebter Weise zur Darstellung gelangt. Goethe, der die Eintönigkeit der gewöhnlichen leeren, oft trübseligen Gesellschaftslieder bedauerte, hatte hier eine ganz neue Form erfunden, indem er die einzelnen Personen hervortreten, sich und ihr Thun aussprechen ließ. Die einzelnen bedienen sich der gewöhnlichen zweitheiligen achtversigen trochäischen Strophe, der Chor einer ganz gleichen vierversigen. Schillers Lied an die Freude ist in derselben Form geschrieben, nur hat die Strophe des Chors dort eine andere Reimstellung. Zelter erfreute ihn gleich darauf mit einer sehr gelungenen Komposition seiner Johanna Sebus, welcher er eine Melodie seiner neuen Lieder beifügte. Der glückliche Erfolg, den sein Gesellschaftslied bei Zelters Liedertafel am Geburtstage der Königin gehabt, ermunterte Goethe zu dem Liede Ergo bibamus (gesellige Lieder 17), das er Ende März dichtete. Zelter, der es bereits am 3. April erhielt, setzte es sogleich in Musik. Hier herrscht wieder ein ganz anderer Ton, der heitere Uebermuth des Vergessens aller Noth und alles Kummers in frohem Freundeskreise. Die Versform ist dazu ganz vortrefflich gewählt. Es sind dieselben Verse, in welchen Schillers Reiterlied und die vier Weltalter gedichtet sind, aber während bei Schiller die Strophe bloß sechs Verse hat, da am Schlusse ein Reimpaar eintritt, haben wir hier im zweiten Theile der Strophe einen dreifachen Reimvers und zum Abschluß einen kleinen auf Ergo bibamus oder Bibamus ganz gleich dem zweiten und vierten auslautenden Vers, wodurch das Ganze eine eigenthümliche Einheit und lebendige Frische erhält.

Am 12. April begab sich Goethe nach Jena, wo er, mit

dem Drucke der Farbenlehre beschäftigt, am 18. Riemer das auf Newton spottende Gedicht Katzenpastete (Parabolisch 2) in vierversigen jambischen Strophen schrieb, in welchem die Lehre, welche die Fabel bewahrheiten soll, vorher ausgesprochen wird. Für die am nächsten 25. Mai erfolgende Gedächtnißfeier Schillers auf dem Theater dichtete er eine neue Strophe zum Schluß des Epilogs zur Glocke. Den 16. trat er die Reise nach Karlsbad an. Hier schrieb er auf den Wunsch der karlsbader Bürgerschaft vier Gedichte auf die Anwesenheit der Kaiserin von Oestreich, die am 6. Juni in Karlsbad ankam und bis zum 22. blieb. Von diesen das herzliche Gefühl seiner Verehrung in würdigster Form aussprechenden Gedichten ist eines in Sonettenform, eines in Stanzen gedichtet, die beiden andern in eigenthümlichen Strophen aus trochäischen Dimetern und um eine Sylbe kürzern Versen. In beiden geht ein vierversiges System von wechselnd reimenden Dimetern voran, auf die einmal eines aus fünf Versen folgt, von denen die Dimeter V. 2—4 aufeinander reimen und ebenso die beiden andern um eine Sylbe kürzern Verse; das anderemal haben wir statt fünf sechs Verse, von denen 1 und 6 (kürzere Verse), 2 und 5, 3 und 4 (volle Dimeter), reimen, also eine chiastische Reimstellung gewählt ist. Des Abbate Casti „nicht sehr ehrbare, aber außerordentlich schöne“ galante Novellen in Stanzen, von denen Goethe einige in Italien vom Dichter selbst hatte lesen hören, kamen ihm in Karlsbad zufällig gedruckt in die Hände, und veranlaßten ihn, sich in einer ähnlichen erotischen Erzählung zu versuchen, die aber eine sittliche Wendung haben sollte. Das in Goethes Werke nicht mit aufgenommene, aber schon 1861 bekannt gewordene Gedicht das Tagebuch ist ein Meisterstück anschaulicher Schilderung sinnlich verfänglicher Zustände und, man möchte sagen, sinnlich-sittlichen Humors, aus

welchem ein rein menschlicher Sinn schalkhaft uns entgegenleuchtet; daß die Liebe noch mehr als die Pflicht uns der Tugend zu erhalten vermöge, zeigt die mit drastischem Leben fast vor Augen gestellte Geschichte. Goethe würde in diesem Felde manche ähnliche Versuche gemacht haben, hätte ihn nicht die Beobachtung davon zurückgehalten, daß solche Schilderungen in unserm Volke als unsittlich und verführerisch gelten müssen. Eine ähnliche Schilderung in Werthers Briefen aus der Schweiz konnte man ihm nicht vergeben. Hier wie dort liegt nichts Selbsterlebtes zu Grunde.

In Teplitz, wohin er sich zur Nachkur begab, war er einige Tage mit Zelter zusammen, der damals manches aus der Pandora setzte. Goethe gab ihm auch kleinere Gedichte, unter andern auch den Scherz Schneidercourage (Epigrammatisch 9), nach einem Volksliede, und die auf denselben Reim endenden Verse genialisch Treiben (Epigrammatisch 28), welche dieser zum Theil gleich in Musik setzte, das letztere als Kanon, dessen er schon am 30. Juli gedenkt. Auch den Spott auf den Physiker Mollweide, dem Weißmacher (Invektiven 16), dichtete er in der heitern Stimmung, die er in Teplitz genoß, veranlaßt durch die Mittheilung des Grafen Reinhardt, daß dieser Mollweide eben in Zachs monatlicher Korrespondenz gegen seine Farbenlehre aufgetreten sei. Auch dem geistreich witzigen Fürst von Ligne und dessen Tochter trat er sehr nahe. Auf ein französisches Gedicht des Fürsten, welches seine Ankunft in Teplitz als eine Meteorerscheinung feierte, ihn als Apostel des guten Geschmacks, als Ehre seines Vaterlandes pries und ihm Verlängerung seines Lebens als Folge seiner Kur weissagte, erwiederte Goethe:

In früher Zeit, noch froh und frei,
Spielt' ich und sang zu meinen Spielen;
Dann fing's im Herzen an zu wühlen:
Ich fragte nicht, ob ich ein Dichter sei,

Doch daß ich liebte konnt' ich fühlen.
So bleibt es noch. Ich weiß nicht viel
Von eignen dichterischen Thaten.
Man sagt, mir sei als Ernst und Spiel
Nicht übel dies und jen's gerathen.
Gern hör' ich Gutes von der Kunst,
Der ich mein Leben treu geblieben,
Doch mich in meinen Freunden lieben,
Dies, edler Mann, dies ist die schönste Gunst.

So stellte er also das Glück edler Freundschaft hoch über alle dichterischen Erfolge, die er bescheiden seiner natürlichen Begabung zuschreibt, nur die Liebe zur Kunst nimmt er für sich in Anspruch. Mit der Tochter des Fürsten hatte er eine Wette eingegangen. Auf den gegen sie verlorenen Gulden schrieb er am 2. September die launigen Verse:

Ein klein Papier hast Du mir abgewonnen,
Ich war auf Größeres gefaßt;
Denn viel gewinnst Du wohl, worauf Du nicht gesonnen,
Worum Du nicht gewettet hast.

Zwei Tage später dichtete er die Verse Fliegentod (Parabolisch 18), welche im Tode der Fliege schildern, wie wir durch gierigen Genuß das Leben selbst zerstören. Ursprünglich folgte auf ein vierversiges System von wechselnd reimenden weiblichen und männlichen Versen ein männliches Reimpaar und drei gleichfalls männliche Reimverse, die das Ununterbrochene bezeichnend malen; später trat eine Aenderung ein.

Von Weimar aus ließ Goethe am 18. November Zelter das vermehrte Zigeunerlied und „einige Lieder und Späße" schicken, die Riemer aus seinen Papieren aushob; unter diesen wird sich das Gedicht Problem (Epigrammatisch 27) befunden haben, für dessen Melodie Goethe am nächsten 2. Mai ganz besonders dankt. Zu Jena, wohin er am 23. ging, übersetzte er

aus der französischen Reisebeschreibung von Skjöldebrand mit Riemers Hülfe ein Lied eines finnischen Mädchens (gesellige Lieder 23), wozu das beigedruckte Finnische ihm das Versmaß darbot; nur hat dort die zweite Strophe einen Vers mehr und die erste ist gereimt, in den beiden andern finden sich ein paar Reimverse. Goethe hatte in diesem Jahre seine alten Papiere vorgenommen, da er die Vorbereitung zu seiner Lebensbeschreibung betrieb, deren erster Band ihn zunächst beschäftigte.

Am 18. März 1811 erhielt Zelter durch Riemer außer dem finnischen Liede auch das sicilianische und das Schweizerlied (gesellige Lieder 21. 22). Das erstere ist aus Giovanni Meli in einer trochäischen und einer jambischen Strophe ohne Rücksicht auf das ursprüngliche Versmaß übersetzt, das Schweizerlied aus dem Volksmunde mit geringen Veränderungen genommen. Riemer fand beide wohl in Goethes ältern Papieren. Den 22. März nach Tische begann Goethe für den Prinzen Friedrich von Gotha die Kantate Rinaldo, die am 23. durchgesehen ward und schon am 24. in reiner Abschrift vorlag. So rasch dichtete Goethe noch damals, daß er in so kurzer Zeit die in den verschiedensten Maßen und Reimformen sich bewegenden mancherlei Lieder zu Stande brachte. Vorherrschen trochäische Maße, Dimeter und Doppeltrochäen; daneben finden sich kleine jambische und jambisch-anapästische Verse, nur einmal bedient sich Rinaldo fünffüßiger Jamben.

Schon am 13. Mai begab Goethe sich nach Karlsbad, wo ihn der erste Band von Wahrheit und Dichtung beschäftigte. Zur lyrischen Dichtung fühlte er sich nicht aufgelegt; denn daß ihm im heitern Laufe des Gesprächs zuweilen ein gereimtes Scherzwort entfuhr, wie am 26. Mai (nach Riemers Mittheilung), er wohl auch sonst einem Spruch dichterische Form gab, kommt nicht in Betracht. Schon am 1. Juli war er wieder in Jena,

wo er am 3. das liebliche Knabenmärchen der neue Paris diktirte. Zu einer lyrischen Blüte kam es auch hier nicht; denn die Verse, welche er nach Riemer am 9. Juli aus dem Stegreife sprach, waren nur ein bon mot, das die Unterhaltung brachte. Nur dürfte der diesmal, ganz abweichend von seinen früheren Dichtungen dieser Art, in Trimetern geschriebene längere Prolog zur Eröffnung der Vorstellungen der weimarer Schauspieler zu Halle am 6. August noch in Jena zu Stande gekommen sein. In ihm zeichnet sich der herrliche Preis der durch Reils Fürsorge mit einem Soolbade ausgestatteten alten Salzstadt aus. In Weimar, wohin er gegen Ende August zurückkehrte, unternahm er gegen den Schluß des Jahres eine Bearbeitung von Shakespeares Romeo und Julie, welche zur Feier des nächsten Geburtstages der Herzogin gegeben werden sollte. Diese alles Anstößige entfernende, „concentrirte" Bearbeitung begann mit einem neu gedichteten Chorgesange der Diener in zwei siebenversigen daktylischen Strophen, in welchen die drei kürzern Verse 3 und 7 mit dem längern 5 und die übrigen paarweis reimen. Das erste in diesem Jahre zu Berlin erschienene Bändchen der Gesänge der Liedertafel brachte u. a. Ergo bibamus, den Kanon und Problem.

Zum Geburtstag der Herzogin am 30. Januar 1812 war er veranlaßt als Begleitung eines Korbes der schönsten Blumen die Verse zu dichten:

Wir begegnen dem Entzücken,
Wie es jeder fühlen mag,
Und mit kindlich heitern Blicken
Grüßen wir den schönsten Tag.

Auch zum Geburtstage der Großfürstin, dem 16. Februar, brachte er zwei kleine dichterische Spenden (an Personen 4). Im April reizte der Aerger über Jacobis Schrift von den göttlichen

und menschlichen Dingen ihn zu der Spottparabel, Groß ist die Diana der Epheser (Kunst 12), in sechsversigen Strophen von jambischen Dimetern, wobei die erste Strophe eine von den folgenden abweichende Reimstellung hat. Aber die immer bedenklichere politische Lage regte den Dichter so gewaltig auf, daß es ihn schon am 20. April nach Jena trieb und von dort am 1. Mai nach Karlsbad. Auf dieser Reise wird das allerliebste in unser Jahr gehörende Mailied (Lieder 66) entstanden sein, in welchem sich der alternde Dichter über alle äußere Noth in froher Empfindung der ewig neublühenden Natur erhebt und sich als jugendlichen, die Geliebte sehnsüchtig aufsuchenden Liebhaber in einem dramatisch belebten Bildchen darstellt. Wir haben hier wieder eine ganz eigene Form. Zwischen zwei sehr bewegten fünfversigen anapästischen Strophen steht eine zweitheilige achtversige aus kleinen wechselnd reimenden trochäischen Versen. Im Juli sollte ihn die Ankunft des Kaisers und der ihm so geneigten Kaiserin von Oestreich sowie deren Tochter, der Kaiserin von Frankreich, zu drei in prächtigen Stanzen geschriebenen Gedichten im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad veranlassen, in welchen er auf würdigste Weise sich der unter den damaligen Verhältnissen so schwierigen Aufgabe entledigte, indem er die echt menschlichen Gefühle zu reinem Ausdrucke brachte und die Gemahlin des welterobernden Gewaltherrschers, dessen Größe er feiert, als Genius des Friedens begrüßt. In den Reimen hat sich der Dichter unbedenklich die frühern Freiheiten erlaubt; so reimen trennte Momente könnte, Geläute Seite, erzeugt schleicht, um von **i ü, ei eu** nicht zu reden, aber die Reime sind sehr bezeichnend und häufig ganz ungewöhnlich. Am 13. folgte er der Kaiserin nach Teplitz, wo er sich bestimmen ließ, am 29. und 30. das kleine Lustspiel die Wette zu dichten, das am 5. August

zur Aufführung kam. Denselben Tag schrieb er an den Abbate Bondi ein Sonett zum Dank für ein von der östreichischen Kaiserin ihm verehrtes Prachtexemplar von dessen Werken. Auch das Epigramm den Zudringlichen (Epigrammatisch 34) soll auf den 5. August fallen. Zum Schlusse einer Vorstellung des Tasso dichtete er eine Stanze, welche die der Kaiserin so nahe stehende Gräfin Odonell als Eleonore an diese als Huldigung „gebildeter und liebevoller Frauen“ sprach. Das „hamburgische Morgenblatt“ Orient hatte am 30. Juli Goethes vollständige Uebersetzung des Liedes La biondina (vgl. oben S. 286) gebracht. Aus den folgenden Monaten des Jahres ist uns nur ein Gedicht zum Geburtstag der Schauspielerin Wolff vom 10. Dezember bekannt, das der Dichter im Namen der Gesellschafterin seiner Gattin, Fräulein Ulrich, und seines Sohnes in paarweis reimenden fünffüßigen Jamben schrieb (an Personen 36). In unser Jahr fallen auch die vier gegen Wolkes Versuch, die deutsche Rechtschreibung zu verbessern, gerichteten Verse dem Buchstabensparer (Invektiven 17). Eine neue unveränderte Ausgabe der Gedichte war im Laufe dieses Jahres erschienen.

Auch während der ahnungsvollen Spannung am Anfange des Jahres 1813 sehen wir Goethe dichterisch aufgelegt. Am 4. Januar dichtete er zu dem beliebten Quodlibet Der Kapellmeister und die Prima Donna eine Baßarie von A. Bianchi völlig um (Hempels Ausgabe III, 61 ff.), indem er an die Stelle einer treulosen Schönen, die mit einem Abbé sich eingelassen hat, einen Liebhaber setzte, der hinter dem Rücken der Geliebten sich mit einem andern Mädchen abgibt. Er hat sich reimloser Verse bedient, und zwar derselben, welche er im Italienischen fand; nur hat er in der Mitte, welche in anderm Versmaße geschrieben ist, einen Vers mehr. Am 15. gleich nach Tisch dichtete er aus dem Stegreif das heitere Lied die

Lustigen von Weimar (gesellige Lieder 20) in einer geläufigen achtversigen zweitheiligen jambischen Strophe. Vielleicht fiel eben um dieselbe Zeit die nach der Melodie des Liedes „Namen nennen dich nicht" gedichtete Gegenwart (Lieder 44); wir wissen, daß diese in unserm Jahre bei einer Familientafel aus dem Stegreif entworfen wurde. Das Morgenblatt hatte das Lied Uelzens am Anfange des vorigen Jahres mit einer Melodie von Berger gebracht. Der Text, der dort irrig Jean Paul beigelegt war, schien ihm gar zu matt. Zur Geburtstagsfeier der Herzogin hatte er diesmal die Idylle (Kantaten 1) gedichtet, die man freilich mit Recht dunkel fand. Die Lust, in festlicher Vereinigung an diesem Tage der Fürstin, von welcher man das Höchste erwarten dürfe, huldigende Verehrung zu erzeigen, soll hier zum Ausdruck gelangen; niemand darf sich von der Freude ausschließen und eine besondere Verehrung für sich in Anspruch nehmen. Die wechselnden Versformen sind bezeichnend ausgewählt. Dem diesmaligen Geburtstage der Großfürstin bereitete Goethe eine ganz besonders glänzende Feier, nur war er so unwohl, daß er die Gedichte dazu Riemer übertragen mußte. Am 14. März stiftete er einen Spruch in das Stammbuch von Fräulein Ulrich (an Personen 31). Den folgenden Tag schrieb er in eine der Großfürstin von Meyer geschenkte schöne Brieftasche auf deren Wunsch ein Sonett, welches das frohe Gefühl aussprach, daß Liebe und Treue die schönsten Kränze widmen (an Personen 4). „Ich habe so gut gedichtet und geschrieben, als es im Augenblicke gehn wollte", äußerte er gegen Meyer. Das leichte, liebliche Gefunden (Lieder 12), das in unser Jahr gehört, fällt wohl um diese Zeit. So hemmte die ängstliche Spannung Goethes Liederlust nicht.

Am 12. April besetzte ein preußisches Streifcorps Weimar. Goethe war jetzt in Folge der drohenden Kämpfe so fieberhaft

aufgeregt, daß die Seinigen ihn drängten, sofort nach Teplitz abzureisen. Am 17. verließ er Weimar. Der Aerger über das Lied „Ich habe geliebt, nun lieb' ich nicht mehr," das er zu Leipzig in einem Deklamatorium vortragen hörte, veranlaßte ihn zu seiner Parodie dieses „elendesten aller deutschen Lieder" in Gewohnt, gethan (gesellige Lieder 8). Als er dieses am 3. Mai Zelter sendet, bemerkt er: „Wäre das Dichten nicht eine innere und nothwendige Operation, die von keinen äußern Umständen abhängig ist, so hätten diese Strophen freilich nicht in der jetzigen Zeit entstehn können." In Teplitz hielt er sich an die Vollendung des dritten Bandes von Wahrheit und Dichtung, aber auch die drei eigenthümliche Töne anschlagenden Balladen die wandelnde Glocke, der getreue Eckardt und der Todtentanz (Balladen 23. 24. 26) entstanden daselbst; er half sich, wie er später an Zelter schreibt, mit solchen Späßen in der bedenklichsten Zeit hin. Die beiden ersten sind lehrende Kinderfabeln, die aber durch die lebendige Ausmalung hohen künstlerischen Werth erhalten. Die erste schrieb er am 22. Mai nach einem Scherze, den man ihm zu Weimar erzählt hatte. Der Ton ist sehr einfach, die vierversige Strophe eine ganz gangbare. Den einer thüringischen Volkssage entnommenen getreuen Eckardt sandte Goethe den 6. Juni an Riemer. Die Erzählung ist hier märchenhafter und die Mahnung dringender. Dazu stimmt das gewählte Versmaß, dasselbe, das er in Gewohnt gethan nach dem zu Grunde liegenden Liede gebraucht, nur hat es dadurch gleichsam etwas Gespanntes erhalten, daß V. 3 und 6 nicht, wie gewöhnlich in ähnlichen Strophenbildungen, aufeinander reimen. Den Todtentanz sandte Goethe schon denselben 6. Juni an Riemer. Er ist eine grausige Kirchhofsballade nach einer böhmischen Sage, wobei es eben galt, das wunderliche, alles Glaubens spottende Gespenstertreiben auf anschauliche Weise gleichsam zu beleben. Die Strophe

ist dieselbe wie in dem untreuen Knaben, nur daß statt der Jamben mit Ausnahme der ersten regelmäßig die bewegtern Anapäste eintreten. Am 20. Juni schreibt Goethe an Riemer: „Mich freut sehr, daß meine kleinen Gedichte Ihren Beifall haben, an dem mir sehr viel gelegen ist; denn Sie sehen diesen kurzgebundenen ästhetischen Organisationen auf den Grund, wenn andere sich allenfalls am Effekt ergetzen.“ Mit demselben Briefe sandte Goethe ihm sein Räthsel auf die Herbstzeitlosen, als Erwiederung eines von Riemer ihm gesandten wortspielenden Scherzes auf den Namen Ansorge.

Da sind sie wieder,
Die losen Dinger!
An hübschen Händchen
Gar sechs der Finger!

Es rühmt das Volk sich
Als Zeitgefährte
Und ziert gar lieblich
Geschorne Bärte.*)

Kein Schneider kleidet
So viele Nackte,
Wenn er auch Höllen
Aus Höllen packte.**)

Sie wären Huren,
Wenn man sie würde.
Doch ist ihr Leibchen
Nur gar zu mürbe.

---

*) Sie blühen erst, wenn die Wiesen gemäht sint.

**) Hölle ist hier, wie Biedermann bemerkt hat, das Loch im Tisch, in welches die Schneider die abfallenden Reste werfen. Höllen aus Höllen packen heißt aus einer Hölle die andere nehmen, so daß also in einer Hölle immer wieder eine andere wäre, und demnach der Vorrath an Stoff unerschöpflich.

Man ignoriret,
Woher sie kamen.
Ich nannte zweimal *)
Schon ihre Namen.

Es ist sehr leicht, über den Dichter loszuziehen, daß er in so schwerer Zeit mit solchen Lappalien sich abgegeben. Aber Goethe hatte eben kein Vertrauen auf eine glückliche Wendung der Dinge nach den bisherigen Erfahrungen von der eifersüchtigen Zwietracht der Deutschen und bei seinem Glauben an Napoleons Heldengröße; deshalb rettete er sich in Kunst und Dichtung, und in der lyrischen Dichtung trieb es ihn, sich in den verschiedensten Formen zu versuchen. So war denn nichts natürlicher, als daß er auch durch Riemers Räthsel sich gleich zu einem Wettstreit mit ihm veranlaßt sah, in welchem er diesen außerordentlich gewandten Verskünstler durch frische, spielende Leichtigkeit übertraf. Er selbst legte auf den Einfall eines Augenblicks nicht den geringsten Werth, scheint kaum eine Abschrift zurückbehalten zu haben. Und doch wie glücklich ist das Ganze, welch ein gelungener Griff gleich der Anfang!

Den 20. August kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo er vier Tage später die drei neugewonnenen Balladen, die er eben durchgearbeitet hatte, Riemer vorlas. Am 12. Oktober dichtete er, anlehnend an ein französisches Vorbild, das neckische Gesellschaftslied offene Tafel (gesellige Lieder 15) zunächst für Zelters Liedertafel, ein neuer Versuch in dieser Dichtform, der manche Aehnlichkeit mit der Rechenschaft hat, aber doch wieder ganz anderer Art ist. Die achtversige trochäische Strophenform, in der nur V. 5 und 7 nicht reimen, wirkt dadurch eigenthümlich,

*) Mit Bezug auf lose Dinger und Zeitgefährte, Nackte und Huren. Ihr Volksname ist nackte Huren.

daß V. 6 und 8 refrainartig wiederkehren, wovon nur die beiden letzten Strophen nothwendig abweichen. Während der Tage der leipziger Schlacht schrieb er den merkwürdigen Epilog zum Essex in fünffüßigen Jamben. Am 21. Oktober wurde der Theil der französischen Nachhut, der in Weimar eingedrungen war, durch Kosacken, östreichische Dragoner und preußische Freiwillige vertrieben. Dem russischen Obristlieutenant von Bock sprach Goethe am folgenden Tage in einem kleinen heitern Gedicht (an Personen 49) seinen Dank aus. Den 30. November richtete er an die eben zurückgekehrte Gräfin Konstanze von Fritsch anmuthige, ein Angebinde begleitende Verse (an Personen 42). Am 3. Dezember schrieb Goethe eine witzige Entgegnung auf eine Fabel von Fr. Haug, welche das Morgenblatt vom 11. November brachte (Parabolisch 30, 3).*) Am Abend desselben Tages trug er seine neuen drei Balladen bei der Herzogin vor. In diese Zeit fällt auch wohl der Spott auf die neu poetischen Katholiken in der später Pfaffenspiel überschriebenen Parabel (Parabolisch 12).

Auch als die Verbündeten bereits den Rhein überschritten hatten, zweifelte Goethe noch an der Bewältigung Napoleons; der verhängnißvolle Gang der Dinge beklemmte ihn, da er nicht an die erwartete Niederwerfung durch die treu zueinander stehenden Mächte glauben konnte. Ludens Napoleon heftig angreifende Nemesis veranlaßte ihn am 5. Januar 1814 zu den Versen:

Ich kann mich nicht bereden lassen;
Macht (Malt ?) mir den Teufel nur nicht klein!
Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
Der muß was sein.

*) Wenn er in der Handschrift das Datum des 3. November schrieb, so muß wohl, durch einen geläufigen Irrthum, der Name des vorigen Monats genannt sein, da kaum das vom 11. datirte Morgenblatt schon am 3. in Weimar sein konnte, wenn auch die Blätter früher gedruckt wurden.

Solche Aeußerungen in dichterischer Form entfuhren ihm jetzt häufig, da er immer mehr zu knappen, bezeichnenden Sprüchen hinneigte und solche gern, wohl oft erst nach längerer Zeit, in einer Reimform gleichsam feststellte. Wie wenig er auch in die Hoffnungen der ausziehenden Freiwilligen einstimmen konnte, wie fest er auch überzeugt war, die meist ungeübten jungen Leute könnten in ihrer Stellung dem Vaterlande besser dienen als draußen unter den Waffen, so trieb es ihn doch, zu einer Vorstellung von Wallensteins Lager am Vorabende des Auszuges derselben, am 11. Januar, eine heitere Schlußszene zu dichten, welche die besten Wünsche den Ausziehenden mit auf den Weg gab. Zum Geburtstage der Herzogin, den diese diesmal in der Anwesenheit der Kaiserin von Rußland feierte, dichtete Goethe drei vierversige Inschriften (an Personen 6), über die wir nichts Genaueres wissen. Aus der Spannung, in welche ihn die Entwicklung des „wunderlichen saeculi" versetzte, wußte er sich oft durch der Dichtung holde Gabe aufzuschwingen. So wissen wir, daß er am 14. Februar das heitere, männlich entschiedene, alles aufs Beste nehmende Soldatenlied Kriegsglück (gesellige Lieder 14) dichtete, in welchem er sich ganz in das Leben eines jugendfrischen Soldaten versetzt, wobei ihm so manche in Weimar gemachte Erfahrungen über den Vorzug der Soldaten bei den Frauen vorschwebten. Die gewählte achtversige zweitheilige jambische Strophe entspricht dem resoluten Tone. Unter dem „Singbaren," dem „poetischen Allerlei", das er an demselben 14. Februar Zelter sandte, befand sich unter andern auch der Spruch meine Wahl (Epigrammatisch 45) und ein wohl verloren gegangenes dreizeiliges Gedicht, das Zelter auf die Kaiserin von Oestreich bezog. Den 16. schickte er an den Regierungsrath Peucer mit vier heitern Versen einen Dukaten, den er durch die zu Dresden

am 15. August mit ihm eingegangene Wette, es werde nicht zum Kriege kommen, verloren hatte. Ein paar Reimsprüche, die Jahre und das Alter (Epigrammatisch 53. 54) theilte Goethe am 23. Zelter mit, woraus aber nicht folgt, daß sie ganz neuerlich entstanden waren. Diesen Winter über waren ihm manche derartige Sprüche in den Sinn gekommen, die er rasch hingeworfen hatte, und die ihm gelegentlich wieder vor Augen kamen. So sendet er auch um diese Zeit an Frau von Stein „allerlei Kuriosa", die „mit dem Winter aufthauten". Vier Tage später begleitet er ein der Gräfin Constanze von Fritzsch gesandtes Penséebouquet mit vier Versen, in welchen er scherzend darauf hindeutet, daß man jetzt kein französisches Wort mehr dulden wolle. Schrieb man ja damals kein Adieu mehr. Zu der im vorigen Dezember gedichteten Palinodie auf Haug brachten die drei ersten Monate des Jahres noch zwei andere auf Haugs Gedichte der Geist und die Schönheit und das Opfer im Morgenblatt vom 20. Januar und 15. März 1814 (Parabolisch 30.1.2). Die Gedichte im Morgenblatt hat Biedermann entdeckt.

Schon um diese Zeit muß Goethe sich an Hammers Uebersetzung des Diwan von Mohammed Schemseddin Hafis erfreut haben. Das 1812 und 1813 erschienene Buch war ihm zur Zeit zugekommen, aber er hatte es damals zur Seite gelegt, da einzelne Proben, die er in Zeitschriften gesehen, ihn nicht angezogen, und so rieth er auch Riemer, dasselbe nicht zu lesen, da es ihn zu sehr zerstreuen werde. Aber während in Frankreich die Geschicke auf der Spitze des Schwertes standen, vielleicht erst während die Kunde von Napoleons Siegen höchste Besorgniß erregte, las er sich in den Diwan hinein und befreundete sich so sehr mit der ihm hier lebendig entgegentretenden Welt, daß ihm der Gedanke kam, sich dieser Anschauung und dieses individuellen

Lebens des persischen Wesens als dichterische Form zur Mittheilung seiner eigenen Auffassung und seines durch die nähere Umgebung angeregten Gefühls zu bedienen. Der Divan wird ihn bereits damals schon zu von Hammers Fundgruben, Chardins orientalischer Reisebeschreibung und andern Werken geführt haben, die ihn genauer mit dem persischen Leben, Dichten und Denken vertraut machten: aber zu einem Versuche, sich selbst dieses persischen Kostüms zu bedienen, wie er einst in den Elegien sein Liebesglück nach Rom verlegt hatte, fehlte ihm noch immer der frische Muth, den er bei der ängstlichen Spannung in Weimar nicht finden konnte. Selbst die am 9. April eintreffende Kunde vom Einzug der Verbündeten in Paris, der am 15. die von Napoleons Abdankung folgte, ermuthigte ihn hierzu noch nicht, da er damals leidend war und noch immer, wenn auch sein Herz sich von schwerem Druck befreit fühlte und frisch aufathmete, mit banger Spannung der weitern Entwicklung der Dinge auf dem diplomatischen Felde entgegensah. Doch gab eine heitere Stimmung ihm das leichte, lieblich fließende Lied Gleich und gleich (Lieder 13) ein, das er am 22. April mit dem Spruche Egalité (Epigrammatisch 61) und den Versen:

Zu verschweigen meinen Gewinn,
Muß ich die Menschen vermeiden;
Daß ich wisse, woran ich bin,
Das wollen die andern nicht leiden,

an Zelter sandte.

Da Goethe sich nicht weit von Weimar entfernen mochte, begab er sich am 13. Mai in das nahe Bad Berka, wo er zunächst ein Vorspiel zur Eröffnung der Vorstellungen der weimarer Schauspieler in Halle und zur Ehrenfeier des wackern um Halle hochverdienten Reil dichten wollte. Aber schon am 17. erreichte ihn

der unerwartete Antrag Ifflands, ein Festspiel zu der etwa in vier Wochen erfolgenden Rückkehr des Königs für die berliner Bühne zu dichten. Im ersten Augenblicke glaubte er die so unerwartet ihn fast überfallende, ja beschämende Aufgabe von sich abweisen zu müssen, aber schon am folgenden Tage hatte er einen Gedanken gefunden, der ihm der Ausführung nicht unwerth schien, und den 24. konnte er das Programm zur Begutachtung an Iffland senden, dessen Ausführung ihm lebhaft im Sinne lag, wenn er auch erst Ifflands Antwort abwarten mußte. Zu Pfingsten (29. Mai) war Riemer bei ihm zum Besuche, auf den das Gedicht Pfingsten (vermischte Ged. 55) sich zu beziehen scheint. Iffland, der über das Programm sehr erfreut war, äußerte nur einige Bedenken. Am 4. Juni drängte er den Dichter zur Eile, der sich dann mit größtem Eifer an die Ausarbeitung gab. Da Riemer, der die Vollendung des Festspiels für Halle übernommen hatte, einem Briefe vom 6. ein Sonett der Ring beigelegt hatte, so dichtete Goethe im Wettstreite mit ihm die der Ring überschriebenen Verse, welche so anmuthig das hohe Glück der Gegenwart der Geliebten bezeichnen:

Wäre der Rubin mir eigen,
Perlen wären um ihn her,
O, so wollt' ich bald erzeigen,
Wie so herzlich lieb er wär'.
Denn ich schüf' ihn gleich zum Ringe,
Schlangen würd' ich um ihn ziehn,
Und ich sagte: „Liebe, bringe,
Bring' ihn der Geliebten hin!"

In keiner Verbindung damit stehen die darunter geschriebenen Verse

Das Opfer, das die Liebe bringt,
Es ist das theuerste von allen;
Doch wer sein Eigenstes bezwingt,
Dem ist das schönste Loos gefallen.

Auf ein mit Randverzierungen geschmücktes Blatt schrieb Goethe am 8:

Ich bliebe gern verschlossen still,
Doch muß ich mich im Kreise zeigen.
Vergebt, wenn ich mich rühmen will!
Denn heute soll ja niemand schweigen.
O wie's in meinem Busen ringt!
Mir ist das schwerste Loos gefallen:
Denn Opfer, wie sie Liebe bringt,
Das sind die schmerzlichsten von allen.

Die Verse gehörten wohl zum Epimenides, wo sie später ausfielen. Dasselbe dürfte von den Versen gelten, die unter der ungehörigen Ueberschrift Waffen gegen Eifersucht in der hempelschen Ausgabe III, 64 stehen. Den Epimenides sandte Goethe schon den 9. an Riemer, nur der Anfang fehlte noch; wenn Riemer Sonntags nach Berka komme, sollte er auch diesen fertig finden. Riemer nahm das Stück zur Durchsicht und Abschrift mit in die Stadt, und schon am 15. ward es an Iffland gesandt. Epimenides war reich an den schönsten lyrischen Stellen und Liedern; auch an Stanzen fehlte es nicht.

Gleich nach Vollendung des Epimenides wird das Gedicht die Weisen und die Leute (vermischte Ged. 23) gedichtet oder vielmehr abgeschlossen worden sein. Auch dieses, in welchem verschiedene Philosophen auf die zudringlichen Fragen des Volkes scherzhaft erwiedern, ist, wie Rechenschaft und offene Tafel, als Gesellschaftslied gedacht. Es hat wieder einen ganz eigenen Ton. Am 18. begab Goethe sich zur Begrüßung der so geliebten und verehrten Erbprinzessin Karoline von Mecklenburg nach Weimar. Gleich nach der Rückkehr begann er das erste Lied zum Divan, dessen Eintheilung damals noch ganz mit der im Persischen übereinstimmen sollte; das Lied Erschaffen und Beleben (I, 5)

in welchem des Hafis Sang und Exempel als Vorbild bezeichnet wird, ist vom 21., an welchem er auch den Spruch vergebliche Mühe (Epigrammatisch 42) schrieb; das Lied Beiname (II, 1), worin er ausspricht, daß, wie Hafis den Koran, er das Bild unserer heiligen Bücher sich ins Herz gedrückt, gehört dem 26. an. Das erste ist in gewöhnlichen vierversigen jambischen Strophen, das andere in trochäischen Dimetern geschrieben, in welchen neben vierversigen Systemen Reimpaare, einmal auch ein dreifacher Reim eintritt. Auch die Divanslieder Fetwa und Der Deutsche dankt (II, 3. 4) in reimlosen fünffüßigen Trochäen wurden damals versucht. Vom 21. sind auch die Verse:

Wie einer ist, so ist sein Gott;
Darum ward Gott so oft zum Spott.

Am 26. kam der Kapellmeister B. A. Weber nach Berka, der, Goethe zum Verdrusse, bedeutende Veränderungen im musikalischen Theile des Epimenides durchsetzte. Erst am 30. kehrte dieser mit dem umgestalteten Stücke nach Berlin zurück. Goethe aber hatte sich darauf in Weimar des Besuches seines Zelter zu erfreuen. Vergebens wartete man dort auf die Ankunft des Herzogs, dem zu Ehren man unter Goethes lebhafter Theilnahme die Stadt festlich schmückte. Zu dieser Festfeier stellte Goethe eine Anzahl Gedichte, die ihm von Weimar und Jena zuströmten, unter dem Titel Willkommen zusammen, die aber erst bei der lang verspäteten wirklichen Rückkehr erschienen. Er selbst leitete sie durch die bedeutsam denselben Reim viermal wiederholende Strophe ein

Diese Stimmen, sie erschallen
Aus der Menge laut vor allen,
Dir zu Ehren, zu Gefallen:
Hör' auch sie mit Hulden an!
Was die Lieder wiederhallen,
Hast Du, Herr, in That gethan.

Zu einem Gedichte von Peucer fügte er eine Strophe hinzu (bei Hempel III, 321), welche Wieland redend einführt. Auch das Familiengemälde überschriebene Gedicht, in welchem er ein Gemälde des Glückes der Wiedervereinigung der herzoglichen Familie in Aussicht stellt, ist nach guter Ueberlieferung von ihm:

So leitet zu des Schlosses Pforten
Die Muse festlich jeden Schritt;
Es fehlet nicht an ernsten Worten,
Und manches heitre tönet mit.
Bald blüht in diesen Lustgefilden
Ein neues Fest dem treuen Blick;
Gemahlin, Söhne, Töchter bilden
Den schönsten Kranz, ein häuslich Glück.
Der Künstler steht entzückt im Schauen,
Entwirft mit Rubens' Hand und Kraft
Anständ'ge Ritter, hehre Frauen,
Und aller Stoffe Farb' und Saft.
Schon hat er's emsig unter Händen,
Er sieht es wachsend vor sich stehn;
Gelingt's ihm, schnell es zu vollenden,
So werdet Ihr's mit Freuden sehn.

Am 22. dichtete er das Divanslied Elemente (I, 7), das den „urgewaltigen Stoff" der Lieder bezeichnet, durch deren Mischung Hafis alle erfreue und erfrische. Es sind Strophen aus vierfüßigen Trochäen; in einer laufen alle Verse auf denselben Reim aus, in zweien reimen sie paarweis, in dreien nur die geraden. Aber reichlich ergoß sich der Strom der Lieder, als Goethe am 25. die Reise nach dem Rhein antrat. Vom 25. sind Phänomen, Liebliches (I, 9. 10) und Sollt' einmal durch Erfurt, reiten, vom folgenden Tage Zwiespalt, Im Gegenwärtigen Vergangnes, Derb und Tüchtig, Lieblich ist des Mädchens Blick, Und was im Pend Nameh steht, Keinen Reimer wird man finden, Uebermacht, ihr könnt es

spüren, Wenn du auf dem Guten ruhst, So lang man nüchtern ist (I, 11. 12. 15. IV, 3. 4. V, 2. 5. 7. IX, 5), das Scherzlied der neue Kopernikus (vermischte Ged. 58) und Jahrmarkt zu Hünefeld (Epigrammatisch 15), vom 27. Als wenn das auf Namen ruhte (V, 8). Alle diese Lieder zeigen geläufige Versmaße; sind gereimte vier- oder achtversige trochäische oder auch jambische Strophen angewandt, einmal paarweis reimende fünffüßige Trochäen. Auch in Wiesbaden, wo er mit Zelter zusammen traf, dem er seine neuesten Sachen mittheilte, wurden in den ersten Tagen noch ein paar Divanslieder gedichtet. Auf den 29. fällt Allleben, auf den 31. selige Sehnsucht (I, 16. 18.)*). In den Juli gehört auch Höre den Rath (IV, 1). Wir haben hier gewöhnliche vierversige trochäische und jambisch-anapästische Strophen, letztere von verschiedener Reimstellung. Im August verstummte Goethes lyrische Muse; erst am 31. entstanden zwei neue Divanslieder, und zwar die ersten Liebeslieder, Unvermeidlich und Geheimes (III, 16. 17); es sind wieder gewöhnliche vierversige jambische und trochäische Strophen.

Weder auf dem Ausfluge ins Rheingau**) noch in Frankfurt, wohin Goethe sich von Wiesbaden begab, noch auf der Reise nach Heidelberg zur Ansicht der Gemäldesammlung der Gebrüder Boisserée fühlte er sich dichterisch gestimmt, auch nicht bei der

---

*) Noch I, 18 ist in der Handschrift nach den Buchstaben des Alphabets in der Weise des persischen Divans bezeichnet („Buch Sad. Gasele 1"), wie I, 7 („Buchstabe Sin. Gasele XIII").

**) Freilich führen einige Gedichte die Ueberschrift Rhein und Main. 1814—1816, aber daß wirklich eines derselben dem Jahre 1814 angehört, ist nicht zu beweisen. Das Jahr 1814 ist nur genannt, weil das erste der Gedichte als Motto der später geschriebenen Beschreibung des Rochusfestes vom August 1814 vorgesetzt war, woraus eben nichts für die Zeitbestimmung folgt, vielmehr ist es erst, als Goethe die Beschreibung veröffentlichte, im Jahre 1817 gedichtet.

denkwürdigen Jahresfeier des siegreichen 18. Oktober, dessen lodernde Feuer er auf einem Thurme seines alten Freundes von Willemer sah, bei dem er an diesem Tage auf der Gerbermühle bei Frankfurt sich befand. Dessen liebreizende, erst seit drei Wochen ihm angetraute im vierunddreißigsten Jahre stehende Frau Marianne, welche dieser vor achtzehn Jahren von der Bühne in sein Haus genommen hatte, zeigte ihm damals alle Punkte der Gegend, aus denen die Feuer herüberschienen. Marianne ward von der Herrlichkeit dieser hohen Menschennatur ganz hingerissen. Goethe selbst trat ihr damals noch nicht näher Die vier auf den Schenken bezüglichen, dem Oktober angehörenden Divanslieder (IX, 13. 17. 19. 20) dürften auf der Rückreise nach Weimar gelungen sein, wo er am 27. ankam. Auch die Verse auf die Verspätung der Aufführung des Epimenides (zahme Xenien VI, 92), die auf den Oktober bestimmt hindeuten, sind wohl auf der Reise geschrieben, wenn nicht erst nach der Rückkehr, wo er am 31. Zelter fragt, was für Geberden nach seiner Ansicht Epimenides schneiden werde, wenn er erwache. In dieselbe Zeit gehört die Strophe Verflucht sei, wer nach falschem Rath (daselbst 91) gegen die Selbstsucht, welche auf dem wiener Kongresse Deutschland um die Früchte der großen gemeinsam errungenen Siege zu bringen drohte. Am 19. November entstand Wanderers Gemüthsruhe (Divan V, 11), zwei Tage später das scharf gegen die Unzulänglichkeit der neuesten Dramatiker gerichtete Gedicht auf den Kauf (Epigrammatisch 71), am 1. Dezember die drei den falschen Geschmack des Theaterpublikums strafenden Strophen Das Parterre spricht (daselbst 70). So fühlte Goethe sich zu gleicher Zeit zu den Divansliedern und scharfen Angriffen auf die Mängel der Zeit getrieben. Auch anderes, dessen Entstehungszeit wir nicht kennen, dürfte damals gedichtet sein. So manches,

was ihm politisch mißfiel, trafen seine zahmen, aber bitter einschneidenden Xenien, in welche er fast unwillkürlich ausbrach. Dahin gehören besonders die Xenien VI, 85 („Mephisto scheint") — 90 („Gott dank!"). Am 21. November schreibt er an Zelter, Mohammed Schemseddin habe sich auch wieder vernehmen lassen. Noch lebendiger sprudelte der Divansquell, als er sich gegen den 10. Dezember nach Jena begab. An diesem Tage dichtete er zu Jena offenbar Geheimniß (II, 9) zur Vertheidigung des „heiligen Hafis", am 11. der Winter und Timur (VII, 1), eine fast wörtliche Uebersetzung einer Stelle aus einem Leben Timurs, in vierfüßigen reimlosen Trochäen, am 15. Das Leben ist ein Gänsespiel (IV, 17) und fünf Dinge (IV, 2), eine genaue Wiedergabe einer Stelle aus dem Pend Nameh, der er am folgenden Tage fünf andere (IV, 3) vom westlichen Standpunkte aus entgegenstellte. Auch Sommernacht (IX, 20) soll vom 16. sein, so daß Goethe gerade im entschiedensten Gegensatze zu der ihn umgebenden Wirklichkeit dieses Gespräch gedichtet hätte, wie wir ähnliches auch sonst bei ihm finden; freilich bleibt die Möglichkeit, daß er damals eine früher begonnene Dichtung neu durchgesehen und vollendet habe, wie wir wissen, daß er die in Berka im Juni begonnenen Gedichte II, 3. 4 erst diesmal zu Jena abschloß. Er begann auch hier die Siebenschläfer (XII, 10). Am 20. kehrte er nach Weimar zurück, wo er am 23. zwei am 26. Juli angefangene Lieder vollendete, am 24. das schöne Anfangslied des Divans in sechsversigen sonderbar paarweis reimenden vierversigen und Dreistigkeit (I, 14) in abwechselnd reimenden trochäischen Strophen dichtete, und am 31. den Gedanken, nur die Liebe bleibe, in dem unter dem Namen Einladung jetzt das Buch Suleika eröffnenden Gedichte aussprach, in welchem auf eine verschränkte reimende Strophe von sechs Versen drei Reimpaare

folgen. Wahrscheinlich hatte er damals schon die Ordnung der Bücher nach der Folge der Buchstaben des Alphabetes aufgegeben und eine Eintheilung nach dem Inhalt in zwölf Büchern sich vorgesetzt.

Am 27. meldet er Zelter, Hafis habe ihn fleißig besucht; auch sei er mit der neuen Ausgabe seiner Werke beschäftigt, die ihn zu wunderlichen Betrachtungen veranlasse, indem er genöthigt sei, über die abgeschiedenen und immer aufs neue spukenden Geister Revue zu halten. Daneben hatte er begonnen, seine italienischen Briefe und Papiere zu einem neuen Bande seiner Lebensbeschreibung (aus meinem Leben) zusammenzustellen. Bei seiner neuen Ausgabe nahmen ihn besonders die Gedichte in Anspruch, die jetzt vermehrt in zwei Bänden erscheinen sollten. Am 23. Januar 1815 bemerkt er Zelter, in seinen beiden ersten Bänden finde sich manches, das quellenhaft sei; der Freund werde es sammeln und auf seine Mühle leiten. Auf den Vorschlag, seine Gedichte nach Perioden zu ordnen, wie man es bei Schiller gethan hatte, ging Goethe nicht ein, er behielt die frühere Eintheilung nach den Dichtarten bei, deren Zahl er nur vermehrte und zum Theil umstellte. Dabei gab er jeder Abtheilung ein Motto in einem in ein Reimpaar aus vollständigen oder unvollständigen trochäischen Dimetern gefaßten Spruche. Die bei der vorigen Ausgabe mit den Geheimnissen verbundene Zueignung ward diesmal wieder von ihnen getrennt und dem Ganzen vorangestellt. Nicht allein wurden die seit der vorigen Ausgabe entstandenen Gedichte eingeschoben, sondern auch manche frühere, aber bisher verkommene oder aus Gründen nicht aufgenommene hinzugefügt, wodurch der eine Band Gedichte zu zweien ausgedehnt ward. Von der ersten Abtheilung Lieder wurden die geselligen Lieder, sowie eine Anzahl sonderbarer

Weise hierher gestellter Gedichte ausgesondert, die erstern als zweite Abtheilung hingestellt, die andern unter die vermischten Gedichte oder die Balladen gebracht; dennoch blieben die Lieder an äußerm Umfange der vorigen Ausgabe gleich. Als neue Einleitung ward die Vorklage gedichtet, nach blinde Kuh Christel, nach die Bekehrte das Gedicht Rettung eingeschoben, das er 1788 auf die Mahnung von Herders Gattin gestrichen und in die vorige Ausgabe nicht aufgenommen hatte. Nach dem Gedichte der Musensohn stehen zwei den Jahren 1813 und 1814 angehörende Lieder. Auf Kriegserklärung folgen Liebhaber in allen Gestalten und der Goldschmiedsgesell; vom letzteren wissen wir, daß es 1808 gedichtet wurde, die Entstehungszeit des andern ist nicht bezeugt, doch könnte es den letzten Jahren angehören; ein Grund, es für älter zu halten, liegt nicht vor. Nach der schönen Nacht, die dem leipziger Liederbuch entnommen war, folgen acht ebendaher stammende Lieder, die der Dichter 1788 ausgeschlossen hatte, das 1783 gedichtete Novemberlied, und nach der Nähe des Geliebten die 1813 entstandene Gegenwart. Nach den Versen vom Berge sind eingeschoben Blumengruß und im Sommer, von denen letzteres irrthümlich aus der Iris aufgenommen ist, da es J. G. Jacobi angehört; die Zeit des erstern läßt sich nicht bestimmen, doch könnte es sehr wohl 1813 oder 1814 entstanden sein. Das weiter folgende Mailied fällt in den Frühling 1812. Nach Wanderers Nachtlied sind unter der Ueberschrift ein gleiches die Verse eingeschoben, die Goethe im September 1783 auf dem Gickelhahn schrieb. Zwischen Sorge und an Lina sind elf Lieder ausgefallen, an deren Stelle die wahrscheinlich dem Jahre 1774 angehörenden Verse Eigenthum getreten. In der zweiten Abtheilung, gesellige Lieder, finden sich anders ge-

ordnet die zwölf Gesellschaftslieder, welche die vorige Ausgabe unter den Liedern brachte; eingeschoben sind die neu entstandenen Gewohnt gethan (1813), Vanitas! (1806), offne Tafel (1813), Rechenschaft, Ergo bibamus (1810), Die Lustigen von Weimar (1813), die Uebersetzungen aus dem Sicilianischen und dem Finnischen und das Schweizerlied, von ältern früher übergangenen Stücken Epiphanias und das von Zelter gesetzte Zigeunerlied aus dem Götz. Mit Ueberspringung der vermischten Gedichte folgen die Balladen (der Zusatz und Romanzen ist weggefallen) ganz in der frühern Anordnung, nur ist am Anfang das Lied Mignons eingefügt, das nicht als Ballade gelten kann, nach dem Schatzgräber aus der Abtheilung Lieder der Rattenfänger eingefügt, nach der Spinnerin das gegen 1777 fallende Gedicht vor Gericht zum erstenmal aufgenommen, und die drei 1813 entstandenen Balladen, dagegen ist die für die Kantaten bestimmte erste Walpurgisnacht hier weggefallen. Den Schluß des ersten Bandes bildeten wie in der vorigen Ausgabe, die Elegien, Episteln, Epigramme u. s. w.

Den zweiten Band eröffneten die Sonette aus dem November und Dezember 1807, von denen nur zwei auf Minna Herzlieb bezügliche zurückgehalten wurden; die Abtheilung Kantaten bildeten deutscher Parnaß (in der vorigen Ausgabe Dithyrambe), die Idylle (1813), Johanna Sebus und Rinaldo (1813). Jetzt erst folgen die vermischten Gedichte, aber aus den hier früher verbundenen Gedichten sind zwei besondere Abtheilungen ausgeschieden, antiker Form sich nähernd und Kunst. Die dreizehn ersten Gedichte sind ganz dieselben wie in der frühern Ausgabe, nur erscheint hier zuerst Wanderers Sturmlied von 1772 eingefügt. Dann folgen königlich Gebet und Menschengefühl (wohl beide, letzteres nachweislich,

aus den siebenziger Jahren), aus dem leipziger Liederbuche die Freude, dann Lilis Park 1774 und an Lottchen, letzteres, wie auch das Gedicht die Freude, aus Versehen wiederholt, da sie schon unter den Liedern stehen. Daran schließen sich ganz in der Folge der vorigen Ausgabe die vierzehn Stücke von Liebesbedürfniß bis an die Cicade, nur hat süße Sorgen, das unter die Gedichte antiker Form sich nähernd gehört, seine Stelle geändert; die Verse an Silvien sind hier ausgefallen. Eine ganz neue Abtheilung bilden die Lieder aus Wilhelm Meister. Unter der Ueberschrift antiker Form sich nähernd stehen hier die 21 Epigramme, die in derselben Folge die vorige Ausgabe unter den vermischten Gedichten hatte, nur daß Phöbos und Hermes mit dem Spiegel der Muse die Stelle gewechselt hat; neu hinzugekommen sind die Kränze (1798) und Schweizeralpe (1797). Hieran schloß sich eine ganz neue Abtheilung an Personen, die mit Ausnahme zweier Stücke nur Ungedrucktes brachte. Beginnen durfte Goethe hier mit der großartigen Dichtung Ilmenau zum Geburtstage des Herzogs Karl August (1783); daran schließen sich die Verse auf Gellerts Monument (1774), die Ode an Zachariä (1768) und die 1806 unter den vermischten Gedichten gedruckten Verse an Silvien, mit vier als Fortsetzung dazu eben neu gedichteten. Dann folgen die Stanzen an die Erbprinzessin Auguste von Hessen-Kassel (1808) und Ministerial-Jubiläum am 2. Januar 1815 auf den Minister von Frankenberg in Gotha, das im Intelligenzblatt zur jenaischen Literaturzeitung Nro. 3 erschienen war, dann das Räthsel „Viel Männer sind" (an Personen 24)*), die an die

*) Wohl vom Jahre 1800 und auf den Grafen Karl von Eckhardtshausen bezüglich, dessen im Reichsanzeiger verkündete palingenetische Künste Goethe im Briefe an Schiller vom 30. Januar 1800 verspottet.

Gebrüder Boisserée und deren Freund Bertram zur Begleitung seines Bildnisses am 2. Januar 1815 abgesandten Scherzverse: Den Drillingsfreunden in Köln, an Uranius (1807), die vier Gedichte an Tischbein (1806), Stammbuchweihe an Fräulein Ulrich (1813), die vier Verse der schönen Vergeßlichen zum Geburtstage, deren Beziehung noch nicht ermittelt ist, die mit Wahrheit und Dichtung, wohl dem ersten Theile (1811), gesandten Verse und das Angebinde zur Rückkehr an die Gräfin Konstanze von Fritsch (1813). Viele andere ähnliche ernste oder scherzhafte Begrüßungen von Personen vermißt man hier; sie waren wohl zum Theil dem Dichter abhanden gekommen, der auch nur eine kleine Auswahl geben wollte. Unter der Abtheilung Kunst finden sich dieselben Gedichte, die früher, mit Ausnahme des dort am Ende stehenden, den Schluß der vermischten Gedichte bildeten; hinzugefügt sind das schon 1776 als Brief gedruckte Sendschreiben, das noch ungedruckte der frankfurter Zeit angehörende Gedicht Künstlers Fug und Recht und Groß ist die Diana der Epheser (1812).

Ganz neu waren die darauf folgenden Abtheilungen des zweiten Bandes. In welche Zeit die den Anfang der Abtheilung Parabolisch machende Erklärung einer antiken Gemme fällt, ist nicht zu bestimmen; möglich, daß Goethe sie machte, um diese Abtheilung zu bereichern, so daß sie gleichsam ein Beleg sein soll zu dem im Motto der Abtheilung ausgesprochenen Satze, im Bilde genieße man gern, was einen im Leben verdrieße. Die darauf folgende Katzenpastete gehört dem Jahre 1810; die gegen Akademien gerichtete Stanze möchte aus der letzten Zeit sein, wogegen die Legende früher fallen könnte, wie die drei folgenden Autoren, Rezensent, Dilettant und Kritiker schon 1773 und 1774 gedruckt waren. Für die Entstehungszeit

der drei folgenden Stücke Neologen, Kritiker und Celebrität fehlt jeder feste Anhalt; wahrscheinlich sind sie kurz vorher gedichtet, wie die den Schluß bildende Parabel ins Jahr 1813 fällt. Die eigentlichen Parabeln, die Goethe im achten Bande gegeben und zu vermehren versprochen hatte, vergaß er hierher zu ziehen. Unter der Ueberschrift Gott, Gemüth und Welt erhalten wir 42 Reimsprüche, meist aus einem, acht aus zwei, zwei aus drei Reimpaaren, die dem Dichter wohl zu ganz verschiedenen Zeiten, zumeist in den letzten vier Jahren, zufällig, oft im Gespräche gekommen waren, und, gelegentlich niedergeschrieben, jetzt bei der Zusammenstellung vermehrt worden. Aehnlich verhält es sich mit der daran sich schließenden Abtheilung Sprichwörtlich. Hier haben wir 207 Sprüche, die größtentheils auf volksthümlichen oder mit treffender Kürze ausgesprochenen Sätzen beruhen, denen der Dichter zuweilen eine neue Anwendung gibt, manche aber geben in derselben knapp bezeichnenden Weise selbständig sein eigenes Urtheil. Auch diese Sprüche hatten sich in den letzten Jahren angehäuft, wurden aber bei der Durchsicht wohl durch neue vermehrt.

Die letzte Abtheilung Epigrammatisch beginnt mit dem Sonett (früher unter den Liedern); dann folgen Sprache, schon 1773 gedruckt, Vorschlag zur Güte (früher unter den Liedern), das noch ungedruckte Vertrauen, das wohl der jüngsten Zeit angehört, Stoßseufzer und Perfektibilität (früher unter den Liedern), Schneidercourage (1810), Katechisation (schon 1773 gedruckt), Totalität (hier zum erstenmal), physiognomische Reisen (1779), das garstige Gesicht (1773), Diner zu Koblenz (1774), Jahrmarkt zu Hünefeld (1814), Versus memoriales (1782), Neue Heilige (1786 oder 1787), Warnung (1778), Frech und

froh und Soldatentrost, die wohl den letzten Jahren angehören, Problem und genialisch Treiben (1810), Hypochonder (vor 1778), dann vier Epigramme, wohl aus späterer Zeit: Gesellschaft, Probatum est, Ursprüngliches, den Originalen, weiter den Zudringlichen (1812) und nach zehn Epigrammen, deren Entstehungszeit wir nicht kennen, meine Wahl (1814), nach fünf Epigrammen unbestimmter Zeit Räthsel (1802), das die vorige Ausgabe unter den Liedern brachte, die Jahre und das Alter (1814), weiter von unbestimmter Zeit Grabschrift, Beispiel und Umgekehrt, dann Fürstenregel (1780) und Egalité (1814), worauf noch vier Epigramme aus unbestimmter Zeit folgen. Der bei weitem größte Theil dieser Abtheilung war noch unbekannt, einzelne nur mit Zelters Tonsetzung gedruckt.

Bei den neu aufgenommenen Gedichten hat sich Goethe nur wenig Aenderungen erlaubt, bei den schon gedruckten nur einmal (Epigramme 63), dagegen haben sich in diese Ausgabe, wie sonst, so besonders in den beiden ersten Bänden eine Anzahl Druckfehler eingeschlichen, die mit den meisten der vorigen Ausgabe in die letzter Hand übergegangen sind; so Lied 3. 57. 73, Balladen 1. 3. 18, vermischte Ged. 12. 15.

Der Drang zur lyrischen Dichtung erhielt sich in Goethe mit nachhaltiger Kraft, ja er blieb im Steigen und trieb immer reichere Blüten. Vor allem galt es ihm einen dem persischen Divan gleichen allseitigen deutschen zur Seite zu stellen und ihn nach den verschiedensten Richtungen auszufüllen; dann aber floß auch die Spruchdichtung in reichem Strome, und es drängte ihn, seine Anschauung der geheimnißreichen und doch so klar vor uns liegenden Natur auszusprechen; dazu kamen die mannigfachsten Veranlassungen, durch ein freundliches, geistreich gewandtes

Dichterwort nähere und entferntere Freunde zu erfreuen und seines Antheils zu versichern. Wir gedachten schon der in die neue Ausgabe übergegangenen Gedichte auf Frankenberg und die Boisserées am Anfange des Jahres. Während er mit der neuen Ausstattung der Gedichte beschäftigt war und sich immer tiefer in den Orient versenkte, drängte es ihn, dem am 14. Dezember verstorbenen, ihm so innig befreundeten Prinzen von Ligne, ein „des frohesten Mannes des Jahrhunderts“ würdiges Requiem zu schreiben. „Ich habe mich dadurch (durch eine Uebersicht des Lebens des Prinzen) auf das wunderbarste angeregt gefunden und sogleich angefangen“, schreibt er am 29. Januar dem Herzog, „unserm abgeschiedenen Freunde ein Requiem zu dichten, wovon einstweilen der Eingang beiliegt. Ich bin schon weit hinein und wäre schon fertig, wenn nicht die Bewegung der festlichen Tage (der Geburtstage der Herzogin, des Erbprinzen und der Großfürstin) meine geringe Thätigkeit für das nächste in Anspruch nähme. Ich hoffe aber bis zur Hälfte Februars das Ganze zu Stande zu bringen.“ Leider blieb das so fein ersonnene Gedicht, wie einst das Gedicht auf Glucks Nichte, nach der herrlichen Ausführung des Anfanges ganz liegen; vollendet würde es eine der reichsten und ergreifendsten Dichtungen dieser Art gewesen sein. Nachdem ihn die Aufführung von Calderons Zenobia am 30. Januar und seiner Proserpina am 3. Februar lebhaft in Anspruch genommen, setzte ihn die Krankheit seiner Frau in große Sorge. So konnte er in der nächsten Zeit nicht zu der heiter ruhigen Stimmung gelangen, welche die Fortsetzung forderte. Das Morgenland verschlang ihn ganz; denn selbst die arabischen, persischen und türkischen Handschriften der Bibliothek zogen ihn so an, daß er sich die Schrift anzueignen und sich mit der Sprache, so gut es in der Eile gelingen wollte, bekannt zu machen suchte. Am

11. Januar meldet er Knebel, er habe sich die Zeit her (vom 21. Dezember an) meist im Orient aufgehalten, wo denn eine reiche Erndte zu finden sei. „Man unterrichtet sich im Allgemeinen und Zerstückelten wohl von einer so großen Existenz, geht man aber einmal ernstlich hinein, so ist es vollkommen, als wenn man ins Meer geriethe. Indessen ist es doch auch angenehm, in einem so breiten Element zu schwimmen und seine Kräfte darin zu versuchen. Ich thue dies nach meiner Weise, indem ich immer etwas nachbilde und mir so Sinn und Form jener Dichtart aneigne. Es ist wunderlich, zu sehn, wie die verschiedenen Nationen, Franzosen, Engländer, Deutsche, wie die verschiedenen Stände, Theologen, Aerzte, Moralisten, Geschichtschreiber und Dichter, den ungeheuren Stoff, jeder nach seiner Art, behandelt, und so muß man es denn auch machen, wenn man ihm etwas abgewinnen will, und sollte man dabei auch die Rolle des Kindes spielen, das mit einer Muschel den Ozean in sein Grübchen schöpfen will." Wenn er Knebel bemerkt, die Gedichte, denen er seinen Beifall geschenkt, seien indessen wohl auf das Doppelte angewachsen, so ist offenbar, daß er seit dem 20. Dezember viel mehr Divanslieder gemacht haben muß, als nach unserm Wissen (vgl. oben S. 328) in diese Zeit fallen. Manche Lieder, deren Entstehungszeit uns unbekannt, mögen damals gedichtet, auch andere später weggefallen sein. Wenn der Herzog für ein im Anfange des Jahres erhaltenes Persicum dankt, das sehr geistreich und galant sei, so könnte man dabei an das Gedicht denken, mit dem das Buch Suleika schließt. Knebel hatte ihm Anfangs Februar ein paar orientalische Stücke mitgetheilt, die er wohl in englischer Uebersetzung gefunden hatte. Wenn Goethe am 8. erwiedert, er habe sie sogleich aufgereiht, so werden dabei V, 4 und VIII, 52 gemeint sein, die am

vorigen Tage entstanden. Fünf Tage später schrieb er in die Mitte eines mit einer breiten Einfassung von goldenen Blumenranken in der Art türkischer Handschriften verzierten Blattes das schöne Gedicht an Willemer (an Personen 65) in Strophen aus je zwei paarweis reimenden trochäischen Dimetern, in welchem er seinen freundlichen Dank für die herzliche Aufnahme auf der Gerbermühle im vorigen Oktober aussprach. Der jungen Frau ward nur in den Worten „edler Kinder treu Bekenntniß, elterliches Einverständniß" gedacht. Auf den 17. fallen zwei an die Geliebte gerichtete Divanslieder (VIII, 14. 16), fünf Tage später XII, 8, den 23. V, 17 in gereimten fünffüßigen Trochäen (eine Sura des Korans) und IX, 21 (nach Oelsners Mahomet), den 25. die Parabel X, 6. Der 2. März gab ihm den Spott über die Verheerung Frankreichs durch die Deutschen in paarweis reimenden jambischen Versen (Politika 3) ein. Auf den 10. fallen II, 2 (in gereimten fünffüßigen Trochäen) und XII, 3a, auf den 17. die Parabeln X, 5 (nach Saadi) und 8, auch die erste Bearbeitung von VIII, 15. So hatte er in letzter Zeit besonders Liebesgedichte für den Divan begonnen, dann die Bücher der Parabeln und des Paradieses mit mehrern Stücken ausgestattet. Von diesen Liedern trägt das handschriftlich auf einem Folioblatte erhaltene XII, 3a die Bezeichnung „Bl. 46 Nr. 31", woraus nur folgt, daß es in einer Sammlung, die er veranstaltet hatte, das einunddreißigste war. Ein starker Katarrh hatte ihn damals befallen; gleich darauf erfüllte die Kunde von Napoleons Landung Goethe mit neuer Sorge. Wie ein Spott sah es aus, als gerade in dieser Zeit, am 30. März, Goethes Epimenides zum erstenmal auf der berliner Bühne erschien. Goethe hatte zu diesem noch zwei Strophen gedichtet. Das beginnende Frühjahr fand ihn sehr leidend, und der Gang

der Dinge in Wien verstimmte ihn gewaltig. „Was will man in so bedenklichen Zeiten denken und sagen?“ schreibt er den 22. April an Voigt. Doch zur Festfeier von Schillers und Ifflands Andenken am 10. Mai dichtete er einen neuen Schluß seines Epilogs der Glocke und ein Nachspiel zu Ifflands Hagestolzen; beide erschienen gleich darauf im Morgenblatt. Als er den 3. Mai dem Schauspieler Wolff einige von ihm selbst in Sepia gezeichnete Landschaften zum Geburtstag verehrte, fügte er dazu die Dilettant und Künstler überschriebenen Verse (Kunst 21). Den 10. meldet er Voigt, nächstens werde er nach Wiesbaden abgehn. „Die verzögerte Ankunft unseres gnädigsten Herrn scheint eine frühere und bälder geendete Kur anzurathen, wozu ich durch meine Krankhaftigkeiten veranlaßt, durch freundliche ängstliche Antriebe, ja gewissermaßen durch ein Geheiß unserer gnädigsten Fürstin genöthigt werde.“ Am 13. erklärte man zu Wien Napoleon in die Acht.]

Goethes lyrische Dichtung war die Zeit über verstummt. Am 15. Mai schrieb er in ein Stammbuch die hübschen Verse zu einem Bildchen der Ruine Hanstein bei Göttingen (an Personen 43), wo er in echter Divanslaune bemerkt, als er auf dieser Ruine gesessen, sei ihm die ganze Welt umgraut gewesen, da damals kein liebes Kind seiner gedacht, er keiner angehört habe.

Ihr wißt ja selbst, was sie erheitert,
Die Horizonte stufenklar erheitert.

Den 17. vollendete er das gerade vor zwei Monaten begonnene Divanslied des Buches Suleika. Am 20. dichtete er zum Schenkenbuch die lustige Aeußerung seiner Ueberzeugung, daß der Trinkende gottgefällig sei (X, 4), worin alle ungeraden Verse auf sei auslauten, die geraden gleichfalls denselben Reim haben,

dreimal mit ich nicht enden. Weiter ging er in der Nachbildung der Gaselenform nicht, die er nur spielend versuchen wollte. Um diese Zeit wird auch das hübsche Gedicht an den Prälaten Dietz fallen, dessen er in den Noten zum Divan gedenkt.

Den 24. trat er die Reise an. Zu Eisenach entstanden an diesem Abende die Divanslieder VIII, 2. 3. X, 10. XI, 2, die ihm wohl zum Theil schon auf der Reise in Gedanken schwebten; auf denselben Tag fallen auch III, 10. X, 9. Unter den in Eisenach gedichteten befinden sich die beiden, welche sich auf den Entschluß beziehen, seine bisher namenlose Geliebte Suleika und sich selbst Hatem zu nennen. Auch an den beiden folgenden Tagen dürfte es an Liedern nicht gefehlt haben; wir wissen nur, daß zu Frankfurt am 27. I, 6. III, 12. IV, 6. 22. IX, 10 und an demselben Tage zu Wiesbaden VII, 2 entstanden ist, unter denen eines, in welchem zwei Reime durchgehen, in den geraden Versen mit einer Ausnahme dasselbe Wort wiederkehrt, ein anderes auf Hudhud (den Wiedehopf) ohne Reim ist; eines ist jetzt an Suleika überschrieben, die aber im Gedicht, das auch kein Liebeslied ist, nicht genannt wird. Denselben Tag wird auch das Lied zu der am 30. stattfindenden Jubelfeier von Kirms und von Schardt, dem ältern Bruder der Frau von Stein, gedichtet sein, das Goethes Sohn an diesem Tage vortrug. Die fünf ersten Strophen desselben gingen in den Divan über (IV, 11).

Ende Mai wurden die am Schlusse des vorigen Jahres begonnenen Siebenschläfer (XII, 10) vollendet. Um diese Zeit schreibt Goethe an Zelter, er könne ihm nichts aus seinem „orientalischen Divan" schicken, weil er nichts Singbares darunter finde, dann aber sei auch jedes einzelne Glied desselben so durchdrungen von dem Sinne des Ganzen und so innig orientalisch, daß es von

einem vorherigen Gedicht exponirt werden müsse. „Ich habe selbst noch nicht gewußt, welches wunderliche Ganze ich daraus vorbereitet. Das erste Hundert ist beinahe schon voll; wenn ich das zweite erreicht habe, so wird die Versammlung schon ein ernsteres Gesicht machen.“ Von den erhaltenen Divansliedern wissen wir nur von 71 aus bestimmten Datirungen, daß sie damals vollendet waren. Von jetzt an verstummten die Divanslieder in Folge der langen Spannung wegen des Kampfes mit Napoleon. „Die großen Nachrichten des Verlustes erst, dann des Gewinnes trafen hier heftig“, schreibt er an Meyer. Bald nach der alle neubelebenden Siegeskunde, am längsten Tage des Jahres, am 21. Juni, redigirte er das erst später an Suleika überschriebene Lied (VIII, 17), worin sich der Liebende unwillig über das Kreuz ausläßt, das die Geliebte am Halse trägt. Auf den 1. Juli fallen die Verse Was heißt denn Reichthum? (IV, 23. 3) und die Anrede an den Schenken (IX, 12), letztere veranlaßt durch einen jungen Kellner auf dem Geisberg. Den 21. trat Goethe eine Reise in das Rheingau an, und er fuhr mit dem Minister von Stein bis Köln; den 31. kehrte er nach Wiesbaden zurück. Diese ganze Zeit über scheint der lyrische Gesang wieder geruht zu haben, um bald auf die reizendste Art durch eine herzlich anmuthige Neigung wieder aufgeregt zu werden.

Am Mittag des 12. August traf er nach vorheriger Ankündigung zu längerm Besuche bei Freund Willemer auf der Gerbermühle ein. Hier ergriff ihn die herzlichste Neigung zu der anmuthigen, rein gemüthlichen, durch ihren seelenvollen Gesang und ihr feines, auch dichterisch angeregtes Gefühl so ungemein anziehenden Gattin seines Wirthes. Den Morgen brachte er hier gewöhnlich für sich zu, bei dem gemeinschaftlichen Mittagsmahle und den abendlichen Spaziergängen und Ausflügen war

er äußerst lebendig und mittheilend. Aus seinem Divan las er gern und außerordentlich schön vor. Willemers Gattin, seine liebe Marianne, erfreute ihn durch ihren seelenvollen Vortrag von Liedern. Am 19. schrieb er die auf den wunderlichen alten Medizinalrath Ehrmann bezüglichen Verse „Pfeifen hör' ich fern im Busche," das letzte der unter Rhein und Main 1814—1816 zusammengestellten Gedichtchen. Die Divanslieder waren ganz verstummt; den Dichter beschäftigte ein großer Aufsatz über die Alterthümer und Kunstwerke am Rhein. Besonders glänzend und herzlich ward Goethes Geburtstag gefeiert. Am 8. Oktober zog er nach Frankfurt, von wo er am 15. zu kurzem Besuche nach der Gerbermühle zurückkehrte, da er sich entschlossen hatte, mit Boisserée nach Heidelberg zu reisen. Jetzt erst begann das geistreiche Liederspiel zwischen Goethe und der reizenden Frau, die er als seine Suleika feierte. An demselben Abend dichtete er in Hatems Namen das Lied: Nicht Gelegenheit macht Diebe (VIII, 3), worauf Marianne am folgenden Tage mit ihrem prächtigen: Hochbeglückt in Deiner Liebe (VIII, 4) erwiederte. Suleikas Frage: Als ich auf dem Euphrat schiffte und Hatems Antwort (VIII, 8. 9) fallen auf den 17. Der folgende Tag, der letzte von Goethes Anwesenheit, ward wieder sehr heiter und glänzend gefeiert. Marianne sang mehrere Lieder Goethes und einige Volkslieder, Goethe las Liebeslieder des Divan, aber auch seinen Todtentanz. Am Morgen des 19. brach er mit Boisserée auf. In Heidelberg, wo sie am Mittag des 21. ankamen, fand er die von Jena her ihm vertraulich bekannte Gattin des Kirchenrath Paulus, bei welchem er sich in arabischer Schrift übte. Auf den 21. fallen die Lieder VIII, 18 und 48, das letztere in einer gangbaren achtversigen Strophe, das erstere in reimlosen freien Versen. Am folgenden Tage

wurden die drei Liebesgespräche zwischen Suleika und Hatem VIII, 12. 13. 36 gedichtet. Eine Einladung Boisserées an Marianen, mit ihrem Gatten nach Heidelberg zu kommen, veranlaßte diese zu dem herrlichen Liede Was bedeutet die Bewegung? (VIII, 42). Am frühen Morgen des 24. dichtete Goethe auf dem heidelberger Schlosse; damals schrieb er wahrscheinlich die Lieder VIII, 33 und 43, die, wie wir wissen, an diesem Tag entstanden. Mittags kam Marianne mit ihren Schwestern in Heidelberg an. Auf den folgenden Tag fallen die gefühlvollen Verse VIII, 19. Ehe Marianne am 26. Heidelberg verließ, verabredete er mit ihr eine briefliche Verbindung in morgenländischer Chiffresprache mit Zugrundelegung von Hammers Hafis. Denselben Tag schrieb er das Gespräch zwischen Suleika und Hatem VIII, 21. Marianne sandte ihm ihr liebliches: Ach, um Deine feuchten Schwingen (VIII, 45). Am 28. vertheidigte sich Goethe wegen seiner Liebestrunkenheit in dem heitern Liede: Sie haben wegen der Trunkenheit (IX, 14). In diese Zeit fällt auch das in den Divan nicht aufgenommene Scherzgedicht auf den Eilfer:

Wo man mir Gut's erzeigt, überall
's ist eine Flasche Eilfer,
Am Rhein und Main, im Neckarthal,
Man bringt mir lächelnd Eilfer,
Und nennt gar manchen braven Mann
Viel seltner als den Eilfer;
Hat er der Menschheit wohl gethan,
Ist immer noch kein Eilfer.
Die guten Fürsten nennt man so
Beinahe wie den Eilfer;
Uns machen ihre Thaten froh,
Sie leben hoch im Eilfer.
Und manche Namen nenn' ich leis,

Still schöppelnd meinen Eilfer;
Sie weiß es, wenn es Niemand weiß,
Da schmeckt mir erst der Eilfer.
Von meinen Liedern sprechen sie
Fast rühmlich wie vom Eilfer,
Und Blum' und Zweige brechen sie
Mich kränzend und den Eilfer.
Das alles wär' ein größres Heil
(Ich theilte gar den Eilfer),
Nähm' Hafis auch nur seinen Theil
Und schlürfte mit den Eilfer!
Drum eil' ich in das Paradies,
Wo leider nie vom Eilfer
Die Gläubgen trinken! Sei er süß,
Der Himmelswein, kein Eilfer!
Geschwinde, Hafis, eile hin!
Da steht ein Römer Eilfer!

Die geraden Verse enden hier auf dasselbe Wort, die ungeraden reimen paarweis, nur ist der vorletzte Vers, da das Gedicht aus einer ungeraden Zahl von Distichen besteht, ohne Reim — eine sich ihm von selbst aufdrängende freie Nachahmung der Form der Gasele. Den 30. dichtete Goethe VIII, 25, am 1. Oktober VIII, 31. Obgleich sich schon am 6. eine ängstliche Unruhe seiner bemächtigte, schrieb er doch den 17. noch das Liebesgespräch VIII, 38. Boisserée begleitete den fast fieberhaft Beunruhigten denselben Tag auf der Rückreise nach Darmstadt, wo er sich von ihm trennte. Auf den 10. fallen das heitere Gespräch zwischen Hatem und Suleika VIII, 24 und ein Chiffrebrief an Mariannen.

Den 12. kehrte Goethe, dessen Buch Suleika diese Zeit über durch die Neigung zu der liebenswürdigen Frau einen reichen Zuwachs gewonnen hatte, so froh und munter, wie er seit zehn Jahren nicht gewesen, nach Weimar zurück. Dort schrieb er am 21. die Dankverse an den Obristen von Geismar (an Personen 50), der vor

zwei Jahren Weimar gerettet hatte und im vorigen Jahre an diesem Tage festlich begrüßt und beschenkt worden war. Auch die Divansdichtung verstummte nicht ganz. Den 24. und 25. Oktober entstanden Vollmondnacht (VIII, 47) und das in reimlosen ganz freien Versen sich ergießende Lied IX, 18. An Zelter schreibt er den 29., unter den vielen Stücken, um die der Divan vermehrt worden, seien welche von der jüngsten und frischesten Sorte; schon könne er nach dem Inhalte in Bücher abgetheilt werden; sei auch manches Singbare darunter, so walte doch nach orientalischer Art die Reflexion vor, was auch den Jahren des Dichters gezieme. Den 7. November dichtete er Hochbild und Nachklang (VIII, 43., 44), den 12. vier Verse an die in Begleitung der Großfürstin nach Petersburg reisende Gräfin Konstanze von Fritsch (an Personen 43). Den 18. kam er auf einige Tage nach Jena, wo er den 21. an eine nach Süden gereiste Freundin die heitern Verse schrieb:

In einer Stadt einmal
Auf dem Stadthaus
Ein großer Saal,
Darin ein lustig Mahl.*)
Unter den Gästen
Eine artige Maus,
Wie's bei solchen Festen
Geht, im Champagnersaus.
Sie hatte nicht so viel getrunken
Als Schiller, ich und alle,
Sie war mir aber um den Hals gesunken.
In keiner Falle
Fing man so lieblich Mäuschen.
Niedlich war sie, niedlicher im Räuschchen.
Ich hielt sie feste, feste,
Wir küßten uns aufs beste;

*) Goethe wollte wohl „ein lustger Schmaus" schreiben.

Doch wickelt sie sich heraus,
Fort ist die Maus.
Die treibt sich in Osten und Süden.
Gott schenk' ihr Lieb' und Frieden!

Das Stadthaus ist das im Jahre 1800 umgebaute, mit einem größern Musik- und Tanzsaal und einem kleinern Speisesaale versehene zu Weimar. Es war wohl eine Freundin aus Jena, die damals bei einer Festfeier zu Gast war. Der Dezember setzte dem Dichter auch diesmal zu, doch brachte dessen Ende einige dichterische Spenden. Am 22. schrieb er das hübsche Lied II, 8, worin er sich mit Hafis vergleicht. Die Reimform ist eigenthümlich; die sämmtlichen ungeraden Verse reimen aufeinander, die geraden paarweis. Zwei Tage später gelingt ihm der glühende Ausdruck der Eifersucht in Lust und Qual (Lieder 19) und das einen schönen Liebestraum anmuthig schildernde, später Juni überschriebene Lied (vermischte Ged. 51). Zum Geburtstag wünschte er Frau von Stein bei Uebersendung von Zuckerwerk Glück (an Personen 126). Auf den 29. fällt das Logenlied (5) Dank des Sängers.

Unterdessen hatte Franz Schubert, der Deutschlands größter Liederkomponist werden sollte, sich Goethes Dichtungen zugewandt. Schon in den Jahren 1813 und 1814 hatte er einzelne Gedichte Goethes gesetzt, welche für seine eigenthümliche Begabung, die einer gewissen Schranke bedurfte und nur an voller Innigkeit der Seele sich wahrhaft erwärmen konnte, den entsprechendsten dichterischen Stoff boten. Die eigentliche Vollendung seines Liederstils gewann Schubert erst im Jahre 1815, in welchem er so manche goethesche Lieder setzte, an denen er bis zu seinem frühen Tode (1828) seine Meisterschaft bewährte, der aber bei seinen Lebzeiten die volle Anerkennung versagt blieb. Leider war auch Goethe so sehr von Zelters Melodien mit ihrem einfach deklamatorischen

Vortrage eingenommen, daß er dem begabtern Schubert, der seinen Liedern und Balladen die höchste musikalische Verklärung und die allerweiteste Verbreitung verleihen sollte, nicht gerecht werden konnte.

Auch der Anfang des Jahres 1816 fand Goethe dichterisch gestimmt. Gleich auf den 2. Januar fallen seine die Sehnsucht nach einem Hüttchen, in welchem er sich mit der Geliebten freue, lieblich schildernden neunversigen Strophen Mai (vermischte Ged. 52). Den 5. schreibt er den Divansspruch V, 13, den 6. (Epiphanias) die bildlichen Verse an Boisserée (an Personen 98), die ihn warnen, mit seinen Gemälden nach Berlin zu ziehen, den 8. das Divanslied VIII, 23, den 12. den Spruch:

„So sei doch höflich!“ Höflich mit dem Pack?
Mit Seide näht man keinen groben Sack.

Die Kunde von dem am 16. erfolgten Tode seiner geliebten Prinzessin Karoline ergriff ihn tief schmerzlich. Zu der ihr gewidmeten Trauerloge dichtete er die schönen warm empfundenen achtversigen trochäischen Strophen, deren erster Theil eine vom zweiten abweichende Reimstellung hat (Loge 4). Auch das Gedicht Symbolum (Loge 1) in fünfversigen Strophen, von denen 1 und 4, 2 und 3 reimen, gehört in dieses Jahr. Auf den 31. fällt der Divansspruch VIII, 27. In den Januar gehört auch der Spruch: „Schilt nicht den Schelmen“ (zahme Xenien V, 49), in den Februar die scharfe Invektive auf Kotzebues Neidsucht (Invektiven 8). Goethe hatte unterdessen eine von Frau Städel, der Tochter Willemers, gemachte Zeichnung Frankfurts von der Gerbermühle aus, die er zu seinem Geburtstage empfangen hatte, vervielfältigen lassen, um sie an nähere Freunde mit bezüglichen Versen zu vertheilen. An Willemer sandte er sie mit den Versen: „Also lustig sah es aus“ (Rhein und Main 12). Für Willemers

Tochter, Frau Scharff, fügte er das Distichon hinzu (in dieser Versform hatte er lange nicht mehr geschrieben):

> Als die Tage noch wuchsen, gefiel das Leben mir wenig;
> Nun, abnehmend mit Eil, könnten gefallen sie mir.

An den Grafen Reinhard richtete er am 26. die Verse: „Erst Empfindung, dann Gedanken“ (Rhein und Main 3), mit denen er das Bildchen auch an Boisserée sandte, wie mit andern an andere.

Im Februar war auch die Zusammenstellung einer Reihe von Divansliedern zu dem nächsten cottaschen Taschenbuch für Damen vollendet. Eine darauf bezügliche Anzeige brachte das Morgenblatt schon unter dem 24. Februar und als Probe unter dem 22. März die Gedichte I, 4. 5. Die Sammlung: Westöstlicher Divan. Versammelt von Goethe. In den Jahren 1814 und 1815, im Taschenbuch enthielt folgende Gedichte in der hier angegebenen Folge I, 5. 6. 9. II, 6. 1. VI, 49—52. III, 1. 15. 17. 18. I, 18. Die Suleikalieder waren hier mit Absicht ausgeschlossen, meistens nur wirkliche Nachbildungen gegeben.

Zu der bei Herrn von Helldorf am 15. März veranstalteten Darstellung lebender Bilder schrieb Goethe die einleitende Stanze (an Personen 164). In den März fallen auch die beiden ernst bedeutenden, durch die Beschäftigung mit seinen ältern naturwissenschaftlichen Arbeiten hervorgerufenen, die Abtheilung Gott und Welt unter der Aufschrift Prooemion eröffnenden Strophen. In demselben Monate schickte er Boisserée in Erwiederung einer Sendung desselben eine Abbildung eines Krystalls mit den Versen:

> Granit, gebildet, anerkannt,
> Es war ein wirklich freundlich Senden;
> Empfanget nun aus gleicher Hand
> Ein Bild, das auch die Welten spenden!

Das regte sich in Gottes Frühe,*)
Doch spät erst kommt es zum Betracht,
Und gibt Betrachtern Qual und Mühe.
Ich hab es mühsam oft bedacht.
Und ich bemerk' es alle Tage!
Wie unterstünde sich die Lust,
Uns zu versüßen Qual und Plage,
Wär' sich nicht Lust der Qual bewußt!**)

Dem Schauspieler Genast gab er bei Niederlegung seiner Regie zwei seiner Handzeichnungen mit zwei freundlich seiner Thätigkeit gedenkenden Reimpaaren (an Personen 121). Als am 7. April die Huldigung der Beamten und Stände zu Weimar stattfand, wobei Goethe zur Rechten des Thrones stand, dichtete er die Verse: „Sage mir, was das für Pracht ist“ (zahme Xenien VI, 104). Auch die auf die gewissenlos ungeschickte Verpackung der von Frankreich zurückerhaltenen Kunstwerke bezüglichen Verse Museen (vermischte Ged. 89) und zwei als Unterschrift der S. 347 erwähnten Abbildung Frankfurts an Antonie und Christian Brentano gerichtete Strophen (Rhein und Main 14. 15) gehören in den April. Am 14. sandte er an Zelter die beiden lustigen Scherzsprüche das Publikum und Herr Ego, die ohne Ueberschrift in den zahmen Xenien VI, 25 stehen. Die ihn am 18. überraschende Kunde vom plötzlichen Tode der ihm so geneigten und herzlich verehrten Kaiserin von Oestreich schlug ihn so mächtig nieder, daß er zu keinem Worte dichterischer Feier der Hingeschiedenen fähig war. Auch daß sein Berka am 25. niederbrannte, griff ihn, da er ohnedies leidend war, sehr an.

Am 11. Mai ging Goethe zu seiner Herstellung nach Jena.

---

*) In der noch jungen Schöpfung.

**) Immerfort noch forsche ich diesem Geheimnisse nach; denn die Mühe des Forschens ist mit Lust verbunden, welche die Mühe versüßt.

Dort dichtete er vier Tage die später Frühling übers Jahr überschriebenen Verse (vermischte Ged. 52), in welchen er mit jugendlich lebhafter Anmuth den Reiz der Geliebten feiert, der über alle Blumenpracht gehe. Auch das in dieses Jahr gehörende heitere Gedicht Gegenseitig (vermischte Ged. 58) fällt wohl um diese Zeit. Am 25. schreibt er Riemer, diese vierzehn Tage habe er ein beweglicheres und geselligeres Leben geführt; auch seien ihm schöne Aufschlüsse über die Elemente der natürlichen Dinge geworden. Das erste Heft über Kunst und Alterthum erschien ohne jeden dichterischen Spruch. Jetzt erst kamen die bisher von der Buchhandlung zurückgehaltenen beiden ersten die Gedichte enthaltenden Bände der neuen Ausgabe der Werke in den Handel. In Jena müßte auch das auf die Vermählung des Herzogs Bernhard (am 30. Mai) im Namen der Loge Amalia verfaßte Gedicht geschrieben sein, worin die Verse:

Er kam zurück, ein Jüngling noch; für's Leben
Frühreif durch's Leben; denn die Zeit war schwer,

aber man hat dieses Gedicht eben ganz irrig Goethe zugeschrieben. Die am Anfange des Juni sich wiederholenden schrecklichen Krämpfe seiner Gattin riefen den Dichter nach Weimar zurück. Der 6. entriß ihm die treue Gefährtin seines Lebens, deren unendlichen Verlust er in den aus tiefer Seele fließenden, an die Düsterheit des Tages anknüpfenden Versen aussprach:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist ihren Verlust zu beweinen. *)

Sechs Tage später sprach er A. von Humboldt, dessen Heft sur

---

*) Es beruht wohl auf Irrthum, wenn Zelter von einem Divansgedichte sprach, das Goethe gemacht, als seine Frau im Sterben gelegen habe.

les lois que l'on observe dans la distribution des formes végétales er in den Trauertagen erhalten hatte, seinen Dank in den schönen Versen aus, in welchen er ihm mittheilt, dieses habe ihn zu Erhebung aus seiner schweren Bedrängniß ermuntert (an Personen 97). Am 24. vertraut er Boisserée, daß sein Zustand an die Verzweiflung grenze, und da sei er auf das allerfalscheste Mittel zur Zerstreuung gerathen, er habe seine alten Papiere hervorgesucht. Bald darauf ging er auf kürzere Zeit nach Jena, wo er am 30. die später Poesie genannten Verse (Parabolisch 15) schrieb, welche den Werth der Dichtung für die erste Bildung des Menschen ähnlich schildern, wie den der Kunst (vgl. oben S. 193) die Nektartropfen. Als er in der ersten Woche des Juli nach Weimar zurückkehrte, erfreute ihn Zelters Besuch.

Am 20. wollte er mit Meyer die Reise nach Heidelberg antreten, aber ein Unfall, den er nach zweistündiger Fahrt mit dem Wagen hatte, bestimmte ihn, auf die Reise zu verzichten und einen längern Aufenthalt in dem kleinen Badeorte Tennstedt zu nehmen. Die sieben Wochen, die er hier theils mit Meyer, theils allein verbrachte, wandte er den Heften über Kunst und Alterthum und über Naturwissenschaft zu. Zu den erstern schrieb er die Beschreibung des Rochusfestes, dem er als Motto die Verse „Zu des Rheins gestreckten Hügeln" (Rhein und Main 1) vorsetzte. Zur Feier des Brunnenfestes soll er auf den Wunsch der Brunnengäste ein Lied gedichtet haben. Vielleicht sandte er damals an Marianne Willemer zur Erinnerung an das vorige Jahr einen in eins geschlungenen Myrten- und Lorbeerkranz mit den Versen an Personen 87, und könnte auch die Erwiederung daselbst 128 auf den mit dem Gedichte 127 gesandten Kranz Mariannens sich beziehen. Er las damals auch thüringische Chroniken. Darauf bezieht es sich, wenn er am 28. August an Zelter schreibt, er sei in diesen

Tagen veranlaßt worden, einige Blicke ins Deutschthum zu lenken, und nach seiner Art könne er nicht lassen, sogleich einige Schritte (produktiv) zu thun: könne er dabei etwelche Balladen erhaschen, so solle es sein größter Gewinn sein. An seinem Geburtstage schickt er mit dem Bildchen von Frankfurt die an seinen vorigjährigen Geburtstage errinnernden Verse (Rhein und Main 12) an Louise Friderike von Niebeckr, geborene von Fritsch. Den 11. September kam er nach Weimar zurück, wo er zum 27. die vier gehaltvollen Stanzen zum Jubelfeste des Staatsministers Voigt (an Personen 59) schrieb. Gleich darauf hatte er wieder einen zweitägigen Besuch von Zelter, der durch Versehen einige Gedichte Goethes mitnahm, andere wohl von ihm erhielt; unter diesen war wohl die spätere Fassung des Gedichtes So ist der Held (vermischte Ged. 59). Damals las er ihm die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen (Balladen 3), deren Schluß ihm nicht gelingen wollte, und die Legende vom Paria (Balladen 30), der noch als Einleitung des Paria Gebet vorausgehn sollte. Beide Stoffe hatten ihm vierzig Jahre in der Seele gelegen. Vor drei Jahren hatte er aus dem erstern eine Oper machen wollen; in der letzten Zeit zu Tennstedt wird er es mit der Balladenform versucht und gleichzeitig auch den Paria unternommen haben. Die Behandlungsart beider ist durchaus verschieden. In der ersten herrscht das dramatische Element, wobei die Redenden gar nicht bezeichnet werden, während in der zweiten die Erzählung ununterbrochen fortläuft; über beiden aber liegt ein wunderbarer fast mystischer Schleier. Zur Ballade vom Grafen ist eine äußerst bewegte zweitheilige neunversige Strophe gewählt, die von der im Hochzeitliede darin verschieden ist, daß der erste Theil nicht mit dem vierten, sondern erst mit dem fünften Verse schließt; auch ist der nur aus einem Verse bestehende nur

zweimal in das Gegentheil veränderte Refrain von großer Wirkung. Der Paria bedient sich reimloser trochäischer Dimeter, wogegen Goethe bisher bloß Strophen gereimter Dimeter zu Balladen verwandt hatte, und zwar nur abwechselnd mit andern Strophen. Das schöne Logenlied Verschwiegenheit nahm Zelter diesmal wohl zur Tonsetzung mit; er hatte es am 10. November schon längst gesetzt, sandte es aber erst am 2. Dezember.

Am 9. Oktober schickte er der Gräfin Karoline Odonnell, geb. Clary,*) auf ihr Verlangen eine seiner gebrauchten Schreibfedern mit zwei Strophen zu (an Personen 66), in welchen in der ersten auf zwei abwechselnd reimende Reimpaare zwei reimlose Verse folgen, die beiden ersten Verse der zweiten auf V. 5 reimen, V. 3 und 4 die Reimworte von V. 1 und 3 der ersten wiederholen, auf die dann auch noch V. 5 reimt, wie endlich die Schlußverse beider Strophen aufeinander reimen. Den 25. bittet er Zelter, ihm die kleinen Gedichte, die er mitgenommen, wieder zuzuschicken, da er seine Sorgfalt, dergleichen Dinge zu sammeln, nicht gern unterbrochen sehe. Im November ging er auf dessen Gedanken einer Kantate zur hundertjährigen Feier des Reformationsfestes ein, aber sein Entwurf kam nicht zur Ausführung. Den 6. Dezember dankte er in vier Versen (an Personen 44) für ein von der Gräfin Konstanze von Fritsch aus Petersburg gesandtes Geschenk, da er augenblicklich ihr nicht anders danken könne. Vier Tage später spendete er Gubitz für dessen zum Vortheil hülfloser Krieger herausgegebene Gaben der Milde zwei im Sommer 1814 gedichtete Divanssprüche (IV, 4. 5) unter der bezeichnenden Ueberschrift Wonne des Gebens. Auch Schadows Aufforderung, ein Lied für den Künstlerverein in Berlin zu liefern, entsprach Goethe gern;

*) Goethe irrt, wenn er sie Titinne nennt; Titinne Odonnell war die Tochter des Fürsten von Ligne, wie Biedermann bemerkt hat.

sein Künstlerlied (Kunst 23) sandte er vor dem Ende des Jahres ab. Den 27. Dezember schrieb er an die Oberkammerherrin von Egloffstein schöne Erinnerungsverse an die erste weimarer Zeit (an Personen 122). Auch gelang ihm noch vor dem Ende des Jahres der Abschluß der Ballade vom Grafen.

Der Anfang des folgenden Jahres (1817) ward Goethe durch die Theaterhändel sehr verbittert, da er es nicht hintertreiben konnte, daß Kotzebues Schutzgeist zum Geburtstage der Herzogin in voller Ausdehnung gegeben wurde. Die überlange Dauer des Stückes erregte Unwillen am Hofe und in der Stadt. Goethe wollte vom Theater zurücktreten, ward aber vom Herzoge zum Bleiben veranlaßt, worauf er denn zunächst an eine Bearbeitung des Schutzgeistes ging. Unterdessen hatte er für die Darstellung von lebenden Bildern zur Feier des Geburtstages des Erbprinzen, am 2. Februar, eine Stanze geschrieben (an Personen 164), wie im vorigen Jahre zum 15. März. Zu einem Maskenballe, auf welchem die reizende Wilhelmine von Münchhausen als Undine erschien, dichtete er die Verse: „Gib Acht! Es wird Dir allerlei begegnen" (an Personen 85), welche ein neckischer Unterhändler überreichen sollte. Der am 5. März wieder einfallende Schnee entlockte dem Dichter das anmuthige Gedicht März (Lieder 20). Nach dem schönen Erfolge, den die Aufführung seiner Bearbeitung des Schutzgeistes gehabt, widmete sich Goethe jetzt mit ganz besonderer Vorliebe einer neuen sichern Gestaltung der leidigen Theaterverhältnisse. Zur ruhigern Ausarbeitung bezüglicher Vorschläge begab er sich gegen den 20. nach Jena. Hier schrieb er den 29. in das Stammbuch von Knebels kleinem Bernhard einen freundlichen Spruch (an Personen 105). Am 4. April sprach er seinen tiefen Widerwillen wider Frau von Krüdener, die in Leipzig Betstunden gehalten hatte, worüber Professor Krug

sie mit scharfem Spotte angegriffen hatte, anknüpfend an ein Sprichwort, treffend aus (Invektiven 13). Als er in der zweiten Woche des April, voll von seinen Vorschlägen für das Theater, nach Weimar zurückkehrte, fand er die gegen ihn wirkende Partei so mächtig, daß er die Aufführung des Hundes des Aubry nicht hintertreiben konnte. Deshalb bat er am 13. sogleich nach der Probe den Herzog um seinen Abschied und reiste nach Jena, wo er, da ihm der Abschied sofort ertheilt ward, bis zum 10. Juni blieb. Hier stellte er das erste Heft zur Naturwissenschaft aus ältern Papieren zusammen, zu welchem er vor dem Aufsatz zur Farbenlehre die zwei Gedichte Was es gilt (Gott und Welt 20) als Motto schrieb, für den zweiten, zur Kenntniß der böhmischen Gebirge, die Verse: „Was ich dort gelebt", die jetzt irrig unter Rhein und Main (1814—1816) stehen. Dem Titel des ersten Heftes voran gehen die Verse:

Was ich nicht erlernt hab',
Das hab' ich erwandert,

und diejenigen, welche später als Motto der Abtheilung Gott und Welt gebraucht wurden; auf der Rückseite des Titels ist das schon ältere Gedicht Prooemion ohne diese Ueberschrift gedruckt. In dieselbe Zeit, zwischen Ostern und Pfingsten, fallen drei andere Gedichte, auf den 17. Mai Entoptische Farben an Julie von Egloffstein und die Zuschrift an deren Schwester Karoline, die ihm beide sehr nahe standen (an Personen 91 und 101), fünf Tage später die zum Geburtstag von Minna Herzlieb, dem 22., auf das erste Blatt der dieser verehrten beiden Bände seiner Gedichte geschriebenen Verse (an Personen 108). Nachdem er am 17. Juni in Weimar die Vermählung seines Sohnes gefeiert hatte, kehrte er den folgenden Abend nach Jena zurück, wo er sich wieder seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten eifrig widmete

und darüber sogar seine Reise nach Karlsbad aufgab. Unter einen Aufsatz **Bekenntnisse über die Erzlager, besonders die Gänge**, schrieb er am 15. Juli:

> **Bekenntniß** heißt nach altem Brauch
> Geständniß, wie man's meint;
> Man rede frei, und wenn man auch
> Nur zwei und drei vereint.

Den 6. August kam Staatsrath Schultz von Berlin zu ihm nach Jena, von wo sie nach Weimar sich begaben. Schultz, der ihm durch die Farbenlehre sehr nahe getreten war, blieb bis zum 20. Das in dieser Zeit gearbeitete erste Heft **zur Morphologie** erschien auffallend ohne jeden Reimspruch. Bei den am 17. Oktober gefeierten Wartburgfest war es ihm freilich nicht wohl zu Muthe, doch fand er die Art, wie die von deutscher Begeisterung gehobene Jugend mehrere Schriften Kotzebues dem Feuer überantwortet hatte, so bedeutend, daß er am folgenden Tage, wo er in Eisenach war, dies Ereigniß in zwei scharfen gegen jenen gerichteten Strophen (Invektiven 7) als Rache wegen seiner Verhöhnung des deutschen Geistes darstellte. Das Neckische zeigt sich auch in der äußern Form, da nach zwei oder drei Reimpaaren drei aufeinander reimende Verse den Abschluß der Strophe bilden. Auf das Reformationsfest schrieb er die Verse, in denen er auch für sich das Recht des Protestirens in Kunst und Wissenschaft in Anspruch nimmt (Epigrammatisch 66), doch bleibt die bestimmte Abfassungszeit derselben immer fraglich.

Am 6. November begab er sich wieder nach Jena, wo er mit kurzen Unterbrechungen fast volle acht Monate zubrachte. In das Ende dieses Jahres muß wenigstens der erste Entwurf der merkwürdigen orphischen **Urworte** (Gott und Welt 10) fallen, welche ausdrücklich in unser Jahr gesetzt werden. Daß er

durch neuere Schriften in die „orphischen Finsternisse" gerathen sei, schreibt er am 9. Oktober. Die vier Stanzen sprechen tiefsinnig das Zusammenwirken von freiem Willen und Schicksal im Leben der Menschen aus. Dem alten Freunde Knebel weihte er zu seinem Geburtstag, dem 30. November, das herzliche Lied „Lustrum ist ein fremdes Wort" (an Personen 103) und wohl zum 15. Dezember dem Chemiker Prof. Döbereiner in Jena den Glückwunsch im Namen seiner Kinder (Hempels Ausgabe III, 337). Als ihn Zelter am 21. Dezember um „etliche Gedichtchen" für seine Liedertafel bat, fand er unter den wenigen poetischen Blättern, die er bei sich hatte, nur das Lied an Knebel vielleicht zu ihren geselligen Zwecken brauchbar. Gleich darauf übersetzte er aus dem englischen Roman Glenarvon einen irischen Klaggesang, den sogenannten Pillalu (aus fremden Sprachen 10), wobei er sich des Reimes ganz frei bedient, Str. 3—6 ihn ganz fallen läßt, Str. 7 paarweis reimt, endlich Str. 8 reimlos schließt. In dieses Jahr fällt auch wohl das unter den Invektiven (11) stehende Gedicht Kore. Nicht zu deuten! das Riemer um 1819 setzt und gegen eine Stelle in Welckers Schrift über Sappho (1816) gerichtet glaubt. Aber mit dem von Welcker später unterdrückten Mißverständnisse einer Stelle Goethes (vgl. Goethes Brief an Riemer vom 7. Juni 1817) hat das Gedicht nichts zu thun, sondern scheint eher gegen Welckers schöne Deutung der bildlichen Darstellung des Raubes der Persephone am Anfange seiner Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst (1817) gerichtet, in welcher Goethe wohl zu viel gedeutet sah. Bei dem Bilde der auf Sizilien geraubten Kore wollte er nicht in allen Zügen mythologische Beziehungen gesucht, sondern mehr die vollendete Schönheit der göttlichen Jungfrau anerkannt sehn. Daher das Nicht zu deuten! Drei Reime schlingen sich durch drei Reimpaare.

Zu den jüngern Dichtern der Zeit fand er sich in merkwürdigem Gegensatze. Im vorigen Juli hatte er Knebel einen Zettel geschickt, auf welchem sich unter der Ueberschrift Neuester deutscher poetischer Sternhimmel eine Reihe Namen damaliger Dichter und Dichterinnen in alphabetischer Folge fanden. In dem neuen Hefte über Kunst und Alterthum gedenkt er des Unfugs, den die deutsche Sprache sich jetzt gefallen lassen müsse; gegenwärtig sei der Zeitgehalt und zugleich die Sprache erschöpft, so daß jedes müßige Talent sich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phrasen mit Bequemlichkeit bedienen könne. Auf den 10. Januar 1818 fallen die Verse:

Worte sind der Seele Bild.
Nicht ein Bild, sie sind ein Schatten,
Sagen herbe, deuten mild
Was wir haben, was wir hatten.
Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist denn, was wir haben?
Nun wir sprechen! Rasch im Fliehn
Haschen wir des Lebens Gaben.*)

Wohl schon im Januar nahm er die Mansardzimmer des Gasthofes zur Tanne zu Camsdorf, einem Vororte von Jena, an der Brücke in Besitz, von wo er der schönsten freiesten Aussicht genoß. An die Wände dieses Zimmers schrieb er meteorologische Bemerkungen und manche Spruchverse, wie sie ihm der Augenblick eingab. Zu den Geburtstagen der Großherzogin und des Erbprinzen kam er diesmal nicht nach Weimar, doch schrieb er zum 30. die drei auf die an diesem Tage zu Weimar aufzuführenden Maskenzüge bezüglichen leicht hingeworfenen Strophen (an Personen 162).

*) Dem Dichter schwebt wohl das horazische Wort vor: Dum loquimur, fugerit invida aetas (carm. I, 11, 7. 8). Vgl. Pers. I, 153: Fugit aetas; hoc, quod loquor, inde est.

die an Freund Knebel gerichtet scheinen. Am 16. sprach er in einer Stanze sein herzliches Bedauern aus, auf dem zur Feier des Geburtstages der Großfürstin festgesetzten glänzenden Maskenball (den 18.) nicht erscheinen zu können (an Personen 163.) Denselben Tag schickte er an Zelter, der ihn durch seine Melodie zum irischen Klaggesang Pillalu erfreut hatte, „einige Stoßgebete als Zweige seines Paradieses“, welche dieser mit seinem heißen Elemente infundiren möge. Unter diesen war das Gedicht um Mitternacht (vermischte Ged. 41), das er, als er in der Mitternacht im hellsten Vollmond aus einer heitern Gesellschaft zurückkehrte, aus dem Stegreife sprach. Die verschiedene Wirkung, welche die helle Mitternacht auf den Knaben, den Jüngling und den reifen Mann übt, ist hier tief gefühlvoll ausgesprochen, wobei er aber nicht von seiner eigenen Persönlichkeit ausgeht, vielmehr den Redenden zum Sohne des Pfarrers macht, der Mitternachts zum Hause des Vaters auf dem Kirchhofe gehn mußte. Die Strophe aus zwei fünffüßigen und zwei vierfüßigen wechselnd reimenden trochäischen Versen mit dem aus zwei Jamben bestehenden Refrain ist sehr bezeichnend. Welche andere Gedichte er damals Zelter sandte, wissen wir nicht, da nicht nachzuweisen ist, welches Lied „das neue Produktchen“ (ein vom ihm gesetztes Liedchen Goethes) ist, welches Zelter am 12. März ihm sandte. Wahrscheinlich hatte er einige Spruchverse zum Divan mitgesandt, dessen Vollendung er jetzt beabsichtigte. Um diese Zeit gab auch Goethe die von ihm verlangte Inschrift für das rostocker Denkmal Blüchers (Politika 7). Im letzten Augenblick entschloß er sich doch zum 18. auf dem Maskenball zu erscheinen, wo er sich aber so stark erkältete, daß er erst in der zweiten Woche des März nach Jena zurückkehren konnte. Wolfs übertreue künstliche Uebersetzung der ersten hundert Verse der Odyssee veranlaßte ihn

zum Ausrufe: „Gott behüte mich vor deutscher Rhytmik wie vor französischem Thronwechsel!“ Zelters mitternächtlicher Sechsachteltakt erschöpfe alles; solche Quantitäten und Qualitäten der Töne, solche Mannigfaltigkeit der Bewegung, der Pausen und Athemzüge! dieses immer Gleiche und immer Wechselnde! „Da sollen die Herren lange mit Balken und Hütchen — ⏑ ⏑ — sich unter einander verständigen, dergleichen bringen sie doch nicht heraus.“ Auf den 19. fallen die anmuthigen Verse über die Freundschaft der Deutschen, die ihn alle in den Tod hassen, für das Buch des Unmuths im Divan (3). Neben dem Divan beschäftigten ihn die naturwissenschaftlichen Hefte. Die Urworte, welche das zweite Heft zur Morphologie eröffnen sollten, waren jetzt wohl abgeschlossen. Den 11. April schrieb er die Verse Nativität (Epigrammatisch 69), welche die wahre Deutschheit betonen. Vielleicht entstanden in diesen Tagen auch die Verse auf den Frühling 1818, der leider auch wieder trog:

Das ist einmal ein Philisterjahr!
Sie sind zufrieden ganz und gar
Und preisen Gott mit großem Geschrei,
Daß er wieder einmal vernünftig sei.
Es ging ihnen aber oft so schlecht;
Sie trauen ihm diesmal auch nicht recht.

Gleich darauf rief ihn die Geburt seines ersten Enkels nach Weimar zurück. Da er diesen sofort in die mineralogische Gesellschaft aufnehmen ließ, schrieb er dazu das humoristische Wiegenlied (an Personen 107) in vierversigen, leicht bewegten daktylischen Strophen. Bald darauf kehrte er nach Jena zurück, wo der Druck des Divans begann, zu dem er noch einzelnes hinzu dichtete. Am 1. Mai sendet er Boisserée die Verse aus dem Buche der Sprüche: „Warum ist Wahrheit weit?“ (28), zwanzig Tage später die Urworte, die er als „uralte Wundersprüche über Menschenschicksal“ bezeichnet.

Den 28. theilt er Zelter die Spottverse auf Müllner mit (Invektiven 18), die ein eben gelesener Artikel desselben im Morgenblatt veranlaßt hatte. Vom Divan waren damals schon zehn Bogen gedruckt, die bis VIII, 40 reichen, von dem neuen Hefte der Morphologie vier, also auch schon die Urworte. Zur Geburt des Erbprinzen (24. Juni), die auch den Dichter nach Weimar zog, lieferte er kein Gedicht, da er in Weimar zu keiner Ruhe gelangen konnte; manches hatte er hier noch vor seiner karlsbader Reise abzuthun. Am 16. Juli meldet er Boisserée, der Divan sei bis auf den zwölften Bogen abgedruckt, der bis IX, 14 geht (die sämmtlichen Gedichte schließen mit Bogen 15); viel Neues werde er darin nicht finden. Zu Jena, wo er vor der Abreise nach Karlsbad einige Tage blieb, schrieb er am 21. das Gespräch zwischen dem Schenken und Hatem, den jetzigen Schluß des Schenkenbuchs, das nicht mehr aufgenommen werden konnte, weil der Druck dieses Buches, vielleicht aller zwölf Bücher, schon vollendet war. Ohne Zweifel waren die sämmtlichen 15 Bogen der Divansgedichte ausgedruckt, als Goethe vor dem Ende des Monats nach Karlsbad ging. Am 22. entstanden die Verse: „Was wird mir jede Stunde so bang?“ (III, 9).

Noch in Karlsbad, wo Goethe bis Mitte September blieb, dichtete er zwei Lieder zu dem im Drucke beendeten Divan, IV, 12 und X, 7, und die Verse „Was euch die heilige Preßfreiheit“ (zahme Xenien II, 24). Auch Gelegenheitsverse an die berühmte Sängerin Catalani, die Gräfin Odonnell, Graf Paar, Graf Löben, Gräfin Jaraczewska und Fürst Biron fallen in diese Zeit. Ende Oktober hatte er sich zu Weimar eines kurzen Besuches von Zelter zu erfreuen. Damals arbeitete er an seinen Noten und Abhandlungen zum Divan, da sich bei wiederholtem Vortrag der Lieder herausgestellt hatte, daß derselbe solche zu lebendigerer

Auffassung bedürfe. Im November besuchte er wieder Jena, doch ließ er sich auf den Wunsch der Großfürstin bereit finden, einen Maskenzug zur Feier der Anwesenheit der Kaiserin Mutter von Rußland zu dichten, in welchem einheimische Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens vorgeführt werden sollten. Zu ungestörter Ausführung desselben begab er sich im Anfange des Dezember nach Berka, wo er mit bewundernswerther Raschheit die umfangreiche, von dem ungebrochenen Schwung seiner Einbildungskraft so mächtig zeugende Dichtung zu Stande brachte und dabei die Vorbereitungen leitete. „Wir haben die alte Ehre Weimars gerettet", schrieb er bald darauf an Knebel, „ich aber, wills Gott! von solchen Eitelkeiten hierdurch für immer Abschied genommen." In Bezug auf die Mannigfaltigkeit und Freiheit der Versmaße bemerkt er selbst später an Zelter, sie sei ihm unvorsätzlich unter dem Arbeiten gekommen; neuere Künstlichkeit habe er kaum berührt, achtversige Strophen (Stanzen) seien sein letztes Ziel gewesen. Auf die während der Anwesenheit der Kaiserin aufgeführte Charade Benennung eines Kleinods hat von Löper mit Recht die Das Kleinod, das Vergißmeinnicht (an Personen 130) überschriebenen drei Reimpaare bezogen. Dem am 18. Oktober gestorbenen Dichter Kosegarten hatte der Dichter, wohl auf die Bitte seines in Jena als Professor der orientalischen Sprache angestellten Sohnes, der ihm bei den Noten zum Divan so treffliche Dienste geleistet hatte, eine zur Grabschrift bestimmte vierzeilige trochäische Strophe gemacht.*)

---

*) Sehr zweifelhaft ist, ob die Stanze an den Frauenverein, die sich in Knebels Nachlaß, G. unterschrieben, unter Goethes Gedichten fand (Löper bei Hempel III, 338), diesem angehört. Schon Ende 1816 hatte eine Ausstellung des Frauenvereins stattgefunden; wir hören aber nicht, daß Goethe dazu etwas geliefert, wie es z. B. Frau von Stein that.

Die Noten und Abhandlungen zum Divan beschäftigten Goethe im Jahre 1819 unausgesetzt. In ihnen gab er auch die neu entstandenen Divanslieder an Hafis und noch ein Paar (II, 11 und III, 2), ein Gedicht an den berühmten Orientalisten Silvestre de Sacy, die metrische Uebersetzung zweier Gedichte des damaligen Kaisers von Persien und Proben aus den Moallakât. Vgl. oben S. 188 Eine weitere Vervollständigung des Divans stellte er in Aussicht. Auch die Gedichte zum Maskenzuge vom 18. Dezember wurden durchgesehen und dem Druck übergeben. Sie erschienen im Mai, der auch ein neues Heft von Kunst und Alterthum (II, 1) brachte, worin mehrere Epigramme der Anthologie auf Myrons Kuh übersetzt waren. Der Divan war erst im August ausgedruckt. Sonst hatte das Jahr bisher nur eine Anzahl Gelegenheitsgedichte gebracht; so am 2. Januar die vier Verse an Julie von Egloffstein (an Personen 89, die nicht 1817 fallen), der auch wohl im Frühjahr der Reisesegen (daselbst 90) galt, die an Marianne von Willemer den 2. April mit seinem Porträt gesandte Erwiederung: „Eine Schachtel Mirabellen“ (daselbst 73), und die am 10. August an Schillers jüngste, eben sechzehnjährige Tochter gerichteten Verse, deren Stammbuch ihm vergebens längere Zeit zum Einschreiben vorgelegen hatte:

Weil so viel zu sagen war,
Wußt' ich nichts zu sagen,
Ob die Blätter gleich ein Jahr
Mir vorm Auge lagen.

Jetzo, da Du sie entführt,
Mag die Feder walten;
Denn es bleibt, wie sich's gebührt,
Immerfort beim Alten.

Milde zum Verständlichen
Wird die Mutter mahnen,

Deutend zum Unendlichen
Auf des Vaters Bahnen.

Auch sogenannte zahme Xenien werden in diese Zeit fallen. In Karlsbad, wo er an seinem Geburtstag ankam, empfing er Glückwünsche zu seinem siebenzigsten Geburtstage von verschiedenen Seiten, wodurch er sich zu einem am 15. September geschriebenen Dankgedicht veranlaßt sah (Festgedichte 11), das freilich durch die Anspielung auf die Abbildung eines mit vierundzwanzig Söhnen zum Kaiser Karl IV. reitenden Ritter Waldstein, das er in Dux gesehen hatte, dunkel wurde. Die, welche ihm zu seinem Geburtstage diesmal beglückt haben, bezeichnet er als liebe Söhne und Töchter, welchen er in echt mittelalterlicher Weise ewige Seligkeit wünscht. Der etwas wunderliche Scherz verliert dadurch freilich an Faßlichkeit, daß nicht gesagt wird, sie hätten ihm Glück gewünscht, und sein Wunsch ihrer ewigen Seligkeit sei Erwiederung darauf. Vorzüglich war er wohl an diejenigen gerichtet, welche ihn in Karlsbad beglückwünschten und ihn zu einem Gastmahl auf den folgenden Abend eingeladen hatten, das er ablehnen mußte. Die Böswilligkeit von Goethes Gegnern hing sich an dieses Gedicht, und man forderte den Dichter öffentlich zu einer Erklärung desselben auf. Sonst kennen wir mit Sicherheit aus dem diesmaligen kurzen karlsbader Aufenthalt nur die Verse vom 25. September an den Grafen Karl von Harrach (an Personen 70). An Knebel sandte er zwei nicht von ihm herrührende Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie, die ihn schon vor drei Jahren angezogen hatten. Möglich ist es freilich, daß er in Karlsbad die später Metamorphose der Thiere (Gott und Welt 8) überschriebenen Verse neu bearbeitet hatte, die im zweiten Hefte zur Morphologie erschienen. Schon am 28. September ist er wieder in Jena, wo den 29. sein Arzt Reh-

dein und Fr. von Müller ihn besuchen, die einen „Hochgenuß“ bei ihm haben. Am 5. liest er daselbst Müller „herzliche Gedichte aus der Morphologie“ vor, ohne Zweifel die Metamorphose der Thiere und die bereits im Mai 1818 vollendeten Urworte. Am 16. schrieb Goethe die Parabel Fuchs und Kranich (Parabolisch 20). Auch die Gedenkverse auf den Tod des Schauspielers Malkolmi (an Personen 171) gehören in den Oktober, vor dessen Ende, am 24., er wieder in Weimar war. In Jena hatte er eine Handschrift der lateinisch geschriebenen Legende der heiligen drei Könige gefunden, die ihn lebhaft anzog. Zum Tauftage der während seiner Anwesenheit in Jena geborenen Gräfin Marie von Einsiedel, dem 30., schrieb er einige Verse (an Personen 106). In diese Zeit möchte auch der Spott auf Kestners Agape (Epigrammatisch 68) fallen. Das neue, noch vor dem Schlusse des Jahres zum Abschluß gelangte Heft Kunst und Alterthum (II, 2) brachte eine schon ältere Uebersetzung eines Monologs aus Byrons Manfred, als Motto eine Stanze, höchstwahrscheinlich aus den Geheimnissen (Epigrammatisch 97), und die Sprüche:

> Jedem redlichen Bemühn
> Sei Beharrlichkeit verliehn! —
> Jeder Weg zum rechten Zwecke
> Ist auch recht in jeder Strecke.

In den November dürfte die scharfe Aeußerung wider Voß (Invektiven 14) fallen, die gegen dessen bittere Schrift Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? gerichtet ist. Knebel gedenkt der Schrift gegen Goethe schon am 25. Oktober. Sie müssen vor die Kunde von Stolbergs Tod fallen, der am 6. Dezember dieses Jahres erfolgte. Gegen Ende des Jahres erlitt Goethe einen bedenklichen Krankheitsanfall, an dessen Folgen er lange litt.

Mitte Januar 1820 ging es mit ihm wieder leidlich. Die eben ins dreizehnte Jahr tretende Prinzessin Marie erfreute er am 3. Februar durch ein Bild von Raphaels Gärtnerin, das er mit einem innigen Glückwunsche begleitete (an Personen 11). Der März brachte nicht allein das neue Heft von Kunst und Alterthum, sondern auch das zweite zur Morphologie, das mit den Urworten begann, und mit dem Spruche „Mags die Welt zur Seite weisen" (zahme Xenien V, 67) schloß. Der Frühling belebte den zweiundsiebzigjährigen Dichter von neuem zu frischer Liederlust. Gleichsam zur Einweihung dieses frischen Geisteslebens übersetzte er das dem Papst Gregor zugeschriebene reimlose Pfingstlied Veni, creator spiritus, also in dem ursprünglichen Versmaße:

Komm, heilger Geist, Du Schaffender,
Und alle Seelen suche heim!
Mit Gnadenfülle segne sie,
Die Brust, die Du geschaffen hast!

Du heißest Tröster, Paraklet,
Des höchsten Gottes Hochgeschenk,
Lebendger Quell und Liebesglut,
Und Salbung heilger Geisteskraft.

Du siebenfaltger Gnadenschatz,
Du Finger Gottes rechter Hand,
Von ihm versprochen und geschickt,
Der Kehle Stimm' und Rede giebst.

Den Sinnen zünde Lichter an,
Dem Herzen frohe Muthigkeit,
Daß wir im Körper Wandelnden
Bereit zum Handeln sei'n, zum Kampf!

Den Feind bedränge, treib' ihn fort,
Daß uns des Friedens wir erfreun,
Und so an Deiner Führerhand
Dem Schaden überall entgehn!

Vom Vater uns Erkenntniß gib,
Erkenntniß auch vom Sohn zugleich,
Die wir dem beiderseitgen Geist
Zu allen Zeiten gläubig flehn!

Darum sei Gott, dem Vater, Preis!
Dem Sohne, der vom Tod erstand,
Dem Paraklet, dem Wirkenden
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Dies ist der Hymnus, zu welchem sich Goethe am 12. April „eine wahrhaft zelterische Komposition" erbittet, damit solche jeden Sonntag in seinem Hause chormäßig möge gesungen werden. Aber dieser konnte damit nicht zu Stande kommen. Sonst war Goethe mit Zelters Tonsetzung so außerordentlich zufrieden, daß er um die vielfachen andern, selbst um die von Schubert sich wenig kümmerte, da er fühlte, daß ihm zu künstlerischer Beurtheilung derselben die Gabe fehle. Auch meinte er, Zelter verstehe die reinste und höchste Malerei in der Musik; es komme darauf an, den Hörer in die Stimmung zu versetzen, welche das Gedicht angebe, wodurch sich in der Einbildungskraft die Gestalten nach Anleitung des Textes bildeten; Töne durch Töne zu malen sei detestabel. Ueber Jena ging er diesmal sehr früh nach Karlsbad. Am 22. sprach er zu Jena bei dem ihm zu Ehren veranstalteten akademischen Mittagsmahle auf der Rose den Toast an Personen 158. Unmittelbar darauf genoß er acht schöne Reisetage, auf denen er den Wetterzustand un ddie Wolkenbildung sorgfältig beobachtete. Zu Hof dichtete er am 24. April das schöne Divanslied Einlaß (XII, 4). In Karlsbad schrieb er am 1. Mai die Parabel von der Aepfelverkäuferin (Parabolisch 27) und die gefühlvollen, der verstorbenen Kaiserin von Oesterreich gedenkenden Verse an die Gräfin Odonnell (an Personen 58). Andere Gedichte und Sprüche werden auf der Reise und gleich in der ersten

karlsbader Zeit entstanden sein. Schon am 3. Mai meldet er Zelter, es sammelten sich wieder neue Gedichte zum Divan, da die mohamedanische Religion, Mythologie und Sitte einer Poesie Raum gebe, die seinen Jahren zieme. „Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe und Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend, was will der Großpapa mehr?“ Da er am 6. Juni schreibt, vier Divanslieder zum Buche des Paradieses hätten ihn selbst überrascht, so ist es wohl unzweifelhaft, daß nicht allein XII, 4 und 6 (letzteres ist am 10. Mai gedichtet), sondern auch XII, 5 und 7 während dieser karlsbader Reise entstanden sind; ob auch XII, 1 bleibt zweifelhaft.*) Den 15. Mai fällt das hübsche Liedlein St. Nepomuks Vorabend (vermischte Geb. 53), Ende Mai der Glückwunsch zum 31., Hardenbergs Geburtstag, (an Personen 59). Auch dichtete er hier die Verse an den Bücherverleiher Cuno:

Heuer, da der Mai beflügelt
Naht bei Tagen sich, den milden,
Seh' ich, was die Deutschen bilden,
Hier in Böhmen nachgespiegelt.

Was Du bringst in Heft und Bande**),
In Formaten groß und klein,
Sei es Heil dem guten Lande,
Mögens reine Bilder sein!

Wie außerordentlich aufgelegt er damals war, ergibt sich daraus, daß er auf dem Rückwege an einem Abende zu Schleiz den ersten

*) Im chronologischen Verzeichniß werden XII, 1. 4 und 6 unter dieses Jahr gesetzt, aber Riemer und Eckermann wagen in der Quartausgabe von XII, 1 nur zu sagen, daß es 1827 gedruckt sei.

**) Des Reimes wegen statt „Band“ oder vielmehr „Heften und Bänden“.

Theil der Erzählung Wo stickt der Verräther? niederschrieb. Bald nach der Rückkehr, am 6. Juni, schreibt er von Jena aus, in den vielen einsamen Stunden habe sich eine solche Schreib- und Diktirwuth bei ihm entwickelt, daß mehr Papier in diesen sechs Wochen verschrieben worden als sonst jemals. Auch eine Masse Sprüche, die er im neuen Heft von Kunst und Alterthum zu geben gedachte, stellte sich ungesucht ein. Während seiner längern Anwesenheit in Jena wurde ein neues Heft von Kunst und Alterthum (II, 3) gedruckt, das Goethe benutzte, um eine Anzahl seiner noch ungedruckten Gedichte mitzutheilen. Auf der Rückseite des Schmutztitels steht das Gedicht Nationalversammlung (Epigrammatisch 65), auf der des Titels die Strophee Dringe tief zu Berges Grüften (vermischte Ged. 48), die wohl beide vor kurzem entstanden waren, wie auch die auf der Rückseite des Titels der Abtheilung Poesie, Ethik, Literatur befindlichen Verse:

Töne, Lied, aus weiter Ferne,
Säusle heimlich nächster Nähe,
So der Freude, so dem Wehe!
Blinken doch auch so die Sterne.
Alles Gute wirkt geschwinder;
Alte Kinder, junge Kinder
Hörens immer gerne,

deren Schluß an den Refrain der folgenden Ballade anknüpft. Er deutet hiermit auf die verschiedenen Arten des Liedes hin, das bald allgemeinern Inhalts ist, bald an besondere Personen sich wendet, und so das Herz trifft; der Schluß geht auf sittliche Sprüche. Unter jener Abtheilung stehen die Ballade vom Grafen (1816), Lust und Qual (1814), dann die Gedichte März (1807), April, Mai, Juni, Frühling übers Jahr (von den drei letzten dieser hier sonderbarer Weise verbundenen

Gedichte wissen wir, daß sie 1815 und 1816 gedichtet sind), fürs Leben (das Gesellschaftslied von 1803, von dem sich Goethe wohl nicht erinnerte, daß es unter dem Titel die glücklichen Gatten in den Gedichten stand), für ewig (zu den Geheimnissen gehörend), zwischen beiden Welten (wohl aus neuester Zeit), aus einem Stammbuch von 1604 (frühestens 1818) und die wohl eben entstandenen auf Shakespeare bezüglichen Verse: „Saturnus eigne Kinder frißt" (Epigrammatisch 74). Zu den hier wieder abgedruckten Urworten gab er Erläuterungen. Weiter folgten zahme Xenien (später als erste Abtheilung derselben bezeichnet), in welchen er seine Ansichten und Stimmungen auf ernste oder humoristische Weise, meist in zwei oder vier kleinen Reimversen, ausspricht. Auf der Rückseite des Abtheilungstitels bildende Kunst gab er die Verse „Sprichst Du von Natur und Kunst" (Epigrammatisch 75). Der Druck dieses Heftes war freilich erst Anfangs September abgeschlossen, die zahmen Xenien aber schon am 22. August in Druck. Noch länger verspätete sich der Druck des dritten Heftes zur Morphologie, das die Verse „Ins Innre der Natur", „Freudig war vor vielen Jahren", „So schauet mit bescheidnem Blick" und „Freuet euch des wahren Scheins" (Gott und Welt 7. 9. 11. 21.) brachte. Sonst können wir nur wenige Gedichte aus diesem an solchen Blüten so reichen Sommer nachweisen. Für eine von der Gräfin Karoline von Egloffstein geschenkte Münze des römischen Kaisers Valerian dankt er in seiner „Einsiedelei Jena" am 10. Juli (an Personen 180). Auch die Verse an deren Schwester Julie zur Reise nach Dresden (an Personen 90) gehören wohl in diese Zeit. An seinem Geburtstage brachte er bei dem ihm zu Ehren veranstalteten akademischen Mittagsmahle einen schönen gereimten Trinkspruch auf das Wohl der Hochschule aus

(Festgedichte 16). Da Boisserée ihm zu seinem Geburtstage eine Abbildung der Medaille des mit Söhnen reich gesegneten Ritters von Waldstein schickte, so benutzte Goethe, anknüpfend an den vorjährigen allgemeinen Dank, diese Münze am 11. September zu einem launigen Geburtstagswunsche an die ihm sehr befreundete schöne Frau Luise von Ziegesar geborene von Stein (Festgedichte 12), indem er bei dieser zu Mittag die schön verzierte Abbildung auftragen ließ. „Bei meiner Lust zu Gelegenheitsgedichten", schreibt er an Boisserée, „macht es mir immer Vergnügen, wenn ein Bild sich aus dem andern, Scherz aus dem Ernste und Ernst aus dem Scherze sich entwickelt. Und hier tritt gerade der Fall ein, daß beide genannten Familien auch zahlreiche Nachkommenschaft haben, alle rüstig, wohl gebildet und am Hofe präsentabel." Am 18. September ward seine Schwiegertochter nach langen Leiden von einem gesunden Knaben entbunden. Durch dieses glückliche Ereigniß wurde er zu den an sie gerichteten herzlichen Versen an Personen 62 veranlaßt. Wie er der ältern Prinzessin Marie in diesem Frühlinge bei der Uebersendung eines Bildes zu ihrem diesjährigen Geburtstage Glück gewünscht hatte, so unterließ er es jetzt auch nicht, bei dem am 30. September einfallenden Geburtstage der jüngern, der Prinzessin Augusta, der jetzigen deutschen Kaiserin, diese zu beglückwünschen: mit Elzheimers Morgen sandte er ihr sechszeilige zweitheilige trochäische Strophen (an Personen 12), in welchen er sein Bedauern aussprach, daß sie heute nicht in dem von ihr geliebten Jena sich befinde, und den Wunsch der festfeiernden Stadt hervorhebt, sie im nächsten Frühling wiederzusehn. Drei Tage vorher hatte er Fr. Förster in Berlin zu seiner Vermählung einen heitern Glückwunsch gesandt (an Personen 5). Große Freude hatte er damals an dem in

Stanzen geschriebenen epischen Gedichte Olfried und Lisena von August Hagen, dessen frische Naturanschauung ihn sehr anzog.

Schon am 26. Oktober hatte der Druck des neuen Heftes von Kunst und Alterthum (III, 1) begonnen, dessen ersten Korrekturbogen Goethe an diesem Tage an Zelter schickte. Auch dieses Heft beginnt mit Gedichten, für deren Abfassungszeit, sofern dieselbe sonst nicht feststeht, hierdurch eine Grenze gewonnen wird. Titel und Schmutztitel sind zugleich mit dem ersten Bogen gedruckt. Auf der Rückseite des Schmutztitels stehen die später ins Einzelne überschriebenen Verse (Epigrammatisch 72), in welchen Goethe sich gegen das Treiben der jungen Dichter erklärt, die, ohne sich um die Kunst zu kümmern, sich ganz ihrer Neigung überlassen. Die Rückseite des Titels brachte ohne Ueberschrift die Parabel am Flusse (Parabolisch 19), welche den Gedanken ausspricht, daß der Mensch immer thätig vorwärts gehn müsse. Die erste Abtheilung, welche die Gedichte und Sprüche in Prosa bringt, hat auch hier den Abtheilungstitel Poesie, Ethik, Literatur, auf dessen Rückseite die schon am 30. Juni 1816 gedichteten, später die Poesie überschriebenen Verse (Parabolisch 15) stehen. Die Gedichte beginnen mit dem 1814 fallenden Gespräche die Weisen und die Leute. Daran schließen sich acht Parabeln, die der Dichter wohl zum Theil lang im Sinne hatte, da er schon 1806 mehrere Parabeln zu dichten sich vorgenommen hatte. Die hier ohne Ueberschrift gegebenen Parabeln sind Fuchs und Kranich (1819), die Frösche, die Hochzeit, drohende Zeichen, die Käufer (am 1. Mai 1820 gedichtet), (das Bergdorf, Fuchs und Jäger und Stets derselbe (das letztere vermischte Ged. 79, die andern unter Parabolisch).

In Weimar, wohin Goethe Ende Oktober zurückkehrte, wurde der Druck des Heftes von Kunst und Alterthum fortgesetzt

und der der Wanderjahre begonnen. Den 29. November sandte Goethe an Knebels jüngern Sohn einen herzlichen Glückwunsch zum Geburtstage des Vaters (an Personen 104). Am 17. Dezember schreibt dieser, er habe den Druck des neuen Heftes mit dem siebenten Bogen sistirt. Auf dem vierten Bogen stehen Bemerkungen zu den im vorigen Hefte abgedruckten Gedichten, auf dem fünften die Uebersetzung des Anfangs von Byrons Don Juan, auf dem siebenten unter dem Abtheilungstitel bildende Kunst und auf dessen Rückseite die jetzt Antike überschriebenen Verse (Kunst 13). Ein Versuch, aus Manzonis Graf Carmagnola die zweite Szene als Beispiel der Versbehandlung des italienischen Dichters zu übersetzen, genügte ihm nicht. Von Löper hat den Anfang dieses Versuches in der hempelschen Ausgabe III, 388 gegeben.

Aus dem Anfange des Jahres 1821 sind uns nur zwei Verse bekannt, welche er im Januar in das Stammbuch der Frau Hofmarschall von Spiegel schrieb, in denen er bittet, die für ihn bestimmten Blätter frei zu lassen, da er sich eben zur Dichtung nicht gestimmt fühle. Zur Eröffnung des neuerbauten Theaters zu Berlin schrieb er auf den Wunsch der königlichen Intendantur den schönen dramatischen Prolog, dessen Schluß er schon am 12. Mai sandte. Mitte Mai war der Druck des ersten Theils der Wanderjahre vollendet. Nach seiner in Kunst und Alterthum begonnenen Weise wurde auch hier eine Anzahl neuerer Gedichte vorgesetzt. Auf der Rückseite des Haupttitels, unter dem Nebentitel und auf dessen Rückseite stehen die Strophen vermischte Ged. 61, nur hat der dritte dort die erste Stelle. Dann folgen auf zwei Blättern die Sprüche: „Prüft das Geschick Dich“, „Was machst du an der Welt“, „Enweri sagts“, „Mein Erbtheil“, „Noch ist es Tag“ (Sprüche 5—7. 10. 12), die später Lebensgenuß überschriebenen

Verse (Epigrammatisch 96), das Gedicht an Ottilien vom vorigen September und der am 22. Juli 1818 gedichtete, später in den Divan aufgenommene Spruch: „Was wird mir jede Stunde so bang?“ Zum Roman selbst hatte Goethe das Wanderlied (vermischte Ged. 62) gedichtet; das schon Ende 1816 entstandene Künstlerlied (Kunst 23) war eingeschoben. Die Verwechslung zweier mit Widmungen versehener Exemplare der Wanderjahre, die er an Marianne von Willemer und Adele Schopenhauer gesandt hatte, veranlaßte ihn am 12. Juli zu den heiteres Mißverständniß überschriebenen Versen (an Personen 151). In dieses Jahr gehören die Verse an Julie von Egloffstein, in welchen er sie zum Uebergange von Miniaturbildchen zu größern Gemälden beglückwünscht (an Personen 92), und die mit Fouqués Zauberring ihrer wieder nach Petersburg gehenden Schwester Karoline gesandten:

Ein Zauber wohl ziehet nach Norden,
Doch halten die Ringe wir fest.
Heil Dir, die im eisigen Norden
Nicht Wärme der Heimat verläßt.

Am 1. Juni schrieb er zu G. Schwabs ihm handschriftlich mitgetheilter dichterischen Bearbeitung der Legende der heiligen drei Könige die Strophe „Wenn was irgend ist geschehen“ (das vorletzte der Gedichte an Personen), die Schwab auf einem besondern Blatte nach dem Titel drucken ließ. Den 14. erfreute ihn der Großfürst Nicolaus von Rußland mit seiner Gattin Alexandra, der Tochter des preußischen Königs, in seinem Garten, wo er in das Album der Großfürstin auf deren Wunsch die seine Verehrung so schön bezeichnenden, in der Form äußerst einfachen Verse schrieb „Der Frühling grünte“ (an Personen 8). Tischbein hatte ihn durch die Sendung eines Bandes allerliebster Zeich-

nungen erfreut, für die er am 3. Juni dankte, mit der Bemerkung, was nur eine dichterische Ader fühle, werde nicht unterlassen, an der Seite freundliche Zeilen beizufügen, wie sie dem Idyllendichter nicht unangenehm sein könnten. Goethes hübsche, treffend bezeichnende Gedichte zu Tischbeins Idyllen, die unter die Gedichte nicht aufgenommen sind (sie stehen in dem Aufsatze Wilhelm Tischbeins Idyllen), fallen in den Juni und Juli. Die von ihm begonnene Uebersetzung von Byrons English bards and Scotish reviewers vollendete er nicht, weil ihm die Kenntniß der darin berührten Einzelheiten abging. Um diese Zeit wird er auch wohl Howards Ehrengedächtniß (Gott und Welt 12) gedichtet haben. Er hatte die vier Strophen zur Bezeichnung der howardschen Namen der Wolkengestalt (daselbst 13—16) an londoner Freunde (Nöhden und Hüttner) gesandt, wohl nicht ohne den Wunsch zu äußern, daß diese dort bekannt werden möchten; diese aber glaubten, die Bekanntmachung derselben werde von größerer Wirkung sein, wenn ein einleitendes Gedicht des Verdienstes von Howard ehrenvoll gedächte. So schrieb er denn dieses Gedicht. Im Spätherbst war die englische Anzeige nebst Uebersetzung der fünf Gedichte in Goethes Händen, wonach die Dichtung spätestens in den Anfang des Sommers fallen würde. Er selbst berichtet, daß er in diesem Jahre seine unter dem Namen Paralipomena ungedruckt oder ungesammelt in verschiedenen Futteralen verwahrten Gedichte wieder einmal geordnet und, da viele Gelegenheitsgedichte darunter gewesen, zu kommentiren begonnen, was wahrscheinlich im Juli während seiner Unpäßlichkeit zu Weimar geschah. Damals erhielt er vielleicht auch eine spanische Blumenlese von Perthes, aus welcher er wohl das Gedicht übersetzte:

Mein Beichtiger, mein Beichtiger,
Mein Beichtiger sagt: „Bruder,
Für Deine Sünden faste mir
Den vollen langen Tag!"
    Marguita doch, Marguita doch,
Marguita sagt: „Mein Schätzchen,
Komm Abends, komm zum Essen, komm!
Der Teufel hol' den Beichtiger."

Am 26. Juni begab sich Goethe nach Marienbad, wo er drei Wochen lang, durch Regenwetter im Hause gehalten, sehr fleißig war, besonders mit geologischen Arbeiten beschäftigt. Am 21. August begab er sich zu dem Prälaten in Stift Tepl. Zu Marienbad fand er eine wohl zu seinem Geburtstage geschenkte schöngestickte Weste vor, wenn er diese nicht etwa von einer dortigen Dame geschenkt erhielt. Dadurch sah er sich zu dem anmuthigen Gedichte der vollkommenen Stickerin (an Personen 71) in wechselnder Reimform veranlaßt.*) Von Marienbad begab er sich nach Eger, wo er die Kunde von der in Karlsbad erfolgten Verwüstung erhielt, die ihn zur Rückkehr nach Jena bestimmte, wo er schon am 15. eintraf. Hier schrieb er erläuternde Gedichte zu seinen von Schwerdtgeburth herausgegebenen Handzeichnungen, von denen er das zur ersten schon am 26. September an Schultz schickte. Auch diese Verse zu seinen Handzeichnungen finden sich nicht unter seinen Gedichten, sondern nur in der Anzeige seiner radirten Blätter nach Handzeichnungen. In Jena gab er, wie er schon am 26. September meldet, ein neues Heft von Kunst und Alterthum (III, 2) und eines zur Naturwissenschaft (I, 4) in Druck. Für das erstere

---

*) Das Datum des 28. August muß irrig sein, da Goethe bereits am 25. Marienbad verlassen hatte und den 28., seinen Geburtstag, beim Grafen von Auersperg in Hartenberg verlebte.

schrieb und ordnete er damals eine zweite Abtheilung zahmer Xenien, die aber diesmal „mit Bakis Weissagungen untermischt" waren, womit er darauf hindeutete, daß manches darin etwas dunkel ausgedrückt sei. Diese stehen auf dem fünften und sechsten Bogen. Sie waren wenigstens am 14. Oktober schon ausgedruckt, wie sich aus Goethes Aeußerung von diesem Tage an Zelter ergibt: „Ich hoffe, man wird nach und nach das Gelegenheitsgedicht ehren lernen, an dem die Unwissenden, die sich einbilden, es gäbe ein unabhängiges Gedicht, noch immer nirgeln und nisseln. Unter den zahmen Xenien wirst Du künftig finden:

Willst Du Dich als Dichter beweisen,
Mußt Du nicht Helden noch Hirten preisen;
Hier ist Rhodus! tanze Du, Wicht,
Und der Gelegenheit schaff' ein Gedicht!"

Diese nach einem schon 1773 von Herder zu seinen alten Fabeln mit neuer Anwendung (48) benutzten lateinischen Spruche gemachte Xenie nahm er unter die zweite Abtheilung nicht auf, weil diese eben ausgedruckt war. Das Heft schloß mit den jetzt Gleichgewinn überschriebenen Versen (Epigrammatisch 95). Das neue naturwissenschaftliche Heft begann mit einem Abschnitt Chromatik. Unter dem Abtheilungstitel stehen die jetzt Herkömmlich überschriebenen Verse (Gott und Welt 19); auf der Rückseite findet sich der Spruch: „Die ächte Konversation" (zahme Xenien III, 9). Der Druck der ersten Abtheilung war schon vollendet, als Goethe am 4. November nach Weimar zurückkehrte, wo er sich eines sechzehntägigen Besuches von Zelter, dessen Tochter und dem jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy zu erfreuen hatte. Da Mendelssohn Goethe erzählt hatte, seine ältere Schwester Fanny, von welcher er Liederkompositionen mitgebracht, klage über den Mangel an komponirbaren Texten, so gab Goethe Zelter die wohllautenden Verse:

Wenn ich mir in stiller Seele
Singe leise Lieder vor,
Wie ich fühle, daß sie fehle,
Die ich einzig auserkor:

Möcht' ich hoffen, daß sie sänge,
Was ich ihr so gern vertraut.
Ach, aus dieser Brust und Enge
Drängen frohe Lieder laut.

Den 28. schrieb er bei Uebersendung eines neuen Exemplars der Wanderjahre an Adele Schopenhauer die Verse: „Verirrtes Büchlein" (an Personen 152). An demselben Tage legte er einem Briefe an Schultz den halben Bogen seines neuen naturwissenschaftlichen Heftes vor, auf welchem deutsch und englisch Howards Ehrengedächtniß, die vier Strophen auf die Wolkenbildung und ein darauf bezügliches Nachwort eines londoner Freundes sich abgedruckt fanden. Auf der ersten Seite dieses Halbbogens stehen die jetzt Atmosphäre überschriebenen Verse (Gott und Welt 11), auf der letzten die später mit Wohl zu merken bezeichneten (daselbst 17). „Gedichte dieser Art, die wohl zu den didaktischen gerechnet werden können", äußert er dabei, „habe ich mehr geschrieben, als ich wußte; ein Freund veranlaßt mich, alles zu sammeln, was sich gleicherweise auf Naturwissenschaft bezieht, und es findet sich schon manches, was einander freundlich antwortet." Der Freund, dessen er hier, und in gleicher Weise in den Annalen unter diesem Jahre und in einem Briefe an Boisserée vom 18. gedenkt, ist Riemer. Diesem schrieb er schon einen Monat früher von Jena aus: „Daß Ihre Theilnahme an meinen Naturgedichten mir höchst erfreulich sein müsse, sehen Sie aus beikommendem Blatt. Diese Strophen enthalten und manifestiren vielleicht das Abstrufeste der modernen Philosophie. Ich werde selbst fast des Glaubens, daß es der Dichtkunst vielleicht

allein gelingen könne, solche Geheimnisse gewissermaßen auszudrücken, die in Prosa gewöhnlich absurd erscheinen, weil sie sich nur in Widersprüchen ausdrücken lassen, welche dem Menschenverstand nicht einwollen. Leider ist bei solchen Dingen das Wollen dem Vollbringen nicht sehr förderlich; es sind Gaben und Gunsten des Augenblicks, die zuletzt, nach langer Vorbereitung, zufällig, ungefordert erscheinen." Die Strophen, welche er damals an Riemer sandte, sind ohne Zweifel die später Eins und Alles überschriebenen (Gott und Welt 3). Riemers Beziehung auf die Urworte ist unmöglich, da diese schon zweimal gedruckt erschienen, ihm also nicht mehr neu waren. Vor dem Ende des Jahres war ein neues Heft von Kunst und Alterthum (III, 3) ausgedruckt, in welchem der in Marienbad geschriebene Aufsatz über Tischbeins Idyllen mit Goethes erläuternden Gedichten, die Verse zu seinen eigenen Handzeichnungen, die der Ausgabe derselben beigegeben waren, und um Mitternacht erschienen; letzteres war schon in diesem Jahre in Zelters neuer Liedersammlung bekannt geworden, die Goethe in diesem Hefte empfahl. Außer diesem Liede, das seine in Deutschland „ausgesäeten" Freunde und Freundinnen sich recht innigst aneignen und zu seinem Andenken von Zeit zu Zeit bei nächtlicher Weile liebevoll wiederholen möchten, enthalte die Sammlung, bemerkte er, nahezu ein Dutzend seiner mehr oder weniger unbekannten Lieder, deren musikalische Ausbildung er durchaus empfehlen dürfe. „Sie zeigen von der Wechselwirkung zweier Freunde, die seit mehrern Jahren einander kein Räthsel sind; daher es denn dem Komponisten natürlich ward, sich mit dem Dichter zu identifiziren, so daß dieser sein Inneres aufgefrischt, seine Intentionen ganz aufs neue wieder hervorgebracht fühlen mag und dabei erwarten darf,

daß diese Anklänge in Ohr und Gemüth so manches Wohlwollenden noch lange wiederzutönen geeignet sind.“ So ward hier Zelter als der eigentliche musikalische Deuter seiner Lieder in der allerentschiedensten Weise förmlich anerkannt. Wann Goethe in diesem Jahre den Paria (Balladen 30) aufnahm, wissen wir nicht; er berichtet nur in den Annalen unter 1821, eine indische, ihm längst im Sinne schwebende, von Zeit zu Zeit ergriffene Legende sei wieder lebendig geworden, und er habe sie völlig zu gewältigen gesucht. Wahrscheinlich gelang ihm diesmal das Gebet des Paria, das erste Gedicht der Trilogie, das er vor drei Jahren nicht hatte ausführen können. Unser Jahr hatte auch wieder eine neue unveränderte Auflage der Gedichte gebracht.

Am 15. Januar 1822 sandte Goethe an Boisserée die gegen die begeisterten Preiser der ägyptischen Kunst gerichteten Verse „Auf ewig hab' ich sie vertrieben (jetzt in die zahmen Xenien II, 28 eingeschoben zugleich mit der wohl gleichzeitigen Xenie: „Auch diese will ich nicht verschonen“). Das Felix Mendelssohn versprochene Stammblättchen schrieb Goethe am 20. (an Personen 117). Auch zum Geburtstage der Schauspielerin Genast, dem 31., dichtete er einige Verse (an Personen 225). Ihn beschäftigte damals außer naturwissenschaftlichen Dingen die Vollendung seiner Campagne in Frankreich, auf welche sich der Brief an Riemer vom 11. Februar bezieht, mit welchem er ihm die dazu geschriebene Zwischenrede schickt, unter welcher Riemer selbst bei der Herausgabe wunderlich eine schon zwei Jahre vorher im zweiten naturwissenschaftlichen Hefte gegebene Zwischenrede versteht. In den ersten Band seiner Werke schrieb er am 13. April auf den Wunsch des Kanzlers von Müller einige Verse (an Personen 94). Sonst wissen wir nur, daß Goethe die Sammlung seiner auf die Natur bezüglichen Gedichte vollendete. Er ordnete

sie wohl damals so, wie sie 1827 unter der Ueberschrift Gott und Welt erschienen; sie enthalten nichts Neues.

Schon Mitte Juni begab er sich nach Böhmen; am 19. kam er in Marienbad an. Seine zehnwöchentliche Reise war meist naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Betrachtungen gewidmet. Auf zwei Knaben, die im Aufspüren merkwürdiger Gebirgs- und Gangarten sich besonders thätig erwiesen, schrieb er am 21. Juli zum Abschiede die Verse an Personen 157. Schon am 8. August las er dem Polizeirath Grüner seine Uebersetzung von Manzonis Ode auf Napoleon vor. Denselben Tag bedient er sich gegen Zelter des Spruches „Anders lesen Grotius den Terenz" (zahme Xenien IV, 25), der sich in Prosa schon im sechsten Buch von Wahrheit und Dichtung (1812) findet. Kurz vorher hatte er die Bekanntschaft des durch Gicht gebrochenen Naturdichters Anton Fürnstein gemacht, dessen Gedichte ihn anzogen; er ließ diesen mahnen, sich nur an ihm nahe liegende Gegenstände zu halten. In Marienbad hatte er Frau von Lewezow mit ihrer fünfzehnjährigen Tochter Ulrike getroffen. Die anmuthige Frau, welche durch einen seltenen Glücksfall ihr verlostes Gut wieder gewonnen hatte, war mit ihren drei Töchtern den Winter über in Straßburg gewesen, wo sie einen großen Gesellschaftskreis um sich versammelte. Die unendlich liebreizende Ulrike machte schon damals einen mächtigen Eindruck auf den dreiundsiebzigjährigen Dichter, den Blick, Stimme und das ganze Wesen des engelgleichen Mädchens wundervoll anzogen. Am 18. verließ er in Grüners Begleitung Marienbad, um noch einige Tage in Eger zu bleiben, von wo er am 25. abreiste. Auf der Rückreise wird das Gedicht Aeolsharfen (vermischte Ged. 47) entstanden sein, in welchem er das sehnsüchtige Gefühl der voneinander getrennten Geliebten erklingen läßt. Dagegen möchten die Verse: „Die Gegenwart

weiß nichts von sich" (an Personen 116) beim Abschiede von Marienbad entstanden sein. Beide sendet Goethe am 14. Dezember als Beilage an Zelter, was keineswegs spätern Ursprung beweist, da Goethe nicht selten frühere Gedichte seinen Freunden mittheilt. Am 9. Januar 1824 schreibt er an Zelter, die letzte Strophe der Aeolsharfen (er bezeichnet sie nur als Reimzeilen) sei ihm ans Herz gewachsen, und er bittet den Freund, diese durch schmeichelnde Töne wieder abzulösen. Auch die Uebersetzung des Liedes das Sträußchen aus dem Böhmischen machte er in Böhmen.

Vor Ende August war er wieder in Weimar zurück, wo er zunächst an ein neues naturwissenschaftliches Heft (II, 1) und das erste Heft des vierten Bandes von Kunst und Alterthum ging. Schon Mitte November waren die sieben ersten Bogen des letztern abgedruckt, welche den Prolog zur Eröffnung des berliner Theaters, die Uebersetzung von sechs neugriechisch-epirotischen Heldenliedern, das Sträußchen aus dem Altböhmischen und den schon vor Jahren aus Glenarvon übersetzten Pillalu (Klagegesang. Irisch) brachte. Die Uebersetzung der griechischen Volkslieder dürfte in den Herbst fallen. Schon im Jahre 1815 hatte Goethe zu Wiesbaden neugriechische Lieder in der Ursprache und in der Uebersetzung erhalten. Am 25. Oktober wünschte er dem Mineralogen Bergrath Prof. Lenz in Jena zu seinem fünfzigjährigen Jubeltage auf heitere Weise Glück (an Personen 160). In den November, nicht erst in das folgende Jahr, dürften auch die Verse auf den Arzt Dr. Schöne in Stralsund fallen, der Goethe die Handschrift seiner Fortsetzung des Faust übersandt und gefragt hatte, ob er seinen Sinn getroffen (Invektiven 18). Schon am 22. November gedenkt Zelter des Erscheinens eines neuen Faust, worauf Goethe am 14. Dezember

treffend erwiedert. Den 9. Dezember schreibt er an Schultz die Reimworte: „Es mag sich Feindliches eräugnen" (zahme Xenien III, 50). In den Dezember fällt auch die Invektive 21, welche ein Artikel der Haude- und Spenerschen Zeitung vom 12. veranlaßt hatte. Die Grundsteinlegung der weimarer neuen Bürgerschule am 17. November nahm Goethes Theilnahme so lebhaft in Anspruch, daß er beschloß, dem Herzog, dem man dieselbe schuldete, zu Weihnachten den Dank des Landes auszusprechen. Auf seinen Wunsch wurden von verschiedenen Seiten kleinere und größere Gedichte beigesteuert, welche zierlich geschrieben und gebunden und mit dem Titel: „Dem Landesvater zum Weihnachten von Seinen Kindern" beim Weihnachtsbaum dem Herzog von seinem viertehalbjährigen Urenkel übergeben wurden. Er eröffnete die Sammlung durch die herzlichen Verse: „Bäume leuchtend, Bäume blendend" (an Personen 9). Vor dem Ende des Jahres war das neue Heft von Kunst und Alterthum ausgedruckt, welches mit Goethes Uebersetzung von Manzonis Ode auf Napoleon schloß. Aus Manzonis Adelchi übersetzte er den Monolog Swartos, wobei er die Weise des italienischen Dichters nachzubilden suchte, der die Hauptworte immer an den Anfang der Verse stellte, wodurch ein unaufhaltsames Uebergreifen bewirkt wird.

Am Anfange des neuen Jahres (1823) fand sich Goethe auf sein Haus, ja fast auf sein Zimmer beschränkt, wo er „in seiner einsamsten Schmiede gar manches hämmerte". Der Anfang der neuen Hefte über Kunst und Alterthum, Naturwissenschaft und Morphologie wurde in Druck gegeben. Das erstere trug auf der Rückseite des Schmutztitels die Verse: „Was ist denn Kunst und Alterthum" (Epigrammatisch 88), auf der des Titels „Sprich, wie Du Dich immer und immer erneust" (Epigrammatisch 90). Den Anfang bildete der Versuch, aus den hier mit Riemers und Gött-

lings Hülfe übersetzten Bruchstücken des euripideischen Phaëthon den Gang des Stückes zu errathen. Auf dem vierten Bogen stand die Uebersetzung des neugriechischen Charon (des siebenten der neugriechisch-epirotischen Heldenlieder). Die vier ersten Bogen waren im Drucke, als Goethe am 23. Februar tödtlich erkrankte; doch schon am 26. schien alle Gefahr vorüber, am 16. März konnte er selbst mit Bleistift einige Worte an Zelter melden. Den 10. April schreibt er, die Hefte für Kunst und Alterthum und für das Wissenschaftliche seien während seiner Krankheit durch Freundes Theilnahme vorgeschritten. Schon im Mai faßte er den Gedanken an eine neue Ausgabe seiner Werke, in welcher er die bisherigen zwanzig Bände um zehn bis zwölf zu vermehren und seine letzten in kleinerm Format erschienenen Arbeiten heranzuziehen, auch Zerstreutes anzufügen gedachte. Den 13. Mai sandte er an Grüner die über Fürnstein handelnden Blätter aus Kunst und Alterthum (auf Bogen 5 bis 7) mit einem für den unglücklichen Dichter bestimmten Golddukaten und der Aufforderung, ein Weberlied zu dichten. Um diese Zeit müssen auch die Verse an Lord Byron (an Personen 61) gedichtet sein, welche er durch den von Byron ihm empfohlenen Sohn des englischen Gesandten Sterling in Genua ihm zusandte. Byron erwiederte gleich nach dem Empfange am 24. Juli. Noch im Mai dachte er den Sommer zu Hause zu bleiben, doch schon am 11. Juni hatte er sich entschlossen, Ende Monats wieder nach Marienbad zu gehn. Die drei Hefte wurden noch vor seiner Abreise vollständig von ihm korrigirt. Das Heft von Kunst und Alterthum brachte „als wahres Muster, wo die tiefsten sittlichen Gefühle unter psychischer Form sich in Aberglauben verwandeln, durch dessen Darstellung der Dichter sich selbst so vorsätzlich als ungläubig Schauder zu erregen trachtet", die Uebersetzung des

Bannfluches aus Byrons Manfred. Das naturwissenschaftliche Heft schloß mit dem oben S 379 erwähnten Gedichte Eins und Alles. Den 10. machte Goethe Eckermanns Bekanntschaft, der sich ihm durch die in der Handschrift eingesandten Beiträge zur Poesie empfohlen hatte. Seine Persönlichkeit machte auf den Dichter einen so vortheilhaften Eindruck, daß er beschloß, den anspruchslosen Mann, der sich an ihm herangebildet hatte, zum Mitarbeiter bei der neuen Ausgabe seiner Werke heranzuziehen. In diese Zeit dürften auch die Verse gehören, welche Goethe an den Schluß des vollendeten Albums der von Weimar abreisenden Gräfin Julie von Egloffstein schrieb (an Personen 93).

Den 26. Juni fuhr er von Weimar ab; da er diesmal nur kurze Tagereisen machen wollte, kam er erst am Abend des 29. in Eger an. Am Nachmittag des 2. Juli reiste er nach Marienbad. Den 11. schreibt er hier an Knebel: „Noch vor Thorschluß habe ich ein allerliebstes Quartier gefunden. — Durch ein sonderbares Glück wohnen in meinem Hause nur Frauenzimmer, die still und verträglich sind; eine sogar ist passionirt für die Mineralogie.“ Unter diesen Damen befand sich wieder Ulrike von Lewezow, des Dichters geliebte Stella, deren Stimme für ihn einen seelenvollen Zauberklang hatte, deren Spur er überall verfolgte, deren Blick und Wesen ihn wunderbar ergriff. Im Juli scheint die Neigung sich noch nicht zu leidenschaftlicher Glut gesteigert zu haben. An Fräulein Parthey von Berlin, die ihm von Zelter Kuß *) und Reim brachte, wodurch er sich überrascht und verwirrt fühlte, richtete er die Verse: „Du hattest längst mirs angethan“ (an Personen 74) **). Um diese Zeit fallen auch die Verse: „Tadelt

*) Denn im Briefe an Zelter vom 24. ist Kuß statt Gruß zu lesen.

**) Daß Fräulein Parthey diese Verse von Goethe besaß, weiß ich aus dem Munde ihres spätern Gatten, des Musikers und Komponisten Joseph Klein.

man, daß wir uns lieben", „Du Schüler Howards", „Wenn sich lebendig Silber neigt", „Du gingst vorüber?" und „Am heißen Quell" (an Personen 75—79), in denen allen die den jugendlich aufgeregten Dichter so mächtig ergreifende Neigung sich anmuthig ausspricht. Aber Anfangs August riß ihn die Leidenschaft mit solcher Gewalt hin, daß er Ulriken Herz und Hand anbot. Diese, welche Goethe innigst wohl wollte, war nicht abgeneigt, auf seinen Antrag einzugehn, aber er erkannte gar bald, wie wenig er im Stande sei, dem jugendfrischen Mädchen ein wahres Glück in seinem Besitze darzubieten, und so trat er selbst nach einem bittern Kampfe zurück, worauf Ulrike mit ihrer Mutter Marienbad verließ. Doch hatte er auch entsagt, sein Herz hatte noch nicht überwunden, er war noch nicht mit seinem Schicksal ausgesöhnt. Die Bekanntschaft und das wundervolle Talent der Frau von Szymanowska, erster Klavierspielerin der Kaiserin von Rußland, die vierzehn Tage in Marienbad verweilte, gaben ihn, wie er sich ausdrückt, sich selbst wieder. Hatte überhaupt die Musik in dieser Zeit eine nie empfundene Gewalt über ihn, so daß er bei dem Vortrage kleiner Lieder durch die Sängerin Milder sich der Thränen nicht enthalten konnte, so wurde er bei einem Vortrage der auch durch die Anmuth ihres Wesens hervorstrahlenden Frau von solcher Rührung ergriffen, daß er in Thränen zerfloß, in denen er sich selbst und die Kraft gefaßt den unendlichen Verlust zu ertragen, ganz wiederfand. Am 19. August schreibt er an Schultz: „Madame Szymanowska, ein weiblicher Hummel, mit der leichten polnischen Facilität, hat mir diese letzten Tage (nach dem 10.) höchst erfreulich gemacht; hinter der polnischen Liebenswürdigkeit stand das größte Talent gleichsam nur als Folie oder, wenn Sie wollen, umgekehrt. Das Talent würde einen erdrücken, wenn es ihre Anmuth nicht verzeihlich machte." Es bedurfte der innig verbundenen Macht der

Töne und der herzgewinnenden Anmuth der begabten Frau, um den Knoten, der seine Seele verschlossen hielt, aufzulösen, ihn ganz mit sich auszusöhnen. Frau von Szymanowska, äußerte er einige Zeit später, sei wie die Luft, so umfließend, so alsbald zusetzend, so überall, so leicht und gleichsam körperlos. Die durch sie gewonnene Beruhigung sprach er in einem in einfacher Form wunderbar den empfangenen Eindruck wiedergebenden an sie gerichteten Gedichte (vermischte Ged. 46) aus. Ihrer Schwester, Fräulein von Wolowska, die oft traurig gestimmt war und mit Todesgedanken sich trug, widmete er zwei launige Gedichte (an Personen 73. 115).*) Da er vernahm, daß man in Weimar seinen diesmaligen Geburtstag auch als Fest seiner Genesung feiern wollte, so sandte er an seinen Sohn zwei Stanzen (an Personen 75), welche dieser beim Festmahle selbst als Dank an alle Theilnehmer vortragen sollte. Er gedenkt darin des Kreises erlesener Frauen, der sich in Marienbad entfaltet habe und, wie Armida, nach ihrer Art zu kirren, durch Spiel und Tanz und Neigung zu verwirren wisse. Marienbad konnte ihn jetzt nicht lange mehr fesseln; am 20. fuhr er nach Eger ab, wo er einige Zeit auszuruhen und sich von seinem noch immer nachzitternden Schmerze zu erholen gedachte. Während die Nachricht von seiner Verheirathung bis an den Rhein sich verbreitete, wo Schillers Sohn Zelter damit überraschte, wagte niemand in Goethes Nähe davon zu reden; man wußte gar nicht, wie die Sache stehe. Als er am Morgen des 25. nach Karlsbad fuhr, dichtete er im Wagen stückweise die herrliche Elegie in Stanzen (vermischte Ged. 45), in welcher er sich in den Augen-

*) Das letztere bezieht sich auf Geschenke, die sie unter die Gesellschaft austheilte, aber nur an solche, „mit denen man gern sich gleichgestellt fand".

blick zurückversetzt, wo der Schmerz, Ulriken entsagen zu müssen, sich in bittern Thränen ergoß. Das Gedicht ist einer der Gipfelpunkte leidenschaftlicher Liebesdichtung. Bis zum 5. September blieb er in Karlsbad, wo er die Szymanowska wiederfand, kehrte dann über Hartenberg am 7. nach Eger zurück. Jetzt schien der Schmerz über seinen unendlichen Verlust völlig überwunden. Den 8. schreibt er an Schultz, nach dem Text der heiligen Schrift müsse ihm viel verziehen werden; denn er habe in diesen Tagen viel geliebt, wozu er Zeit genug gehabt habe, ohne daß er deshalb in den Naturwissenschaften zurückgeblieben wäre. Am 11. verließ er Eger, den 13. kam er in Jena, den 16. in Weimar an. Das Gedicht auf die Szymanowska theilte er den Freunden mit. Die Poesie, äußerte er damals, mache ihm erst wieder Vergnügen, wenn er Nöthigung zu einem Gelegenheitsgedichte erhalte; überreich war er damals an Witz, Humor, Gemüthlichkeit und Einbildungskraft. So gab er die zarteste Erzählung von s e i n e r „Schönheit" in Marienbad und von einer hübschen Regensburgerin, in welche ein Herr von Helldorf verliebt war. Daß der Hang zu Ulriken ihm noch viel zu schaffen machen werde, gestand er, doch hoffte er darüber hinaus zu kommen. Aber bald darauf zeigte er sich oft abgespannt und leidend. Er hatte unterdessen Eckermann bestimmt, in Weimar zu bleiben, um ihm bei seiner neuen Ausgabe zur Hand zu gehn. Ihm legte er auch am Abend des 27. seine neue E l e g i e vor. Denselben Abend spielte Frau Szymanowska bei ihm zu allgemeinem Entzücken. Die Anwesenheit dieser für ihn so bedeutend gewordenen Frau stimmte ihn außerordentlich heiter, aber um so schmerzlicher traf ihn auch der Abschied: vergebens suchte er den Schmerz durch Humor zu verscheuchen, ein Thränenstrom brach aus seinem Auge; sprachlos schloß er sie und ihre Schwester in seine Arme und noch lange sah er

sehnsüchtig den Geschiedenen nach. Es war ihm, als ob er nicht allein sie, sondern auch Ulriken von neuem verloren habe. Damals waren von dem neuen Hefte Kunst und Alterthum schon fünf Bogen gedruckt, der sechste in der Durchsicht. Auf diesen Bogen befindet sich der das Heft beginnende Paria, dessen dritter Theil vielleicht erst in der letzten Zeit ausgeführt worden war. Die gleichfalls schon begonnenen neuen Hefte zur Naturwissenschaft und zur Morphologie brachten gar nichts Dichterisches. In der Nacht nach dem Abschiede von Frau Szymanowska wurde Goethe von einem heftigen Brustfieber befallen, das ihn äußerst bedenklich ermattete. Zelter, der am 24. nach Weimar kam, fand ihn sehr krank. Am 3. Dezember berichtet Goethe an Schultz, der katarrhalische Zustand, an welchem er noch leide, habe ihn von außen und nach außen gar viel bekümmert, wenn er auch nicht in sein Inneres eingedrungen; der Druck seiner Hefte gehe fort. Es war demnach ohne Zweifel auch schon die dritte Abtheilung der zahmen Xenien, welche auf dem sechsten und siebenten Bogen des neuen Heftes von Kunst und Alterthum steht, damals geordnet; einigen derselben begegneten wir schon früher. Unmittelbar vor den Xenien wird Tiecks ehrenvoll gedacht, der eben in seiner Novelle die Verlobung gegen Pustkuchens falsche Wanderjahre aufgetreten war. Die eben darauf bezügliche Xenie: „So ist denn Tieck aus unsrer Mitten“ (zahme Xenien V, 94) findet sich hier nicht; da Riemer und Eckermann sie in unser Jahr setzen, so dürfte sie gleich beim ersten Erscheinen von Tiecks Novelle gedichtet sein, wofür auch der abgebrochene Anfang spricht. Als Zelter am 14. Dezember Weimar verließ, hatte sich Goethes Zustand so entschieden gebessert, daß er mit bester Hoffnung scheiden konnte.

Am Anfange des Jahres 1824 beschäftigte den Dichter die

Angelegenheit seiner neuen Ausgabe, zu welcher Eckermann tüchtig vorarbeitete, besonders seine einzeln gedruckten Gedichte „wie eine Ameise zusammenschleppte“. Eckermann selbst bemerkt, er habe in diesem Winter verschiedene Abtheilungen zahmer Xenien aus den konfusesten Konvoluten zusammengestellt und einen Band neuer Gedichte redigirt. Bald regte sich auch die lyrische Dichtung wieder. Zum Geburtstage des Erbgroßherzogs am 2. Februar schrieb er diesmal Verse, welche er, mit Bezug auf Byrons beliebtes Gedicht über den Korsaren, durch einen solchen überbringen ließ; es war sein eigener Sohn (an Personen 7). Bald darauf diktirte er einiges für das neue Heft von Kunst und Alterthum, wohl die Einzelnes überschriebenen Sprüche; am 24. legte er dies Eckermann vor. Das neue Heft (V, 1) brachte diesmal nichts Poetisches von ihm als zum Anfang die im vorigen Jahre an Byron gerichteten Verse und zum Schlusse die kurz vor Vollendung des Heftes entstandenen Verse „Das holde Thal“ (vgl. S. 391). Am 25. schrieb er in das Stammbuch der Frau von Spiegel auf die vor drei Jahren für ihn leer gelassenen Blätter vier Stanzen, deren mittlere diejenige ist, mit welcher er im großen Maskenzuge vom Dezember 1818 ihr Erscheinen als Prinzessin von Byzanz geschildert hatte (an Personen 83).

Da die Freunde des um die Landwirthschaft höchst verdienten Staatsraths Thaer in Mögelin, welche dessen dreiundsiebzigsten Geburtstag am 14. Mai zu feiern gedachten, sich wegen dabei zu singender Lieder nach Weimar gewandt hatten, so sah sich auch Goethe veranlaßt, den würdigen Mann zu preisen. Schon am 11. März sandte er das vollendete Lied (Festgedichte 10) an Zelter, der eine heitere Melodie dazu setzen möge. Im April dichtete er, da die weygandsche Buchhandlung in Leipzig ein Gedicht zur Einführung der Jubelausgabe seines Werther verlangte, die tief-

gefühlte Ansprache an Werthers Schatten (vermischte Ged. 44), welche er schon am 30. abschickte. Der Dichter stellte diese mit Recht sehr hoch; sie schien ihm seiner Elegie von Marienbad nicht unebenbürtig. Anfangs Mai, vielleicht am 2., wo er Abends mit Eckermann durch Oberweimar eine Spazierfahrt über die Hügel machte, dichtete er die anmuthigen Verse:

Das holde Thal hat schon die Sonne wieder
Mit Frühlingsblüt' und Blumen angefüllt,
Die Nachtigall singt immer neue Lieder
Dem Hochgefühl, das ihr entgegen quillt.
Erfreue Dich der gottverliehnen Gaben!
Froh, wie er Dich erschuf, will er Dich haben.

Die Verse bildeten den Schluß des im Juni ausgedruckten neuen Heftes von Kunst und Alterthum. An demselben Abend sprach er im Anblick der untergehenden Sonne den Hexameter:

Untergehend sogar ists immer dieselbige Sonne,

eine Uebersetzung des griechischen Pentameters:

Δυόμενος γὰρ ὅμως ἥλιός ἐστιν ἔτι.

Erst später wohl setzte er diesem Hexameter noch den andern vor:

Nicht am Morgen allein, noch am Mittag einzig beglückt sie.

Schon am 24. März hatte er dieses Spruches gegen Müller gedacht, aber nicht in metrischer Fassung, sondern in der unbestimmten: „Auch im Untergehen bleibt sie dieselbe", wenn anders Müller genau berichtet. Die Kunde von Byrons am 14. April erfolgten Tode, die erst spät im Mai nach Weimar kam, erschütterte Goethe tief, aber er vermochte seinem Schmerze keinen Ausdruck zu geben, dagegen errichtete er ihm später im Euphorion seiner Helena ein prächtiges Denkmal. Auch die ihm gewidmeten Strophen: „Stark von Faust" (vermischte Ged. 136) fallen erst später. Auf die Jubelfeier Klopstocks in Schulpforta am 24. Juli

dichtete Goethe wohl die Strophen: „Ehre, Deutscher, treu und innig" (an Personen 113). Den 11. Juni beantwortete er in vier anmuthigen Versen die Frage des Grafen von Sternberg, eines sehr bedeutenden Pflanzenfreundes, ob er ihn in diesem Monate in Weimar antreffen werde (an Personen 150). Denselben Tag sprach er, als man ihn veranlassen wollte, Casimir Delavignes L'école des vieillards zu lesen, die Verse: „Was reimt der Junge, der Franzos" (zahme Xenien VI, 77). Am 23. Juli dichtete er die Strophe:

Welch hoher Dank ist dem zu sagen,
Der frisch uns an das Buch gebracht,
Das allem Forschen, allem Klagen
Ein grandioses Ende macht.

Welches Buch (etwa ein mystisches) gemeint sei, ist bisher noch nicht aufgeklärt. Einen Monat später, am 21. August, schrieb er zu einem kleinen Bildchen des Schlosses Belvedere in der Abendsonne einen hübschen symbolischen Wunsch (Gedichte zu Bildern 13). Aus den folgenden Monaten können wir wohl nur zufällig kein Gelegenheitsgedicht Goethes nachweisen; freilich zu bedeutendern lyrischen Dichtungen kam er damals nicht, da ihn neben der Darstellung seines Lebens der Schluß des zweiten Theils des Faust fesselte, von dem unter andern damals die Gesänge der Engel gedichtet worden sein dürften, von denen Goethe einen im nächsten März als Stammblatt versandte. Am 23. Oktober schrieb er in ein englisches Wörterbuch seiner Schwiegertochter:

Dicke Bücher, vieles Wissen!
Ach, was werd' ich lernen müssen!
Wills nicht in den Kopf mir gehn,
Mag es nur im Buche stehn.

Zum 3. Dezember, dem Jubelfeste des Kammerarchivar Rath Schelhorn zu Weimar, schrieb er einige freundliche Verse (an Per-

sonen 161). In den Dezember fällt auch das scharfe Wort gegen den Verleger der falschen Wanderjahre, den Buchhändler Basse in Quedlinburg (Invektiven 22). Nach einem Spruche Byrons, den er in Medwins Conversation of Lord Byron gefunden, schrieb er die Verse: „Nein! für den Poeten ists zu viel“ (zahme Xenien VI, 80). Die von der weygandschen Buchhandlung in Leipzig gekommene Aufforderung zu einer größern Dichtung glaubte er „bei seinen Jahren und übrigen Pflichten“ ablehnen zu müssen.

Das folgende Jahr (1825) brachte keine lyrische Gedichte, da ihn die Dichtung der Helena, welche der ersten Lieferung seiner neuen Ausgabe ein besonderes Gewicht verleihen sollte, wie auch der Mummenschanz im zweiten Theil des Faust, lebhaft in Anspruch nahm und ihn manches andere, besonders auch der Vertragsabschluß mit Cotta und was damit zusammenhing, abzog. Bei der Helena galt es zunächst sich die antiken Versmaße anzueignen, neben welchen in der zweiten Hälfte auch die neuern hervortreten sollten. Auf die Einladung zum kölner Fasching (den 13.—16. Februar) erwiederte er dankend am 3. in heiter anerkennenden Versen (Festgedichte 9). Die Xenie „Wie ist denn ein Theaterbau?“ (zahme Xenien V, 8) wurde durch den Brand des weimarer Theaters in der Nacht des 22. März veranlaßt. Auf die Kunde von dem am 4. April erfolgten Tode des Grafen Löben dichtete er die vier Verse: „Nun ist's geschehn!“ (an Personen 54). Am 5. Juni schrieb er in das wiederaufgefundene Stammbuch seines Sohnes unter seine Eintragung vom 12. Juli 1805 (die Verse an Personen 146) folgende in der ihm für solche Verse sehr beliebten Reimform:

Manches ward indeß erfahren,
Manches auch von uns gethan;
Also hier nach zwanzig Jahren
Fangen wir von neuem an.

Wohl in den Frühling oder Sommer dieses Jahres fallen die Liebeskolien nach dem Neugriechischen in derselben vierversigen Strophenform mit nur seltener Abweichung von der gangbaren Reimstellung. Sie sind von großer Zartheit und zeigen, mit welchem innigen Antheil sich Goethe der fremden Volksdichtung bemächtigt hatte. Drei gehaltreiche Lieder spendete er zur Logenfeier des 3. Septembers, des Jubelfestes des Großherzogs (Loge 6). An einen Jugendfreund, der zur Feier seines eigenen Jubelfestes nach Weimar kam und ihn am Vorabende desselben, am 6. November, besuchte, soll er auf Verlangen die freilich etwas gekünstelten, auf ein ewiges Leben, wie schon ein paarmal früher, hindeutenden Verse geschrieben haben:

Ist uns Jugendmuth entrissen,
Mag zum Troste dann Erfahrung
Sicher leiten zur Bewahrung
Aller, die wir treu uns wissen.
So in jetzgen Tagen träumen
Wir zurück wohl sonstig Walten
Steter Frühlingswelt uns Alten,
Um in ewig lichten Räumen
Ewge Jugend festzuhalten.

Unter sein Portrait, das er seinen Freunden zum Dank für Ihre Glückwünsche zum 7. November sandte, ließ er die wunderlich gezierten Verse drucken:

Meinen feierlich Bewegten
Mache Dank und Freude kund;
Das Gefühl, das sie erregten,
Schließt dem Dichter selbst den Mund.

Seinem Urfreunde Knebel, der zu seinem Jubelfeste nicht in Weimar hatte erscheinen können, sandte er zu seinem achtzigsten Geburtstage, dem 30. November, sein Bild mit der vierversigen Strophe:

Dir ins Leben, mir zum Ort
Leuchtete dasselbe Zeichen;*)
Und so ging, so geh' es fort
Unsrer Freundschaft ohne Gleichen.

Dem Frauenverein zu Weimar sandte er Weihnachten drei Sträuße, zwei mit Versen aus dem an lyrischen Gedichten reichen Mummenschanz des Faust, der also damals auch wenigstens zum Theil vollendet gewesen sein muß, einen mit der Strophe:

In dem Frühling gar zu süße
Wären Rosen ohne Dornen;
Hier sind Lerchen ohne Füße,
Hier sind Ritter ohne Spornen,

die darauf deuten, daß in dem künstlichen Strauße Rittersporen ohne Blumen (Sporen) waren, und daß die Rittersporen mundartlich auch Lerchenklauen heißen, indem die Blumen derselben mit den Klauen (Krallen, Füßen) der Lerche verglichen werden. „Bei wirklichen Blumen wären Rosen ohne Dornen gar zu angenehm, hier aber gibt es Lerchen ohne Füße, Ritter ohne Sporen."

Während des Winters hielt sich Goethe mit allem Eifer an seine Helena, die er im Frühjahr 1826 zu Ende führte. Den 2. Januar schrieb er den schönen Spruch: „Liegt Dir heute klar und offen" (zahme Xenien IV, 93), dessen er sich später häufig mit Vorliebe bediente. Im März ward der Verlagsvertrag mit Cotta abgesandt und die Anzeige über den Inhalt der neuen Ausgabe abgefaßt, welche vier Bände Gedichte und als fünften und sechsten den Divan bringen sollte. Da er die zu seinem Jubelfeste geschlagene Medaille an manche Bekannte und Freunde zu

*) Das des Schützen (vgl. oben S. 139), unter dem er nach Weimar gekommen war.

senden veranlaßt war, so schrieb er als gangbare Beilage zu derselben vier Verse in der ihm stehend gewordenen Reimform, in welchen er der ihn hocherhebenden Ehre die wohlthätigere Liebe der Freunde gegenüberstellt (an Personen 10). Bei der so häufigen Aufforderung, einige Verse von seiner Hand zu verehren, kam er auch auf den Gedanken, die zuerst beim Empfange des Großherzogs im Sommer 1814 an der Zeichenschule, dann elf Jahre später bei der Jubelfeier des 3. September an seinem Hause angebrachten Bilder in kleinerm Maßstab abbilden zu lassen, um sie bei entsprechender Gelegenheit an Freunde oder Fremde mit bezüglichen Versen zu versehn. Der Bilder, deren Erklärung in der Schrift: „Weimar goldner Jubeltag" sich findet, sind sechs und zu jedem finden sich zwei, drei oder vier Gedichte, meist aus einer, ein paarmal aus zwei oder drei der geläufigen vierversigen Strophe. Nur von einzelnen wissen wir die bestimmte Entstehungszeit. So fällt auf den 2. März der dem Symboliker überschriebene Spruch, zu dem die Büste der Natur enthüllenden Genius „Suche nicht verborgne Weihe!" auf den 30. die an den Kirchenrath Paulus gerichteten Verse zu dem über der Erdkugel schwebenden Genius „Zwischen oben, zwischen unten", gleichfalls in den März „Memento mori gibts genug" zu demselben Bildchen, und die Verse zu dem beschildeten Arme „Manches Herrliche der Welt". In das seinem zweiten Enkel geschenkte Stammbuch schrieb er am 28. März die Widmung „Eile Freunden dies zu reichen" (an Personen 137). Der Maler Rösel in Berlin hatte ihm zu seinem vorigen Geburtstag eine gelungene Zeichnung des Höfchens seines Geburtshauses zu Frankfurt nebst zwölf Abdrücken derselben zukommen lassen. Durch die in Begleitung des erbgroßherzoglichen Hofes nach Petersburg gehende Gräfin Karoline von Egloffstein sandte Goethe einen dieser Abdrücke

zur Ansicht an seinen Jugendfreund Klinger mit den beiden Spruchversen an Personen 99. Mit denselben Versen schickt er das Bildchen an den Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, der im vorigen Jahre ihn um eine Ansicht dieses Hofes und Brunnens ersucht hatte; denn dieser hatte bei den Kaiserkrönungen von 1790 und 1792 mit seiner Schwester Friederike, spätern Gemahlin des Herzogs von Cumberland, bei der Mutter Goethes gewohnt, wo die Geschwister auf diesem Hofe viel gespielt hatten. Nur steht hier im letzten Verse heitres statt frohes.

Zu größern lyrischen Dichtungen ergab sich ihm zunächst weder Ruhe noch Stimmung, um so häufiger fand er sich zu kleinen dichterischen Ansprachen veranlaßt. So drückte er am 10. Mai seinen Dank der Frau Oberkammerherrin von Egloffstein aus, die ihm einen Krankenstuhl für seine durch einen Pferdesturz schwer verletzte Schwiegertochter geliehen hatte, in zwei Reimpaaren (an Personen 122). Am 11. Juni sandte Goethe der Herzogin von Cumberland mit dem Bilde von Frankfurt die Strophen, überschrieben „Den 15. und 16. August 1815" (Rhein und Main 9. 10). In den Juli gehören die Strophen an die Sängerin Milder-Hauptmann und die, mit welcher er eine von ihm gewünschte Feder übersendet, sowie die zwei Strophen an die gefeierte Henriette Sontag (an Personen 114. 119. 120). Den folgenden Monat erfreute ihn der Besuch seines Zelter, der bald nach seiner Rückkehr ihm sein liebes schönes Liedchen (aus dem Divan?) übersandte, das sich leicht genug notirt habe. Diesem gab er auch seine vor vier Jahren versuchte Uebersetzung des Monologs des Swarto in Manzonis Adelchi, um sie als Rezitativ zu behandeln; er hatte sie vorher wohl noch einmal durchgesehen. Am 11. August schrieb er eine freie Bearbeitung der schönen Stelle Dantes von der Natur als Gottes Enkelin

in einer achtzeiligen zweitheiligen jambischen Strophe. Den 12. schickte er an Zelter die durch seine Abbildung von L. Sebbers veranlaßten Verse „Sibyllinisch mit meinem Gesicht" (zahme Xenien IV, 85). Für die Festfeier seines Geburtstages von der berliner Liedertafel sandte er das mit einer neuen Strophe vermehrte Wanderlied. Vgl. zu den vermischten Ged. 62. Zu seinem Geburtstage schrieb er diesmal die schönen den Werth der Freundschaft feiernden drei sechszeiligen zweitheiligen Strophen (Festgedichte 4). Auf ein von dem Regisseur Dr. Fr. Wagner zu seinem Geburtstage angefertigtes Gedicht, das in Häsers Komposition von Sängern der weimarischen Bühne vorgetragen wurde, erwiederte Goethe unter Beifügung der Prachtausgabe seiner Iphigenie mit den beiden freilich mißlungenen Reimpaaren:

Die Freunde habens wohl gemacht!
Und wie sie gütig mein gedacht,
So bringe ihnen, fern und nah,
Den Dank hier — Iphigenia. *)

Unterdessen war der Druck des neuen Heftes von Kunst und Alterthum (V. 3), das schon im Mai fast vollständig in der Handschrift vorlag, weit vorgeschritten. Von Goethe enthielt es nichts Dichterisches als eine neue Bearbeitung des schon 1782 übersetzten amerikanischen Liebesliedes mit der Ueberschrift Brasilianisch (vgl. oben S. 186) und zweier altgriechischer Räthsel. **)

*) Das Exemplar der Iphigenie war doch für Wagner allein bestimmt und die Bezeichnung „fern und nah" ist ohne gehörige Beziehung Man würde gern Sie und Ihnen lesen, wäre diese Anrede in Gedichten nicht wider Goethes Weise.

**) Man hat bezweifelt, daß die Uebersetzung von Goethe sei, aber beim erstern scheint der letzte Vers gerade mit Bezug auf den Gebrauch hinzugefügt, den er davon machte, als er es in das Stammbuch seines ältern Enkels ein-

Am 3. September schrieb er zu dem Bildchen des die Natur enthüllenden Genius die Strophe „Bleibe das Geheimniß theuer!“ Neun Tage später sandte er an Marianne von Willemer mit einem Blatte der Pflanze Bryophyllum calycinum die auf grünes glänzendes Papier geschriebenen fünf Reimpaare „Was erst still gekeimt in Sachsen“ (an Personen 147). Auch die ein gleiches begleitende Strophe „Wie aus einem Blatt unzählig“ aus vier abwechselnd reimenden, weiblich auslautenden Versen (daselbst 148) ist an Mariannen gerichtet. Im Namen der Loge Amalia begrüßte Goethe am 15. den im Juli von seiner Reise nach Nordamerika zurückgekehrten Herzog Bernhard mit den schönen, nach dem Versmaße des Liedes auf Thaers Jubelfest gedichteten Strophen (Festgedichte 5), die in der Loge, vielleicht von seinem Sohne, gesprochen wurden; da die Brüder es aber später auch singen wollten, bat er Zelter um eine Melodie dazu, die dem wichtigen Gehalte desselben entspreche. Die Entdeckung des Schädels Schillers auf dem weimarer Kirchhof und die feierliche Aufstellung desselben am 17. September auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar, wobei Goethe anwesend zu sein verhindert wurde, veranlaßten die schönen Terzinen „Im ernsten Beinhaus“ (vermischte Ged. 42), welche in den Gedanken auslaufen, daß die Natur auch den Geist sich in der äußern Form ausprägen lasse. Es waren wohl die ersten eigentlichen Terzinen Goethes, welche ihm damals die Danteübersetzung von Streckfuß nahe gebracht hatte, obgleich er ganz vor kurzem bei der Bearbeitung einer Stelle Dantes sich dieser künstlichen Versart

---

schrieb. Da Goethe griechische Räthsel in der Ursprache verwandte, wie wir durch Riemer wissen, so konnte er auch wohl solche, die ihm besonders gefielen, in Versen nachbilden, wenn ihm der wörtliche Sinn durch Sprachkundige erschlossen war.

noch nicht bedient hatte. Das Gedicht war der lyrische Höhepunkt dieses Jahres, in dessen Schluß nur einige kleine Gelegenheitsgedichte fallen. Ein buntgesticktes Kissen begleitete er am 19. Oktober mit zwei Reimpaaren(an Personen 46), wo wohl ihrer zu lesen ist; im November schrieb er für ein Album unter das Bildchen des mit der Leier nach oben strebenden Adlers die am Schlusse veränderten Verse „Guter Adler nicht so munter", am 23. Dezember in das Stammbuch des Grafen Moritz Brühl unter den über der Erdkugel schwebenden Genius die Strophe „Zwischen oben und unten" zugleich mit den beiden, den dornburger Liedern (vermischte Ged. 37—39) hinzugefügten Strophen.

Die vier ersten Bände der Werke, welche die Gedichte enthalten, waren unterdessen durch Eckermanns Eifer mit Ausnahme der im vierten einzuschaltenden Helena vollständig geordnet und bereits zum Drucke abgegangen. Die beiden ersten Bände entsprachen der vorigen Ausgabe; nur waren die durch Versehen in dieser zweimal stehenden Gedichte die Freude und an Lottchen an der zweiten Stelle, unter den vermischten Gedichten, weggefallen, und zu den Sonetten am Schlusse zwei ungedruckte, persönlich an Minna Herzlieb gerichtete getreten. Der dritte neuhinzugekommene Band begann mit einer Abtheilung Lyrisches, welche die beiden in Kunst und Alterthum erschienenen Balladen und eigentlich lyrische Sachen brachte. Zunächst folgten, unter dem Titel Trilogie der Leidenschaft verbunden die Gedichte an Werther, die marienbader Elegie und die Verse an die Szymanowska (die beiden letztern bisher ungedruckt); daran schlossen sich die gleichfalls durch Ulrike von Lewezow veranlaßten bisher unbekannten Aeolsharfen, das ungedruckte Gedicht Ungeduld, dessen Entstehungszeit unbekannt ist, Lust und Qual (aus Kunst und Alterthum), Immer und überall (die Ueberschrift und

die zweite Strophe sind neu), die mit den Namen der Monate März bis Juni bezeichneten und Frühling übers Jahr, dann, durch ein wunderliches, schon in Kunst und Alterthum berichtigtes Versehen, das bereits unter den geselligen Liedern gegebene Lied die glücklichen Gatten mit der Ueberschrift fürs Leben, weiter aus Kunst und Alterthum für ewig, zwischen beiden Welten, Stammbuchblatt von 1604, um Mitternacht. Darauf folgten die bisher ungedruckten Gedichte St. Nepomuks Vorabend (1820), im Vorübergehen (1813), Pfingsten (1814), Aug' um Ohr (1817, jetzt an Personen 101), dann die den in den spätern Taschenausgaben ausgefallenen, Blick um Blick (im Register Kuß auf Blick) überschriebenen Verse:

Wenn Du Dich im Spiegel besiehst,
Denke, daß ich diese Augen küßte,
Und mich mit mir selbst entzweien müßte,
Sobalde Du mich fliehst:
Denn da ich nur in Deinen Augen lebe,
Du mir gibst, was ich gebe,
So wär' ich ganz verloren;
Jetzt bin ich immer wie neugeboren,

die aus früher Zeit stammen möchten, wie das darauf folgende Hauspark, das hier zuerst erscheint, aber schon im Jahre 1797 wenigstens begonnen wurde. Noch ungedruckt waren auch die drei darauf folgenden Gedichte der neue Kopernikus (1814), Gegenseitig (1816) und Freibeuter (aus unbestimmter Zeit). Den Schluß bildete das Wanderlied aus den Wanderjahren.

Ganz neu ist die Abtheilung Loge, deren sechs Stücke den Jahren 1815 bis 1825 angehören. Die folgende Abtheilung Gott und Welt hatte Goethe selbst vor mehrern Jahren zusammengestellt und ihnen den Vorspruch des ersten naturwissenschaftlichen Heftes als Motto vorgesetzt. Sonst fehlen allen Ab-

theilungen des dritten Bandes die Reimpaare, wie sie Goethe 1814 zu den beiden ersten Bänden gedichtet hatte, nur steht vor der ersten Abtheilung das ältere Gedicht: „Töne, Lied" (vgl. oben S. 369). Wie im zweiten Bande, finden sich auch hier die Abtheilungen Kunst, Parabolisch und Epigrammatisch, in welche die spätern zu denselben gehörenden Gedichte aufgenommen sind. Unter der Kunst erscheint zuerst das Künstlerlied von 1816, dann folgen aus Kunst und Alterthum die jetzt Antike überschriebenen Verse. Die weitern Sprüche, Begeisterung, Studien, Typus, Ideale, Abwege, Modernes, waren ungedruckt, ebenso die 1816 gedichteten Verse Museen. Bekannt waren die Gedichtchen zu Tischbeins Idyllen, woran sich die ungedruckten zu Gemälden einer Kapelle und auf ein Bild der Kore (vgl. oben S. 357) anschlossen. Darauf folgten weiter die schon bekannten Verse zu Goethes einzelnen Handzeichnungen, sodann unter der Ueberschrift Ländlich vier verschiedene Strophen, von denen die eine die Goethe jetzt beliebte Reimform ist, eine aus zwei Reimpaaren besteht (es sind die Verse: „Die Nachtigall, sie war entfernt", die man später irrig unter die einzelnen neugriechischen Liebeskolien gesetzt hat), die erste Hälfte der Inschrift auf Goethes Gartenhaus (Ged. zu Bildern 15), die nach Goethes Tod Unerläßlich überschriebene Strophe (Kunst 17) und die Verse:*)

Erinnr' ich mich doch spät und früh
Des lieblichsten Gesichts;
Sie denkt an mich, ich denk' an sie,
Und beiden hilft es nichts.

Den Schluß der Abtheilung bildeten die gleichfalls ungedruckten

*) Am 19. Juni 1826 las der Kanzler Müller dieselben auf einem Papiere, mit welchem Goethes älterer Enkel spielte.

Verse Landschaft, die Goethe auf eine Aquarellcopie des weimarer Zeichenlehrers Lieber geschrieben hatte.

Die Abtheilung Epigrammatisch enthält unter den 29 Gedichten zehn aus Kunst und Alterthum, eines aus den Wanderjahren. Neu sind Nativität (1818), Das Parterre spricht (1814), ins Weite, Jahr aus Jahr ein, nett und niedlich, für Sie, genug,*) den Absolutisten, zwei Räthsel, feindseliger Blick, Vielrath, kein Vergleich, Homer wider Homer, Schlußpoetik, kölner Mummenschanz (1825), Der Narr epilogirt (1804). Unter Parabolisch sind die Gedichte nur nummerirt, ohne Ueberschrift**); es sind folgende (nach den spätern Ueberschriften): Gedichte, die Poesie (1816), stets derselbe (1821), Amor und Psyche, Fliegentod (1810), am Flusse, Fuchs und Kranich (1819), Fuchs und Jäger, die Frösche, die Hochzeit, Begräbniß, drohende Zeichen, die Käufer (1820), das Bergdorf, Symbole, von denen vier ungedruckt waren. Nach stets derselbe steht folgendes nicht in die spätern Taschenausgaben aufgenommene Gedicht:

---

*) Das in den spätern Taschenausgaben fehlende Gedicht lautet:

Immer niedlich, immer heiter,
Immer lieblich und so weiter,
Stets natürlich, aber klug —
Nun das, dächt' ich, wär' genug.

Das V. 2 nach lieblich stehende Ausrufungszeichen nebst dem großen Anfangsbuchstaben von und ist irrig. Die Worte und so weiter beziehen sich auf die drei ersten mit immer eingeführten Eigenschaften, mit V. 3 beginnt ein neues Glied, das unmöglich durch „und so weiter" eingeleitet werden kann.

**) Im Register sind sie mit den Anfangsworten bezeichnet.

Zu Regenschauer und Hagelschlag
Gesellt sich liebeloser Tag;
Da birgst du deinen Schimmer.
Ich klopf' am Fenster, poch' am Thor:
„Komm, liebstes Seelchen, komm hervor!
Du bist so schön wie immer."

Daran schließen sich drei ungedruckte Palinodien von 1814 und 1815 und das gleichfalls hier zuerst erscheinende, aber ohne Zweifel früher gedichtete Valet.

Es folgt nun eine neue Abtheilung: Aus fremden Sprachen, die Uebersetzungen aus Byron, Manzonis Ode, das Sträußchen aus dem Altböhmischen, der irische Klaggesang und die neugriechischen Gedichte. Den Schluß bilden die drei ersten schon gedruckten Abtheilungen der zahmen Xenien.

Der vierte Band beginnt mit dem Maskenzuge vom Dezember 1818, an den sich Inschriften, Denk- und Sendeblätter (100 Stücke) anschließen. Manche derselben sind ohne Ueberschrift, wie die marienbader Gedichte und die an Marianne von Willemer. Am Schlusse stehen die Erinnerungen an Verstorbene, zuerst die an seine Gattin. Die auf Rhein und Main bezüglichen haben ein besonderes Titelblatt, doch läuft die Zahl fort. Die dritte Abtheilung gibt Dramatisches, neuere Prologe und Epiloge, eine Zwischenszene zu Faust, zwei Auftritte aus Nausikaa und mit besonderm Abtheilungstitel Helena. Den Schluß bilden drei weitere von Eckermann geordnete Abtheilungen der zahmen Xenien.

So bot die neue Ausgabe vieles Unbekannte, obgleich auch diesmal noch manches zurückblieb, vor allem die Invektiven, die Politika, manche Gelegenheitsgedichte, einige Lieder des leipziger Liederbuchs und das erste erhaltene Gedicht, die Höllenfahrt Christi; auch die Terzinen auf Schillers Schädel wurden noch

zurückgehalten. Gegen die Anordnung im einzelnen ist manches zu bemerken; besonders war die Trennung der Gedichte des dritten Bandes ungehörig, da Zusammengehöriges dadurch getrennt wurde. In Hinsicht der Reinheit des Textes hatte Goethe die größte Sorgfalt beabsichtigt, und zu diesem Zwecke Schubarth heranziehen wollen, was aber mißlang. Leider liegt bei den schon gedruckten Gedichten überall die an Fehlern reiche vorhergehende Ausgabe zu Grunde, aus der die meisten Druckversehen herübergenommen sind; so im Liede an Belinde, in Mignon, im Veilchen, im getreuen Eckart. Absichtliche Veränderungen finden wir wenige. So ist im Heideröslein Str. 3, 4 ihm statt ihr gesetzt, in der Müllerin Verrath Str. 3, 2 solchen statt frischen, im Edelknaben und die Müllerin V. 12 Birnen statt Birn. Im Sänger bleibt es zweifelhaft, ob reichen Str. 3, 7 absichtlich statt holen steht. Auch eine beträchtliche Anzahl neuer Druckfehler hat sich eingeschlichen, so daß jede Abweichung dieser Ausgabe an sich eben so wenig Gewähr hat als die Beibehaltung von Lesarten der von Druckfehlern entstellten vorhergehenden. Uebrigens wurde die Taschenausgabe vor der in Oktav gedruckt. Schon am 22. April 1827 waren die vier ersten Bände in der Taschenausgabe in Goethes Händen, der sie zum Vortheil der Oktavausgabe noch einmal durchgehn lassen wollte. Leider wurden die meisten Fehler in der Oktavausgabe nicht gebessert, sondern durch neue vermehrt.

Auch der fünfte und sechste Band, welche den Divan und die Noten und Anmerkungen dazu enthielten, waren vor dem Ende des Jahres durchgesehen, während die Helena zum vierten Bande noch fehlte. In die neue Ausgabe des Divan waren mehrere beim ersten Drucke in der ersten Hälfte des Jahres 1818 ausgeschlossene oder seit der Zeit neu entstandene Gedichte

aufgenommen; die letzte Zeit hatte keine solche mehr geliefert. Noch jetzt blieb eine Anzahl früher gedichteter unbenutzt. Das Buch der Liebe war um 3 Stücke und eine Strophe, das der Betrachtungen um 9, das des Unmuths um 3, das der Sprüche um 11, das Buch Suleika um 3, das Schenkenbuch um 4, die Parabeln um 2, das Buch des Paradieses um 3 Stücke vermehrt. Die Theaterreden standen im zehnten, die Parabeln, Legende, Hans Sachs, auf Miedings Tod, der Epilog zu Schillers Glocke und die Geheimnisse, die Maskenzüge und die karlsbader Gedichte im dreizehnten Bande.

Goethes letzte fünf Lebensjahre waren vor allem der Vollendung des so lange auf ihm lastenden Faust, der Umarbeitung und dem Abschlusse der Wanderjahre und dem letzten Theile von Wahrheit und Dichtung gewidmet. Faust selbst ist reich an ausgezeichneten und mannichfaltigen lyrischen Stücken, in welchen größtentheils liebliche Zartheit, anmuthiges Leben und reines Gemüth den glücklichsten Ausdruck gewonnen, wenn auch hie und da ein Anflug der nüchternen Schwäche des Alters sich verräth. So gehört denn die Geschichte der Vollendung des zweiten Theils des Faust ganz eigentlich in die letzte Entwicklung seiner Lyrik; wir verweisen ihretwegen auf unsere Fausterklärung (Heft XII, 32 ff.). Aber auch mit sonstigen lyrischen Dichtungen, unter denen einzelne bedeutende sich finden, war Goethes Greisenalter gesegnet. Im Januar 1827 vollendete er die am Ende des vorigen Jahres begonnene herrliche Novelle mit den schönen Gesängen des den Löwen bezwingenden Knaben. Auch an die Helena ward die letzte Hand gelegt, so daß sie am Ende des Monats zum Druck abgehn könne. Zu derselben Zeit beschäftigten Goethe Bérangers Lieder, dessen großes Talent einen meist widerlichen Stoff fast anmuthig mache, hübsche frische

serbische Volkslieder und der chinesische von Rémusat übersetzte Roman die beiden Basen, in dem er alles so sittlich, verständig, ohne große Leidenschaft, aber nett und zierlich fand, daß er sich davon eigen angezogen fühlte. Am 1. Februar schrieb er das gegen die newtonsche Irrlehre gerichtete Gedicht Gesetz der Trübe in achtzeiligen zweitheiligen jambischen Strophen (Gott und Welt 20), das zuerst am Schlusse des schon am Anfang dieses Jahres begonnenen neuen Heftes Kunst und Alterthum (VI, 1) als Warnung, eigentlich und symbolisch zu nehmen, erschien. Am 2. begann er die Lesung des chinesischen Gedichtes Courtship by Peter Perring Thoms. Wenn er den 5. in seinem Tagebuch bemerkt: „Chinesische Dichterinnen", so schrieb er damals ohne Zweifel für Kunst und Alterthum den Aufsatz Chinesisches, in welchem er aus einer Chrestomathie, hundert Schöner Gedichte, die in der Ursprache 1804 erschienen war, Nachrichten und Gedichtchen von vier derselben gibt. Die Uebersetzung muß er dem berühmten Sinologen Klaproth verdankt haben, der sich während der Jahre 1802 bis 1805 in Weimar aufhielt. Bei der sehr hübschen Uebersetzung hat sich Goethe verschiedener Reimformen, nur einmal der etwas künstlich verschlungenen, bedient, daß durch drei Reimpaare sich drei Reime (V. 3. 6. 9) schlingen. Den 10. Februar widmete er dem jungen frankfurter Klaviervirtuosen Ferdinand Hiller, als dieser mit Hummel, dessen Unterricht er in Weimar genossen hatte, nach Wien zu reisen im Begriffe stand, die zwei Strophen an Personen 186. Den 18. war das neue Heft von Kunst und Alterthum fast ganz ausgedruckt. Auf den damals gedruckten Bogen fand sich eine Uebersetzung zweier persischer Gedichte, die aber wohl, nach der durchgeführten Gaselenform, nicht von Goethe ist, die Uebersetzung von Stellen aus den Bacchantinnen des

Euripides, gleichfalls von fremder Hand, und drei Stanzen der Pflanzenfreund aus der Ferne, mit dem Bilde seiner Einsiedelei, die man gleichfalls Goethe beigelegt hat, da sie doch vielmehr an ihn gerichtet sind. Von Goethe selbst haben die zehn ersten Bogen nur die S. 397 erwähnte Strophe „Von Gott dem Vater stammt Natur", die Sprüche: „Anstatt daß ihr bedächtig steht" und „Sage mir, mit wem zu sprechen" (zahme Xenien VI, 12. 13) und die eben erwähnten chinesischen Gedichtchen. Auf den beiden Schlußbogen finden sich die Besprechung der böhmischen Poesie, die so schön die Weltdichtung feiernde Strophe: „Wie David königlich zur Harfe sang", die später als Motto der Abtheilung Volkspoesie in den Werken verwandt wurde, die drei Strophen Hafis („Was in der Schenke waren heut"), welche auch die neue Ausgabe des Divan (IX, 16) brachte, und die bereits erwähnte Warnung. In dem gleichfalls von diesem Hefte gebrachten Aufsatze Neueste deutsche Poesie stellte Goethe auch eine merkwürdige Würdigungstabelle poetischer Produktionen der letzten Zeit auf, die er gleichsam als Antwort auf so manche Zusendungen neuerer Dichter gab, auf die näher einzugehn ihm unmöglich sei. Man sehe manches schöne Naturell, bemerkt er, das sich von herkömmlichen Regeln befreit habe, sich nach eigener Art und Weise zu beschäftigen und auszudrücken bemühe, aber noch nicht dahin gelangt sei, sich selbst Gesetze vorzuschreiben und in den von der Natur ihm gezogenen Kreis zu beschränken; auch halte es in jugendlichen Tagen schwer über Stoff und Gehalt, Behandlung und Form deutlich zu werden. So deutete er hier auf die dem jungen Dichter vor allem nöthige Beschränkung hin.

Auf Zelters Mittheilung, er sei wegen der Erklärung des Divansliedes Dreistigkeit (I, 14) angegangen worden, erklärte

er am 11. März, forderte man von ihm selbst einen Kommentar, so würde er ein anderes Gedicht desselben Inhalts und Gehalts, aber faßlich und dem Verstande zugänglich schreiben. Den 20. schickte er Riemers Gattin Stickmuster mit einem verspäteten Glückwunsch zum Geburtstag in einer vierversigen Strophe (an Personen 179). Dem von Zelter ihm empfohlenen Schauspieler Krüger von Berlin, dessen bewundertem Spiel als Orest er, weil ihm die Erinnerung an die Tage, wo er dies alles fühlte, dachte und schrieb, unbequem war, nicht beigewohnt hatte, schrieb er bei Uebersendung eines Prachtexemplars seiner Iphigenie am 31. die Verse: „Was der Dichter diesem Bande" (an Personen 155). Den 22. April sandte er durch Zelter an die Herzogin von Cumberland ein Packetchen zu beliebiger Ausrichtung, das wahrscheinlich seine Geburtstagsmedaillen enthielt; denn die Abbildungen seines elterlichen Höfchens und die Ansicht Frankfurts von der Gerbermühle aus mit den betreffenden Versen hatte er schon im vorigen Juni gesandt. Mit derselben Post schickte er an Zelter mehrere Geburtstagsmedaillen, zum Theil mit Inschriften versehen, zum Theil bloß mit seinem Ringe versiegelt, von denen der Freund die nicht an bestimmte Personen adressirten nach seinem Gefallen vertheilen möge. Einer Inschrift zur Jubiläumsmedaille ward S. 395 f. gedacht. Am 1. Mai schrieb er die Verse „Wenn am Tag Zenith und Ferne" unter das Bildchen des über der Erdkugel schwebenden Genius, unter ein anderes an seinem nächsten Geburtstage. Am 9. Mai nahm er wieder den von Rémusat übersetzten Roman die beiden Basen vor. Drei Tage später fuhr er in seinen Garten, wo es ihm bei der unvergleichlichen Frühlingsumgebung so wohl gefiel, daß er sich entschloß, daselbst den Frühling über zu wohnen. Hier ward der zweite Theil der Wanderjahre, wie er am 24. an Zelter schreibt, abgeschlossen, so daß er nur weniger Binsen

bedurfte, den Straußkranz völlig zusammenzuheften. Für sie wurde das Lied der Auswanderer (vermischte Ged. 63) geschrieben. Auch begann er am vierten Akte des zweiten Theiles des Faust. Gleichzeitig entstanden die sogenannten chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten, in welchen sich Goethe ganz in die reine, ruhig behagliche, klar verständige chinesische Dichtung hineinversetzt, welche die äußere Natur immerfort mit ins Spiel zieht und ohne dichterischen Schwung gleichsam als Leiterin der Gedanken anmuthig verwendet. Auch das gegen Mai eintretende Regenwetter trieb ihn nicht zur Stadt zurück. Im Garten übersetzte er glücklich ein hochschottländisches Lied (Uebersetzungen 11). Erst die Ankunft des Grafen Sternberg zog ihn wieder nach Weimar. Ihm gab er am 13. Juni das neue Heft Kunst und Alterthum mit einer dessen Freundschaft feiernden Strophe (an Personen 95), und am folgenden Tage bereicherte er dessen Album mit den Versen in derselben ihm beliebten Strophenform:

Wer das seltne Glück erfahren,
Jugendkraft bei reifen Jahren,
Schöner stets wird ihm die Welt.
Schätze der Natur ergründen,
Geist mit Element verbünden,
Ists, was ewig jung erhält.

Den 15. schrieb er unter ein dem Bibliotheksekretär Kräuter geschenktes Bildchen von Frankfurt vier Verse, von denen die geraden reimlos sind (Ged. zu Bildern 12). Bei Sternbergs Abreise fügte er den vier ersten Bänden seiner Taschenausgabe zwei Reimpaare hinzu, welche diese als Unterhaltung auf der Reise bezeichnen (an Personen 96). Der im Mai von Weimar als Verlobte des Prinzen Karl von Preußen geschiedenen Prinzessin Marie, die ihn vor ihrem Abschied im Garten besucht, hatte er, wie er immer, wenn sein Gefühl zu mächtig aufgeregt

war, sich nicht dichterisch aussprechen konnte, keine dichterische Spende zu weihen vermochte; von seiner Verehrung für sie zeugen die wenigen zarten Verse, die er am 20. unter ihr seinem Freunde Nic. Meyer gesandtes Bildniß schrieb (Ged. zu Bildern 14). Gleich darauf vollendete er die Uebersetzung der aus derselben Sammlung schottischer Lieder und Balladen, welcher er das hochländische Lied entnommen hatte, geschöpften Ballade Gutmann und Gutweib (Balladen 25), die er schon am 27. Eckermann vorlegte. Bei Uebersendung derselben an Zelter bemerkt er, die Ballade stehe sehr hoch; die glücklich lebendige Verschmelzung des Epischen und Dramatischen in höchst lakonischem Vortrag sei nicht genug zu bewundern. Was ihm noch weiter von dergleichen zu Theil werde, solle alsbald erfolgen; es seien dies denn doch Früchte seines Gartenaufenthaltes. Sein Garten war ihm seit dem vierwöchentlichen Aufenthalte in demselben wieder so lieb, ja so nothwendig geworden, daß er, wenn auch das Wetter und das Bedürfniß literarisch-artistischer Umgebung ihn in Weimar zurückhielten, er doch jeden Tag wenigstens einige Stunden daselbst zubrachte. Gegen Ende Juni dichtete er die drei freien Strophen, in welchen er Amerika glücklich preist, daß es keine verfallenen Schlösser und keine Basalte besitze, und ihm wünscht, daß es vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten bewahrt bleiben möge (zahme Xenien IV, 27.)*) Um diese Zeit hatte er auch in einer Xenie die Eigenheit unserer Tage berührt, daß man sich bei Dichtern statt an den Gehalt, bloß an die schöne Sprache halte, weil man meine, mit dieser allein sei schon etwas gethan; niemals sei es so arg gewesen, daß man so wenig Leser und so viel Aufpasser und Aufschnapper

*) Der Bericht, in welchem er Zelter die Verse mittheilt, in denen er sich vor einigen Tagen ergangen, war Fortsetzung des am 21. Juni geschriebenen.

habe. Diese Xenie scheint verkommen zu sein; denn von den vorhandenen läßt sich keine sicher darauf beziehen. Häufig ergoß er damals seine Verstimmung in solche Spottverse. „Da ich nicht mehr streiten mag, was ich nie gern that", schreibt er an Zelter, „so vergönn' ich mir zu spotten und ihre schwache Seite anzugreifen, die sie wohl selbst kennen." Manches dieser Art halte er um des lieben Friedens zurück, bemerkt er; vielleicht entschließe er sich ein Schwänchen (Allerlei) wahrhaften Manuscripts für Freunde zusammenzustellen, nur sei dies in jetzigen Zeiten keineswegs zu sekretiren, da man solchen Dingen eifrig nachspüre, um damit hervorzutreten.

Am 7. Juli wünschte er der Wittwe des elsässischen Generals Rapp, die sich in Weimar niedergelassen hatte, in drei Reimpaaren Glück zur Reise (an Personen 144). Den 23. August gedenkt er eines Gedichts auf die berühmte Sängerin Sontag, das er ihr noch vorenthalten habe, da es nur durch ein zweites mittheilbar werde. Es bezog sich wohl auf deren „proserpinenartiges" Profil, das, wie er bemerkte, eigensinnige Selbständigkeit und grandiöse Festhaltung an Ideen ausdrücke. Einen gewaltigen Eindruck machte auf ihn die Ankunft des Königs von Baiern, der selbst kam, ihn zum Geburtstage zu beglückwünschen und ihm das Großkreuz seines Verdienstordens zu überreichen. Da der Maler Rösel ihn auch diesmal, wie schon in den beiden letzten Jahren, zu seinem Geburtstage mit der Zusendung eines Bildes seiner Hand erfreute (wie es scheint, mit dem Eingang auf den Brocken), so sprach Goethe seinen Dank in drei vierzeiligen Strophen von verschiedener Reimstellung aus (an Personen 181). Als am 30. August der Kanzler Müller, aufgefordert, etwas zu ersinnen, wie er sich dem Könige dankbar erzeigen möge, ihm eine neue römische Elegie dazu vorschlug, lobte er den Gedanken,

nur meinte er, daß er ihn kaum auszuführen vermögen werde. Das vom Könige aus Fulda an den Kanzler geschickte Gedicht schalt er als zu subjektiv; es sei nicht dichterisch, die Vergangenheit so tragisch zu behandeln, vielmehr müsse man es machen, wie er in den römischen Elegien; von der Erwiederung des Kanzlers selbst bemerkte er, dieser mache schöne Verse, ohne die Verskunst studirt zu haben. Kurz vorher, am 1. September, hatte er an Zelter geschrieben, man habe sich zu hüten, daß man nicht, wie Gleim, im Alter sein Talent trivialisire. Das Lesen einer mit Lebensbeschreibungen versehenen Sammlung lebender englischer Dichter hatte ihn auf den Gedanken gebracht, eine ähnliche Arbeit über die lebenden weimarer Dichter zu versuchen, doch ward er von diesem flüchtigen Gedanken bald wieder abgelenkt. Den 7. September sandte er an J. D. Wagener in Leipzig, als Gegengeschenk für dessen spanische Sprachlehre die Prachtausgabe seiner Iphigenie mit den rasch hingeworfenen Versen:

Spansches hast Du mir gesandt,
Deutsches folgt hieneben;
Beides ist gar wohl gekannt,
Soll auch beides leben!

Ziehn wir nun die achtzig Jahr
Durch des Lebens Mühen,
Müssen auch im Silberhaar
Unsre Pflüge ziehen.

Führt doch durch des Lebens Thor
Traun so manches Gleise;
Ziehn wir einst im Engelchor,
Geht's nach einer Weise.

Der Schluß erinnert an den Dank von 1819 (oben S. 364) und die Verse an einen Freund am Vorabende seines Jubelfestes (oben S. 394). Solche Hindeutungen auf das andere Leben

waren seiner frischen Natur fremdartig und klingen etwas gezwungen, ja fast humoristisch. Am 13. schrieb er in das Stammbuch seines ältern Enkels unter einen von Frau Spiegel eingeschriebenen Spruch Jean Pauls die Verse: „Ihrer sechzig hat die Stunde“ (an Personen 110). In unser Jahr gehören auch die aus vier Reimpaaren bestehende Inschrift auf einem Steine seines Gartenhauses und die Verse auf die vor seinem Hause zu Weimar gaffend stehenden Fremden (Gedichte zu Bildern 15. 16). Gegen Ende des Jahres nahm ihn der Anfang des zweiten Theils des Faust bis zur Szene im Lustgarten in Anspruch, da dieser der neuen Ausgabe des Faust hinzugefügt werden sollte. Wie so häufig schrieb er auch diesmal zum kürzesten Tage des Jahres ein kleines Gedicht, diesmal an die junge Frau von Mandersloh (an Personen 187).

Zum neuen Jahre (1828) sprach er dem Herzog bei Uebersendung einer kleinen Gabe mit herzlichen Gefühlen des Dankes seinen Glückwunsch aus (an Personen 10), ohne zu ahnen, daß dieses Jahr den verehrten Freund und edlen Fürsten ihm entreißen werde. An demselben Tage schrieb er ins Album der Gräfin Karoline von Egloffstein drei kleine Gedichte, von denen das eine eine freundliche Widmung enthält, die beiden andern sich auf die beiden Seiten des Einbandes dieses Albums beziehen, von denen die vordere das römische Haus, die andere das sogenannte Kloster im Park darstellten (an Personen 102). Den 10. fragte Graf Brühl, der Intendant der berliner Bühne, bei ihm an, ob er gestatten würde, daß vor Deinhardsteins Hans Sachs statt des dazu gehörenden, ihm aber nicht gefallenden Prologs, sein Gedicht auf den alten Meistersänger gesprochen werde. Goethe ging, nachdem er das vor einem vollen halben Jahrhundert entstandene Gedicht sich mit der größten Gemüthsruhe vorgetragen

hatte, wo es zwölf Minuten dauerte, gern darauf ein, nur meinte er, da es die Beschreibung eines Gemäldes sei, müsse es wohl eine Einleitung erhalten, damit es nicht durch unerwartetes Eintreten unverständlich werde, und er erbot sich am 17. eine solche in gleichem Sinn und Stil niederzuschreiben, in welcher Vorhaben und Absicht erklärt und das folgende anschaulicher würde; das Ganze würde dann ungefähr eine Viertelstunde dauern. Gleich nach seinem Anerbieten bedachte er die Sache näher, und er entschloß sich einen nürnberger Bürger als Meistersänger auftreten zu lassen. So entstand rasch ein längerer Prolog, der mit gereimten fünffüßigen jambischen Versen beginnt, aber bald in vierfüßige übergeht; nur durch ein Versehen hat auch der dritte Vers bloß vier Füße. Graf Brühl ließ diesen Prolog mit dem ältern Gedichte abdrucken und unter den Zuschauern vertheilen; in letzterm hatte er nicht allein einen Vers nach Goethes eigener Angabe verändert, sondern auch ein paar andere Abweichungen sich gestattet. Goethe aber schlug statt der beiden von Brühl veränderten Verse ein paar andere vor, und gab statt der beiden letzten Zeilen, die man bei der Aufführung weggelassen hatte, damit das Ganze nicht zu unerwartet abschnappe, sechs neue.

Bald fand er Gelegenheit, der Großherzogin noch einmal als regierender Fürstin seine Huldigung darzubringen, da an ihrem Geburtstage die ersten Erzeugnisse der bei Stotternheim hinter dem Ettersberge eröffneten Saline dem Großherzog überreicht werden sollten. Er schrieb dazu im Namen des Salinendirectors K. Glenck einen Dialog zwischen dem Gnomen, der Geognosie und der Technik in paarweis reimenden fünffüßigen Jamben, die nur ein paarmal eine Silbe länger sind. Wohl nur zufällig bildet der Sinnabschnitt hier mehrfach gleiche Strophen. In diesem so glücklich gedachten als ausgeführten Gedichte wird

nur des Herzogs als Landesherrn gedacht, aber zum Schlusse auch des Tages „günstige Vorbedeutung“ hervorgehoben. Einige Privatredouten gaben ihm Gelegenheit, aus dabei gespendeten Gedichten das „wundersam im Stillen in Weimar waltende poetische Talent“ zu erkennen. Er selbst arbeitete, nachdem der Anfang des zweiten Theiles des Faust bis zur Szene im Lustgarten zum Drucke abgesandt war, an der Fortsetzung, aber es ging damit sehr langsam, da er nur die Morgenstunden dazu gebrauchen konnte und im besten Falle bloß eine geschriebene Seite täglich zu Stande brachte. Dabei förderte er das neue Heft von Kunst und Alterthum, das von ihm die beiden im vorigen Jahre übersetzten Gedichte Hochländisch und Altschottisch (Gutmann und Gutweib) und das durch eine anmuthige Uebersetzung seiner kleinen Gedichte veranlaßte Gleichniß (Parabolisch 17) in paarweis reimenden, ein paarmal durch Anapäste hübsch belebten vierfüßigen Jamben brachte. Das Heft begann mit den schönen auf die Anwesenheit des Königs von Baiern bezüglichen Gedichten des Kanzlers von Müller, da er selbst zu einer dichterischen Feier dieses ihn so tief ergreifenden ehrenvollen Besuches nicht gelangen konnte. Am 31. März bat Zelter ihn um ein freundliches dichterisches Wort an die Sängerin Milder, da deren Verehrer ihr am 9. April zur Feier ihrer fünfundzwanzigjährigen Thätigkeit für die berliner Oper eine Porzelanvase überreichen wollten; indessen konnte er beim besten Willen nicht dazu gelangen, da er, wie er am 22. April schreibt, lange nicht so gezupft worden als diese Wochen her. Noch am 2. Mai war er „bis zum Irrewerden beschäftigt“. Was ihn eben zunächst bedrängte, war die Neubearbeitung der Wanderjahre. Lyrische Blüten trieb der diesmal seine gespannte Thätigkeit in Anspruch nehmende Frühling, obgleich er viele Stunden in seinem Garten

zubrachte, nur sehr wenige; bekannt sind die Trostverse an die Gräfin Rapp aus dem Mai (an Personen 145) und die in seinem Garten gedichteten Verse an eine Freundin, welche dort von ihm Abschied genommen hatte, vom 17. Mai (daselbst 129).

Tief erschütterte ihn die am 15. Juni eintreffende Schreckenskunde von dem auf der Rückreise von Berlin plötzlich erfolgten Tode des Großherzogs, der eine klaffende Lücke in sein Leben riß. Auf den Wunsch des Hofes ging er, um sich den trüben Eindrücken zu entziehen und sich von dem aufregenden Schmerze herzustellen, am 7. Juli nach dem reizenden großherzoglichen Schlosse zu Dornburg. Die über dem Eingange des dritten kleinsten Schlößchens daselbst stehende lateinische Inschrift von 1608*) zog ihn so lebhaft an, daß er, wie er am 18. an Müller schrieb, sie nach seiner Art zu übersetzen sich getrieben fühlte:

Freudig trete herein und froh entferne Dich wieder!
Ziehst Du als Wandrer vorbei, segne die Pfade Dir Gott!

Am 25. August schrieb Goethe hier das sehnsüchtige Liebeslied **dem aufgehenden Vollmond** in einfachen vierversigen trochäischen Strophen (vermischte Ged. 37). Zu der an seinem Geburtstage erfolgenden Bestattung des auf der Durchreise in Weimar verstorbenen ganz unter seiner Leitung herangebildeten Schauspielers P. A. Wolff sandte Goethe eine Leier aus Immergrün mit der Inschrift:

Mögt zur Gruft ihn senken,
Doch nicht starb,
Wer solch Angedenken
Sich erwarb.

Gleich darauf dürfte das tief empfundene ernstsinnige Lied der

*) Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus!

Bräutigam (daselbst 38) in Strophen aus vier abwechselnd reimenden fünffüßigen Jamben fallen. In den Anfang September gehören die mit reinem Natursinne das immer herrliche Walten der Sonne feiernden Verse, „Früh, wenn Thal, Gebirg und Garten“ (daselbst 39), in Strophen aus wechselnd reimenden trochäischen Dimetern. So wenig hatte den Dichter die volle Frische tief ergreifender Empfindung verlassen.

Erst am 11. September kam er nach Weimar zurück, wo er sich zunächst den Wanderjahren widmen mußte, da diese Weihnachten zum Drucke der fünften Lieferung abgesandt werden mußten. In seinem an Zelter gesandten Tagebuch von diesem Tage findet sich der auf seine eben abgeschlossene Himmelsbetrachtung bezügliche Reim:

Denn mit dem himmlischen Küchenzettel
Ists immer wieder der alte Bettel.

Welcher reichen Gestaltungskraft sich der Dichter noch erfreute, zeigte sich am 7. Oktober, wo er bei Tisch den ganzen Plan zu einer die ganze Geschichte des Moses darstellenden Oper von Szene zu Szene in geistreicher Ausführung vortrug. Von den deutschen Dichtern schien ihm damals keiner gegen die großen Ausländer die Probe zu halten, obgleich er die Bedeutung einzelner derselben nicht verkannte, wie er in Uhlands Balladen ein vorzügliches Talent fand, diesen überhaupt für einen sehr begabten Dichter erkannte, wenn auch seine politischen Gedichte ihm freilich als solche widerwärtig waren, da ein Dichter sich nicht mit Politik befassen dürfe, wie er Platens glänzende Eigenschaften nicht über dessen Mangel an Liebe und herzlichem Gefühl übersah, wie er selbst in seiner nächsten Nähe in Riemer, Peucer, dem Kanzler Müller, gegen den er freilich häufig seinen Humor spielen ließ, Eckermann u. a. schöne dichterische Begabung fand, auch die in deutschen Mundarten hervortretenden Dichter willkommen hieß;

nur eine höhere Weltbildung und reine Kunstvollendung vermißte er. Seine Gedanken waren auf eine Weltliteratur gerichtet.

In den letzten Monaten des Jahres fühlte er sich nur zu kleinen Sprüchen und Gelegenheitsgedichten veranlaßt. Am 25. Oktober erweiterte er die schon 1814 gedruckte Lebensregel (Epigrammatisch 49) zu der jetzt am Ende der vierten Abtheilung stehenden zahmen Xenie, indem er V. 3 f. durch drei andere Reimpaare ersetzte und sonst ein paar Veränderungen eintreten ließ. Am 12. November schrieb er in das Stammbuch von N. Meyer die Verse:

Angedenken an das Schöne
Ist das Heil der Erdensöhne.

Wohl um dieselbe Zeit oder kurz vorher oder nachher schrieb er die drei andern, jetzt damit verbundenen Sprüche (Epigrammatisch 93), wie sie im folgenden Jahre in der Zeitschrift Chaos gedruckt erschienen. Auf eine Sendung von Cedraten der Frau Bonne Duval zu Cartigny bei Genf erwiederte er, da deren Tochter schon längst eine Handschrift von ihm sich gewünscht hatte und Soret, der Erzieher des Erbprinzen, an den die Sendung gekommen war, ihm launig drohte, er werde sie nicht ausliefern, ehe Goethe sich zu einer dichterischen Gegengabe verstehe, mit vier, die Vortrefflichkeit der ihm gespendeten Gaben preisenden Reimpaaren (an Personen 178). Mehr aus dem Herzen floß ihm das zu Zelters siebzigstem Geburtstage, dem 11. Dezember, gedichtete Festlied, das von Rungenhagen zur Feier dieses Ehrentags in Musik gesetzt wurde (Festgedichte 7). Das Lied wird, da Zelter Baumeister und Liederdichter war, von Chören Bauender, Singender und Dichtender vorgetragen, die sich zuletzt vereinigen. Vortrefflich ist hier das Unglück eingeführt, das den alten Freund so oft getroffen, aber nicht niederzuschlagen vermocht habe. Das Ganze zeigt sich so schön ersonnen wie frisch ausgeführt;

der Wechsel der meist sehr einfachen Versmaße ist sehr glücklich verwandt. Nur einmal finden wir eine Strophe aus neun Versen, deren letzter ohne Reim ist, und worin einmal Jahrgang auf Anfang reimen soll. Am 27. Dezember scheinen die Verse an Madame Carlyle in Edinburg geschrieben (an Personen 177), welche in den Ausgaben irrig dem vorigen Jahre zugeschrieben werden, in welchem Goethe noch nicht in so enger Beziehung zu Carlyle stand. Freilich erzählte er schon am 16. August 1828 Müller, daß er Carlyle allerlei, seine Taschenausgabe, den Faust, seine Medaille, einen Kupferstich, eine eiserne Busennadel für die Frau u. a., gesandt, aber auf diese Sendung können dem Datum des Tages nach die auf eine Busennadel mit Goethes Bild in Bronze und ein Armband sich beziehenden Verse nicht gehn. Carlyle hatte Goethe im Oktober durch einen ihn selbst behandelnden Aufsatz im Foreign Review erfreut, an welchem ihm die Gesinnung und der treue Ernst besonders gefielen. Tuchnadeln mit seinem Bildniß hatte er im Oktober auch Tiecks Töchtern verehrt. In unser Jahr werden auch die Verse gesetzt, die er an Frau Szymanowska bei Ueberreichung einer von dieser verlangten angeschriebenen Feder gerichtet habe:

Dem Dichter widm' ich mich, der sich erprobt
Und uns're Freundin heiter gründlich lobt,

aber sie müssen auf den Dichter Mickiewitz gehn, der erst im folgenden August Goethe besuchte und ihm einen Brief von Frau Szymanowska brachte, auch wirklich zum Abschied ein Blättchen mit Versen von ihm erhielt nebst einer durchgesteckten Feder.

Am Anfange des neuen Jahres (1829) klagt er gegen Zelter, noch vier Wochen habe er zu ächzen, um den auf ihm lastenden Alp der Wanderjahre wegzudrängen, deren völlige Umarbeitung er leichtsinnig übernommen habe. Von lyrischen Gedichten kennen

wir aus dem Januar nur die Scherzverse, mit denen er schwarze Bilder von Adele Schopenhauer dem Maler Rösel am 25. sandte, um ihnen Licht und Schatten zu geben (an Personen 182). Auf eine Sammlung künstlich ausgeschnittener Landschaften von Adele Schopenhauer beziehen sich auch die Verse aus unbestimmter Zeit an Personen 143. Als er die Wanderjahre fast beendigt hatte, fühlte er sich so wohlgemuth, daß er nicht abgeneigt war, wenn Genast und dessen Frau bei der weimarer Bühne verblieben, zwei einaktige Stücke in Prosa zu schreiben, eines von der heitersten Art, ein anderes grausam und erschütternd: aber obgleich jene in Weimar angestellt wurden, kam er nicht dazu. Gegen den 10. Februar fühlte er sich gedrungen, im Gegensatze zu den Schlußversen seines Gedichts Eins und alles: „Denn alles muß in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will", die man bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung in Berlin zu seinem Aerger in goldenen Buchstaben ausgestellt hatte, in demselben Versmaße die sechs schönen, vom edlen Gefühle frischer Lebensthätigkeit durchdrungenen Strophen Vermächtniß (Gott und Welt 4) zu dichten, welche er dem zweiten Theile der Wanderjahre beigab. Sonst hatte er zu den Wanderjahren nur das Lied der Auswanderer gedichtet, welche sich bestimmt haben, sich in unbebauten Gegenden im Innern des Vaterlandes anzusiedeln (vermischte Ged. 63). Das im Gegensatze zum Wanderlied (daselbst 62) in demselben Versmaße geschriebene Lied wird in den Anfang unseres Jahres kurz vor den Abschluß des Romans fallen. Zu weitern dichterischen Ergüssen gelangte er in den nächsten Monaten nicht, da ihn besonders die Bearbeitung seines zweiten Aufenthaltes in Rom beschäftigte. Als am 8. Juni H. Stieglitz in Berlin, der sich durch seine Gedichte zum Besten der Griechen bekannt gemacht hatte, Goethe um einen

Beitrag zu dem von ihm in Verbindung mit seinen Freunden Veit und Werder herauszugebenden berliner Musenalmanach bat, wozu er auch Zelters Empfehlung in Anspruch nahm, schrieb dieser den 18. Juli an letztern: „Die jungen Almanachsmänner sollen mir durch Dein Wort so weit empfohlen sein, daß ich über ihr Anliegen denken will; sie haben den ersten Bogen frei gelassen; also hab' ich Zeit. Find' ich etwas, wär' es auch nicht von Belang, aber doch nicht ohne Bedeutung, so send' ich es noch zur rechten Zeit.“ Am 15. August ließ er ihnen durch Zelter die vor drei Jahren geschriebenen chinesisch-deutschen Jahres- nnd Tageszeiten zugehn, die er wohl vorher bei seinem Aufenthalte im Garten, wo er sie gedichtet hatte, wieder durchsah. Zu einer frischen Dichtung kam er diesmal nicht, und so konnte er auch für den von A. Wendt herauszugebenden Musenalmanach nur das Gedicht zur Ueberreichung der ersten Erzeugnisse der stotternheimer Saline vom Anfange des vorigen Jahres spenden.

An Adele Schopenhauer gab er die mit dem Datum seines diesjährigen Geburtstages bezeichneten Sprüche:

Soll das Rechte zu Dir ein,
Fühl' in Gott was rechts zu sein.

Märkte reizen Dich zum Kauf,
Doch das Wissen blähet auf.

Bist Du Tag und Nacht beflissen
Viel zu hören, viel zu wissen,
Horch' an einer andern Thüre,
Wie zu wissen sich gebühre.

Diese befanden sich nebst „Memento mori! gibts genug“ und „Suche nicht verborgne Weihe“ (Ged. zu Bildern 2, 2. 5, 2) in

einem Kouvert, auf welches Goethe die Worte geschrieben: „Fräulein Adele Schopenhauer zu gemüthlicher Vertheilung.“ Die junge Freundin scheint den Dichter um solche handschriftlichen Blättchen gebeten zu haben.

Goethes Schwiegertochter Ottilie verband sich im August mit ihren Freundinnen und Freunden zu einer für ihren engern Kreis bestimmten Zeitschrift, die alle Sonntage unter dem Titel Chaos erscheinen sollte. Die Namen der Verfasser blieben ein Geheimniß, um das nur Ottilie wußte; in jedem Blatte sollten wenigstens drei Sprachen, außer dem Deutschen Französisch und Englisch, erscheinen. Goethe gab dazu Eigenes und Fremdes. Mitgetheilt wurde es nur an Freunde, die selbst Beiträge lieferten und in Weimar sich aufgehalten hatten. Das erste Blatt erschien auf Goethes Geburtstag. Dieser selbst spendete gleich zum ersten Stücke die Verse an die junge Frau von Mandersloh (an Personen 187), in das dritte das dornburger Gedicht der Bräutigam, in das vierte die Verse mit einem buntgestickten Kissen von 1826 (an Personen 46), in das sechste die vier Angedenken überschriebenen Sprüche (vgl. oben S. 419), in das achte die drei „Stark von Faust, gewandt im Rath“ (an Personen 136), die auf Byron zu gehn und an Goethes Schwiegertochter gerichtet scheinen, in das elfte die vier Distichen die neue Sirene (antiker Form sich nähernd 29). Auch letztere Verse scheinen schon früher geschrieben, etwa auf Henriette Sontag. Dagegen dichtete Goethe zu demselben am 5. November erscheinenden Stücke eine neckische, 6. 7. 8 unterschriebene Erklärung seiner Neigung zu einer Dame, die ihn aus diesen Versen erkennen möge (an Personen 133). Eine Antwort darauf findet sich in derselben Nummer des Chaos, und eine andere in Stück 13, beide an Ihn überschrieben und sonderbar genug mit derselben Chiffre 6. 7. 8. Man könnte da-

durch leicht auf den Gedanken kommen, auch diese beiden Gedichte seien von Goethe, fehlten sie nicht in Goethes Werken, deren Herausgeber doch aus sicherster Quelle, von Goethes Schwiegertochter selbst, wissen mußten, daß sie nicht Goethe gehörten, wie denn auch Amalie Winter in dem Aufsatze Das Chaos in Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst S. 205 ff. das dritte Gedicht (das zweite übergeht sie) nicht Goethe gibt. Diesem dagegen schreiben die Werke und Amalie Winter die Verse An Sie im sechzehnten Stücke zu, die keine Unterschrift tragen (daselbst 134) und offenbar eine Erwiederung auf die Antwort im elften Stücke sind, weshalb diese hier stehn möge:

Wie wir selbst uns Räthsel bleiben,
Bleiben es Bescheid und Fragen;
Und will jeder Räthsel schreiben,
Ziemet Keinem drob zu klagen.

Schillernd sind der Sonne Lichter,
Schillernd auch die Haut der Schlange;
Liebt es gleich der Fürst der Dichter,
Macht Dein Schillern doch mir bange.

Zweifelst Du an dem Erkennen?
Laß uns darob nimmer rechten!
Magst Du selbst Dich doch nicht nennen,
Zwingst mit Fremdem mich zu fechten.

Was ich will, soll ich Dir sagen?
Eine unerschöpfte Frage!
Hab' ich immer doch zu klagen,
Daß ich selbst mein Wollen trage.

„Wahrheit, Festigkeit und Treue,
Unerschütterlicher Muth,
Keine Unthat, keine Reue,
Für das Schöne fromme Glut.

„Uebereilen nicht noch Schwanken,
Nie Verwirrung, nie Gefahr,
Ordnung bis in die Gedanken
Und das Auge sonnenklar.“
Ist das meine Dein Begehren,
Stehen wir uns ewig nah;
Ist es nicht — laß Dich belehren!
Und ich bin zur Taufe da.

Verfasserin der Verse dürfte wohl niemand anders als Goethes Schwiegertochter sein. In Weimar selbst, wo das Chaos in den gebildeten Kreisen, auch am Hofe, lebhaftesten Antheil erregte, dachte man bei der von Goethe gemeinten Dame an die Gräfin Karoline von Egloffstein oder an die im Hause des Kanzlers Müller längere Zeit lebende Auguste Jacobi, eine Enkelin von Fr. Jacobi, von welcher Goethe sagte, sie verwandle mit ihrem scharfen Geiste alle Poesie augenblicks in Prosa, versire in beständiger Klarheit, aber in der des Irrthums. Amalie Winter gibt die beiden in den Werken getrennt als zwei Gedichte gedruckten Stücke (an Personen 134. 135) in offenbarem Versehen als ein Gedicht. Das letztere ist unzweifelhaft die Erwiederung auf die im achtzehnten Stücke mit der Unterschrift J. M. erschienene Antwort an Ihn:

Ich war's nicht; drum sei vergeben,
Daß Dein Ernst für Scherz genommen!
Doch Du bist's, und mir das Leben
Reinster Heiterkeit willkommen.
Möchte doch zuvor noch hören,
Ob wir beide Gleiches meinen?
Ist die Wahrheit zu beschwören,
Soll sie fester uns vereinen.
Nah' ich Dir, wie muß mich's freuen!
Scheid' ich, immer muß mich's schmerzen,
Und so wird sich stets erneuen
Alte Lieb' im treuen Herzen.

Fragst Du, möcht' ich gerne zierlich
Das Gefühl in Worten geben;
Frag' ich Dich, o wie ausführlich
Kannst Du meinen Sinn beleben!

Schmerzen, welche Dich berühren,
Stets in mir auch Schmerzen schufen;
Will die Welt mich Dir entführen,
Kann Dein Blick zurück mich rufen.

Goethes Antwort: „Schmerzen, welche Dich berührten", wurden im Chaos nicht abgedruckt, dagegen erschienen noch drei andere Gedichte von andern Damen, welche die Ehre, vom Dichter gemeint zu sein, in Anspruch nahmen, bis endlich im fünfundzwanzigsten Stücke eine Erwiederung an die drei Huldgöttinen erschien, welche den Streit durch eine Ihm überschriebene verehrende Ansprache beendete. Im August schrieb Goethe die S. 420 angeführten Verse. Auch zwei Stammbuchblätter Goethes (Hirzels Verzeichniß einer Goethebibliothek S. 152. 154) fallen in dieses Jahr.

Die Fortsetzung des Faust nahm Goethe am Ende dieses und in den ersten Monaten des folgenden Jahres (1830) lebhaft in Anspruch. Der am 14. Februar erfolgte Tod der Großfürstin war für ihn ein schwerer Schlag, dessen Folgen er aber gefaßt überstand. Am 3. März dichtete Goethe die lustige Parabel, welche nach seinem Tode die Ueberschrift die Originalen erhielt (Parabolisch 31), in paarweis reimenden jambischen Dimetern, die er am 7. September durch Boisserée an den Maler Neureuther sandte, dessen Randzeichnungen zu seinen Balladen ihn außerordentlich erfreut hatten; könnte dieser, schrieb er dabei, diesem Gedichte nach seiner Weise etwas abgewinnen, so würde es ihm sehr angenehm sein. Dasselbe Gedicht gab er auch in Wendts Musenalmanach, zugleich mit vier zahmen Xenien, den vereinigten Staaten, „Willst Du Dir ein gut Leben zimmern",

„Wie's aber in der Welt zugeht", „Wer mit dem Leben spielt" und „Wer hätte auf deutsche Blätter Acht" (IV, 99. VI, 28. 40. 48) und den beiden ersten der Erwiederungen am Ende der Invektiven. Wir kennen bloß die Entstehungszeit der beiden ersten; auch die übrigen dürften früher gedichtet sein. Zu lyrischen Ergüssen war er damals so wenig gestimmt, daß er nicht einmal seinem am 22. April mit Eckermann nach Italien reisenden Sohne einen Segensspruch mitgab; in ein Eckermann geschenktes Stammbuch schrieb er als Abschied einen ihm geläufigen Spruch aus Hiob. Der Schauspielerin Schröder Devrient aber gab er am 24. das Bildchen (vgl. Ged. zu Bildern 1) des Adlers mit den Versen:

Guter Adler, nicht ins Weite,
Mit der Leier fort nach oben!
Unsre Sängerin begleite,
Daß wir Euch zusammen loben!

In das Chaos gab er bis zum achtunddreißigsten schon am 13. Juli erschienenen Stücke mehreres ältere: die jetzt in die vier Jahreszeiten aufgenommenen Sprüche 46—51 in Stück 27, die Xenie „Jeder geht zum Theater hinaus" (Xenien VI, 14) in Stück 28, „Willst Du Dir ein gut Leben zimmern" (Xenien VI, 40) in Stück 36, das kleine epigrammatische Gespräch Erinnerung (Epigrammatisch 6), die Verse an Fräulein von Schiller vom Jahre 1819 (vgl. oben S. 363) und die bei Uebersendung eines Blattes bryophyllum calycinum (an Personen 148. oben S. 399) in Stück 38. Wenn Riemer und Eckermann den Versen Erinnerung die Jahreszahl 1830 beifügen, so dürfte diese aus dem Erscheinen im Chaos geschlossen sein. Die Feier des Tages, an welchem er vor fünfzig Jahren in die Freimaurerloge getreten, trieb ihn am folgenden Tage zu den „dem würdigen Bruderfeste" am Johannistage gewidmeten schönen vier Strophen (Loge 7), die er zugleich mit dem 1828 zu Zelters siebzigstem Geburtstag gedichteten Fest-

liebe in den diesmal von Moritz Veit herausgegebenen berliner Musenalmanach stiftete. Er sandte das Gedicht am 18. Juli an Zelter, dem er es auch anheimstellte, das Lied zu seinem Ehrentage den „guten Taschenbuchsbrüdern" zu geben. „Der treffliche Cotta brüstet sich in dem nächsten Damentaschenbuche mit königlichen Gedichten (von König Ludwig)", schreibt er dabei; „ich konnte nichts dazu liefern und mußte die doppelt dringenden Anforderungen ablehnen. Was sie brauchen, hab' ich nicht, und was ich habe, können sie nicht brauchen."

Den 28. August erhielt er von seinen frankfurter Gönnern einen silbernen Becher mit vielen Flaschen guten Weines nebst Versen, welche auf sein Lied Generalbeichte Bezug nahmen, wodurch er sich denn zu dem heitern, im Versmaß der Generalbeichte gedichteten Liede Erwiederung der festlichen Gaben (Festgedichte 14) veranlaßt sah, das er nun mit dem letzten Logenlied in Cotta's Taschenbuch für Damen gab. In diesen Herbst muß auch das Gedicht fallen, welches er an den Arzt Nic. Meyer, nach dem Erscheinen von dessen Jugendgedichten unter dem Namen: Eros. Poetisches Taschenbuch auf 1831, richtete; er stellte darin diese Sammlung als die neueste Geburt des Eros dar, welche derselbe dem mit dem Heil- und Dichtergotte gleich vertrauten Freunde anvertraut habe.

Der neugeborne Eros.

Wenn von Eros' ersten Wunden
Früh der edlern Sehnsucht Zug
Glutgereinigt zu gesunden
Dich zu Phöbos' Haine trug,

Wo zu Rosen, schnell verblühend,
Deren Dorn Dich blutig stach,
Deine Hand, sich ernster mühend,
Daphnes schlanke Zweige brach:

Bringst dem Gott in spätern Tagen
Willig Du die Lieder dar,
Der, so Wunden er geschlagen,
Schnell bereit zu heilen war.
Zürnen kann Apoll mit nichten;
Denn auf dieser Erdenflur
Muß man lieben, um zu dichten,
Wie er selbst es einst erfuhr.
Vor des Jovis Thron umschlingen
Jene stets sich brüderlich;
Wie sie Deine Brust durchdringen,
Lieben beide Götter Dich.
Wenn die köstlichste der Spenden,
Der Genesung Balsamkraut,
Phöbos Deinen milden Händen
Sterblichen zum Heil vertraut:
Hat Dich Eros auserkoren
Selbst zum Pflegevater hier,
Sendet, ewig neu geboren,
Seinen jüngsten Bruder Dir.

Auch der Spott auf die Wittwe des protestantischen Predigers und Konsistorialraths Krafft zu Köln, die von diesem 1820 in zweiter Ehe heimgeführte Luise Vorster aus Hamm (Invektiven 23), welche ihm ihres Mannes in dieser Michaelismesse in zwei Bänden erschienene, von Freunden des Verstorbenen herausgegebene Sammlung einiger Predigten mit ängstlicher Mahnung um sein Seelenheil gesandt hatte, gehört in diesen Herbst.

Die wie ein Blitz ihn treffende Kunde von dem am 30. Oktober in Rom erfolgten Tode seines Sohnes suchte er gefaßt zu ertragen, und er griff, um sich zu zerstreuen, den vierten Band von Wahrheit und Dichtung an, aber in Folge des gewaltsamen Zurückdrängens seines Schmerzes wurde er von einem Blutsturze befallen, der ihn dem Tode nahe brachte. Unerwartet rasch wieder hergestellt, wandte er sich dem Faust zu. Schon

am 4. Januar 1831 konnte er Zelter melden, daß die beiden ersten Akte fertig seien; der darauf begonnene vierte mußte bald hinter Wahrheit und Dichtung zurücktreten. Zur eigentlich lyrischen Dichtung ward er von jetzt an nur selten gelegentlich veranlaßt. Auf die Bitte der Freunde der Sängerin Mara, die sich durch Hummel an ihn gewandt hatten, dichtete er zur Feier ihres zweiundachtzigsten Geburtstages, des 23. Februar, Verse, die seine langjährige Verehrung aussprachen (an Personen 153. 154). „Da war mirs denn angenehm", schreibt er den 3. Februar an Zelter, „mich zu erinnern, daß ich 1771 (vielmehr 1766—1768), als ein erregbares Studentchen, der Mlle. Schmehling wüthend applaudirt hatte; das gab denn einen artigen parallelen Gegensatz, und so waren ein paar Strophen leicht entworfen." Am 3. März schrieb er bei Rücksendung der Briefe der Frau von Willemer, mit der Bitte, die Sendung bis zu seinem Tode uneröffnet zu lassen, die herzlichen Verse „Vor die Augen meiner Lieben" (an Personen 190). Den 1. April zeigte ihm Baron von Reutern mit Gold und bunten Farben gemalte Randzeichnungen, für die er eine in die Mitte zu setzende Inschrift von Goethes Hand sich erbat. „Oben sah man ein Gebäude im gothischen Stil", berichtet Eckermann; „reiche Arabesken mit eingeflochtenen Landschaften und häuslichen Szenen liefen zu beiden Seiten hinab; unten schloß eine anmuthige Waldpartie mit dem frischesten Grün und Rasen." Nach Goethe selbst stellten die mit größtem Talent und bewunderungswürdiger Sorgfalt ausgeführten Miniaturbilder Lebensereignisse und Zustände von Reuterns selbst dar. Da sein Bedenken, ob es nicht besser sei, seine Verse durch die Hand eines Schönschreibers in den so prächtigen und kunstreichen Rahmen eintragen zu lassen, durch Eckermann gehoben wurde, schrieb er das kleine Gedicht (an Personen 184) eigenhändig mit deutschen

Buchstaben ein; bei der Absendung fügte er die Verse „Wort und Bilder, Bild und Worte" (daselbst 185) hinzu, welche die anziehende Kraft der von der Einbildungskraft belebten Worte und Bilder bezeichnen. Trotz eines dreiwöchentlichen Rheumatismus hielt er sich fortwährend an seinen Faust, „ganz ins innere Klostergartenleben beschränkt", wie er am 1. Juni an Zelter schreibt. Gelegentlich kam es auch zu kleinen, einzelnen Personen gewidmeten Gedichten. Am längsten Tage des Jahres, den er auch sonst durch freundliche Reimverse gern bezeichnete, schrieb er Verse in das Stammbuch der schönen Melanie von Spiegel (an Personen 188), und in demselben Monat stiftete er in das Stammbuch der Schauspielerin Duran-Engels die an die Lustigen von Weimar (oben S. 313 f.) anknüpfenden Verse:

„Donnerstag nach Belvedere",
Und so gings die Woche fort;
Denn das war der Frauen Lehre:
Lustige Leute, lustiger Ort!
Ueben wir auf unsern Zügen
Auch nicht mehr dergleichen Schwung,
Stiftet inniges Vergnügen
Heitern Glücks Erinnerung.

In den Juli fallen die dem Hofkünstler des Königs von Preußen Ludwig Döbler auf Verlangen gewidmeten Zeilen:

Was braucht es ein Diplom besiegelt?
Unmögliches hast Du uns vorgespiegelt. *)

---

*) Vgl. das Wort des Astrologen im zweiten Theil des Faust:

Unmöglich ists; drum eben staunenswerth.

Gegen den Kanzler Müller äußerte Goethe am 9. Februar 1821: „Um das Unmögliche bis auf einen gewissen Grad möglich zu machen, muß sich der Mensch nur keck mit rastlosem Streben an das scheinbar Unmögliche machen. Sah ich doch voriges Jahr in Dornburg einen Indianer sich einen ellenlangen Degen in den Schlund hineinstecken, wozu mehrjähriges tägliches Fortprobiren ihn geführt hatte."

Schon am 20. Juli kann er Meyer mittheilen, daß der Faust vollendet vor ihm liege, er nur noch einige Kleinigkeiten zu berichtigen habe; vor Mitte August wußte er nichts mehr daran zu thun, so daß er sich von einer drückenden Last befreit fühlte. Am 11. August begleitete er eine Artischocke zum Danke für eine Sendung köstlichen Obstes mit folgenden Versen:

Gegen Früchte aller Arten,
Saftigsüßen, schmecklichzarten,
Aus gepflegtestem Revier
Send' ich starre Disteln Dir.
Diese Distel, laß sie gelten!
Ich vermag sie nicht zu schelten;
Das, was uns am besten schmeckt,
In dem Busen liegt versteckt.

Um diese Zeit nahm er auch wieder am Chaos thätigen Antheil. In die kurz vor seinem Geburtstag erscheinende letzte Nummer des ersten Jahrgangs lieferte er das dornburger Gedicht „Und wenn mich am Tag die Ferne". Vor seinem Geburtstag erhielt er, wie er schon am 20. Zelter meldet, von neunzehn Engländern, an deren Spitze Carlyle stand, ein goldenes emaillirtes Petschaft in Gestalt einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt; auf dem grünlichen Stein standen um einen Stern innerhalb eines Schlangenkreises in deutschen Buchstaben seine eigenen Worte: „Ohne Hast, aber ohne Rast". Seinen Dank sprach er in zwei freundlichen Strophen (an Personen 172) aus, die „Weimar den 28. August" unterschrieben, wahrscheinlich aber erst später gedichtet sind. Um in Weimar der glänzenden Festfeier seines Geburtstages, der sein letzter sein sollte, zu entgehn, begab er sich mit seinen Enkeln nach Ilmenau, wo er die heitersten Tage des ganzen Sommers genoß. Die Erinnerung an die einst hier mit dem heimgegangenen Großherzog verlebten Tage ergriff ihn

wunderbar, besonders mußte er jenes am Häuschen auf dem Gickelhahn 1783 angeschriebenen Gedichts „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" gedenken, dessen Schriftzüge er erneuern ließ. Den achtzehn frankfurter Freunden, die ihn mit einer schönen Sendung alten Rhein- und Mainweins zu seinem Geburtstag erfreut hatten, dankte er in den sechs Strophen, die unter den Festgedichten (15) stehen. Sinnig zeichnet er hier die Entwicklung des Weins von der fröhlichen Lese an bis zu späten Jahren, wo er zur höchsten Kraft sich steigert, womit er die Entwicklung in Kunst und Wissenschaft verbindet, aber die Beziehung auf sein eigenes freundlich anerkanntes Wirken nebst der Reimnoth zwang am Schlusse den Ausdruck. Das Geschenk der von Fräulein Jenny von Pappenheim in Weimar ihm gestickten Pantoffeln erwiederte er mit den heitern Versen, in welchen er seine Verwunderung darstellt, wie es gekommen, daß er ein Paar Pantoffel küsse:

Dem heilgen Vater pflegt man, wie wir wissen,
Des Fußes Hülle, fromm gebeugt, zu küssen.
Doch wem begegnets hier im langen Leben,
Dem eignen Fußwerk Kuß um Kuß zu geben?
Er denkt gewiß der holden, lieben Hand,
Die Stich um Stich an diesen Schmuck verwandt.*)

In das Chaos lieferte er vom sechsten bis zum achtzehnten Stücke wieder mehrere seiner Gedichte, zuerst den nach England gerichteten Dank und die Verse an Fräulein von Spiegel vom 21. Juni. Das zwölfte Stück brachte das auch wohl in diesem Jahre geschriebene Gedicht auf eine Freundin, die in der Gegend bei Hasselau zwischen Franzensbrunn und Asch echten Granat, ohne Zweifel einen hier verlorenen Granatring, im Gestein gefunden hatte.

*) So stehen die Verse, etwas verändert, im Chaos.

Geognostischer Dank.

Haslaus Gründe, Felsensteile,
Vielbesucht und vielgenannt,
Seit der Forscher thät'ge Weile
Uns den Egeran genannt. *)
Was wir auch beginnen mochten,
War das *eine* nur gethan;
Wie wir klopften, wie wir pochten,
Immer war's der Egeran.
Von Aplomen, von Granaten
War genügsam nichts gedacht, **)
Und die geognostschen Thaten
Hemmte drohend nur die Nacht. ***)
Uns genügte, was wir fanden,
Doch, vom Glück ihr zugewandt,
Kam das einzige zu Handen
Einer schönen, lieben Hand.

Das vierzehnte Stück des *Chaos* brachte die vor kurzem gedichtete *dankbare Erwiederung* an Jenny Pappenheim (oben S. 433), das fünfzehnte den Spruch vom 2. Januar 1826, „Liegt Dir gestern klar und offen", und den in das Album des Grafen Sternberg vom 14. Juni 1827, das achtzehnte das letzte Gedicht an die frankfurter Festfreunde.

Nach dem *Faust* wandte sich Goethe zunächst wieder der Vollendung des vierten Bandes von *Wahrheit und Dichtung* zu. Von den lyrischen Dichtern der Zeit nahm er nur selten nähere Kenntniß. Als ihm Pfizers Gedichte zugeschickt wurden,

---

*) Von seinem Vorkommen bei Eger genannt, wie man ihn *Vesuvian* vom Vesuv nannte.

**) Man dachte nicht daran, auch nur ganz gewöhnliche Granaten, wie den Aplom, hier zu finden, begnügte sich mit dem Egeran.

***) Weitere Entdeckungen kamen nicht zum Vorschein. Die *Nacht*, wie bei Horaz carm. IV., 9, 27. 28 urgentur longa ignoti nocte. *Nur* ist freilich Flickwort, wofür man lieber *uns* lese.

las er in dem halbaufgeschnittenen Bändchen, wo ihm denn der Dichter wirkliches Talent zu haben und auch ein guter Mensch zu sein schien, aber doch ward es ihm beim Lesen gleich so armselig zu Muth, daß er es eilig zur Seite legte. „Das Werklein ist an Uhland dedizirt", äußert er gegen Zelter, „und aus der Region, worin dieser waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschlecht Bezwingendes hervorgehn. So will ich auch diese Produktion nicht schelten, aber nicht wieder hineinsehn. Wundersam ist es, wie sich die Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß." Auffallend ist es, wie Goethe übersehn konnte, daß Uhland gerade von ihm ausgegangen war, wie dies Sintenis in der lehrreichen Abhandlung „Goethes Einfluß auf Uhland" (1871) erwiesen hat, und wie er, weil seine Richtung auf die Erfassung der Natur und die hohe Bestimmung der Menschennatur, die sich mächtig bewähren müsse, Uhland abging, diesem jede tüchtige, zur That drängende Kraft absprach, indem er gerade von der politischen Wirksamkeit, in welcher Uhland eine so hervorragende Bedeutung für Deutschland gewann, sich als einer Bestrebung abwandte, welche den Dichter aufzehren werde, da es keine Sache für die zarte Natur eines Dichters sei, Mitglied der Stände zu sein und in täglichen Reibungen und Aufregungen zu leben. Als ob er selbst nicht an den gewöhnlichsten Geschäfts- und Verwaltungsangelegenheiten sich so lange Zeit abgerieben hätte, ohne daß diese in seine Dichternatur erkältend eingedrungen waren, und die zart empfindende Seele des Dichters nicht zugleich männlich gestählt sein könnte zum Kampfe für das edle Gut bürgerlicher Freiheit, Selbständigkeit und Volkswürde. Bei aller Einseitigkeit, die in seinem Wider-

spruche gegen Uhlands reinbesaitete, so menschlich edle und männlich würdige Dichtung liegt, erkannte er doch dessen hohe Begabung an, wenn er auch mehr die bedeutende Wirkung, welche von diesem neu aufgegangenen Gestirne ausging, bemerken als auf seine wirklichen Vorzüge eingehn konnte, die auf der Tiefe seines Gemüthes, der ruhigen Klarheit seiner Weltauffassung und dem reinen Einklang seines ganzen Wesens beruhte, die er mit Goethe gemein hat, wogegen, wie dieser zur Erkenntniß der Natur und des Menschengeistes, Uhland zum geschichtlichen Verständnisse der geistigen Entwicklung sich gedrungen fühlte, und wenn er nicht an Goethes mächtige Gestaltungskraft reichte, er dagegen die gemüthliche und sittliche Seite der Menschheit mit warmer Empfindung anklingen ließ. Vgl. S. 418.

Gegen Ende des Jahres widmete sich Goethe mit leidenschaftlicher Vorliebe naturwissenschaftlichen Betrachtungen. Im Faust hatte er die reichste Ader lyrischer Dichtung ergossen, besonders in den herrlichen Gesängen des Schlusses, in denen, bei einzelnen Freiheiten und Unebenheiten der Form, doch der hohe Geist des das Jenseits vorahnenden Dichters wirkt. Sonstige lyrische Klänge entlockte ihm nur die Gelegenheit. Die neue Ausgabe seiner von Bovy nach Rauchs Standbild gemachten Medaille mit einer sinnbildlichen Hindeutung auf seine Neigung zur organischen Natur im allgemeinen*) sandte er einem Freunde**) am 3. November mit folgenden Versen:

---

*) Zwischen zwei Füllhörnern voll Blumen und Früchte steht ein Löwenkopf mit offenem Rachen; darüber eine Janusherme, von welchen der eine jugendliche Kopf einen Blumenkranz, der andere bärtige einen Eichenkranz trägt; oberhalb ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

**) Man könnte auf den Hofgärtner Sckell in Dornburg rathen oder auf den Garteninspector Dietrich zu Eisenach.

Von der Blüte zu den Früchten,
Allerlei Naturgeschichten,
Eigen sind sie Deinem Hügel.
Löblich ist's nach Wurzeln graben;
Denn um helle Tagesgaben
Flattern alle Lebensflügel.

Von den Früchten zu den Blüten
Niemals werden wir ermüden.
Den Genuß an solchen Gaben
Siehst Du hier in Erz gegraben.
Wie Dich auch Natur entzückt,
Kunst sei freundlich angeblickt!

Zu Zelters Geburtstag, dem 11 Dezember, schickte er als Begleitung eines Exemplars seiner silbernen Medaille (zwei aus Bronze hatte er früher geschickt) die Verse:

Ein Füllhorn von Blüten,
Ein zweites mit Früchten,
Wie möcht' ich gemüthlich
Zum Feste sie richten!
Doch saust ein Gestöber
In Lüften so wild;
Wo alles erstarret,
Genieße das Bild!
Begrüße die Bilder!
Sie gingen voran,
Und andere folgen —
So fort und fortan!

Unter den Papieren zum dritten Heft des sechsten Bandes von Kunst und Alterthum befand sich ein Aufsatz für junge Dichter, worin Goethe ausführt, wie schwer es sei, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen, daß die Muse das Leben zwar gern begleite, aber es keineswegs zu leiten verstehe, was er schließlich in das Reimwort bringt:

Jüngling, merke Dir bei Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

Vielleicht fällt dieser Aufsatz Ende Januar 1832, da sich eine ähnliche Aeußerung über das Wesen und Treiben der jungen Leute, mit denen man, da man sie nicht los werde, in- und auswendig immerfort im Streite lebe, in einem gleichzeitigen Briefe an Zelter findet: „In der Folge, wenn ein freier Geist gewahr wird und ausspricht, was gar wohl einzusehn und auszusprechen ist, so müssen gar viele gute Menschen in Verzweiflung gerathen. Jetzt gängeln sie sich in schlendrianischen Labyrinthen und merken nicht, was ihnen unterwegs bevorsteht. Ich werde mich hüten deutlicher zu werden, aber ich weiß am besten, was mich im höchsten Alter jung erhält, und zwar im praktisch-produktiven Sinne, worauf denn doch zuletzt alles ankommt.“ In diesem Januar, dem letzten, den der greise Dichter erleben sollte, las er einen Theil der Handschrift des Faust seiner Schwiegertochter, welche den gedruckten, von ihr reichlich erwogenen Anfang des zweiten Theils gelesen und sich über denselben mit ihm besprochen hatte. Einiges, was beim Durchlesen Anstoß erregte, wurde damals verbessert, und der Dichter fühlte das Verlangen, einzelne Hauptmotive, die er allzukurz abgethan habe, weiter auszuführen, wozu er aber nicht gelangen konnte. Am 29. Januar ward Faust ausgelesen. Den von Zelter ihm mitgetheilten Text von Jouys Oper les Athéniennes, den Spontini setzen wollte, ging Goethe auf des letztern Wunsch genau durch und machte besonders über den ersten Aufzug Vorschläge zur klarern Hervorhebung einiger Punkte, wobei er betheuerte, daß er es nicht unangenehm empfinden werde, wenn man von seinen Vorschlägen

keinen Gebrauch mache. Recht gut wisse er, daß man besonders in Opern nicht alles motiviren dürfe, ja um des Kontrastes willen manches unversehens einführen dürfe, er wünsche aber den Zuschauer immer gern auch da verständigt, wo man seiner Einbildungskraft und seinen Gefühlen manches Wunderbare zumuthe. Noch mancherlei Angenehmes sollten ihm die letzten Monate seines Lebens bringen. Inniger als je war sein Verhältniß zu Zelter, gegen den er sich über die Irrgänge des heranwachsenden Geschlechts ganz frei aussprechen konnte. Die lyrische Dichtung war verstummt; ein paar gelegentliche Spruchverse sind das einzige, wozu er sich veranlaßt fühlte; mit dem Faust hatte er seine dichterische Thätigkeit abgeschlossen, er sollte sein letztes, hochbedeutendes Vermächtniß bleiben. Bekannt sind nur der Reimspruch Bürgerpflicht vom 6. März:

Ein jeder kehre vor seiner Thür,
Und rein ist jedes Stadtquartier.
Ein jeder übe seine Lektion,
Dann wird es gut im Rathe stohn! *)

und die Stammbuchverse vom 7.:

Fromme Wünsche, Freundes Wort,
Waltet in dem Büchlein fort.

Nach Eckermann waren einige Verse in das Stammbuch des gastfreundlich von ihm aufgenommenen ältesten Sohnes der Frau von Arnim das letzte, was er schrieb. Waren es diese Verse? Lebhaft beschäftigte Goethe das in dem bei Anwesenheit seines Sohnes aufgegrabenen und casa di Goethe benannten Hause zu Pompeji gefundene große Mosaikgemälde, das nach seiner Auslegung die Schlacht bei Arbela darstellte, weshalb er noch am 11. in einigen

---

*) Vgl. dazu die Xenie: „Gib eine Norm zur Bürgerführung" (II, 34). Der Schluß ist nach einem bekannten Worte Luthers.

Zeilen vom Bibliothekar Kräuter sich Näheres über Oxathres, den Bruder des Darius, erbat. Erst in der Nacht vom 15. erkrankte er, stellte sich jedoch bald leidlich wieder her, aber ein neuer schlimmerer Anfall traf ihn in der Nacht vom 19. Am 21. erfreute ihn das ihm schon längst bestimmte von Meyer gemalte Bild der Gräfin von Vaudreuil. Einen aus München während seiner Krankheit angelangten Steindruck seines Bildes von Stieler hatte er ihr als Gegengeschenk bestimmt, und schon vier Zeilen, „so nach seiner Art", wie er sagte, gedichtet, welche er nach seiner Herstellung darunter schreiben wollte. Die Schwäche nahm aber immer zu; als ihm das Sprechen schwer wurde, schrieb er einige Worte mit dem rechten Zeigefinger in der Luft; leider konnte man sie, obgleich er dies mehrmals wiederholte, nicht deuten. Am 22. eine halbe Stunde vor Mittag verschied er, nachdem er schon anderthalb Stunden nicht mehr zu sprechen vermocht hatte. So sollte ihm der Trost verwehrt sein, ein letztes Wort vor seinem Scheiden an die Seinen zu richten.

Ueber die Veröffentlichung seines Nachlasses nahm Goethe mit Eckermann Absprache, der das Vorhandene zu etwa fünfzehn Bänden anschlug. Wenn der Verleger etwa über eine gewisse Bogenzahl nicht hinausgehn wolle und deshalb einiges ungedruckt bleiben müsse, sollte vor allem der polemische Theil der Farbenlehre zurückstehn. Die Herausgabe seines Nachlasses wurde wirklich auf fünfzehn Bände beschränkt, von denen der siebente lyrische Gedichte enthielt. Ueber die Art der Auswahl und Anordnung wird Goethe sich mit Eckermann verständigt haben. Den Anfang bildeten Jugendgedichte, mit der falschen Jahreszahl 1769. Auf die Verse Den Männern zu zeigen (oben S. 46 f.) folgten sechs Gedichte des leipziger Liederbuches, der Misanthrop, verschiedene Drohung, Mädchenwünsche, Beweggrund,

Liebe wider Willen, wahrer Genuß; das erste und letzte Lied desselben blieb auch diesmal weg. Daran schlossen sich Lieder für Liebende, die aus den Singspielen „für die Zwecke des Komponisten und Sängers neu zusammengestellt" waren. Dann folgten die chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten und eine neue Abtheilung vermischter Gedichte. Letztere beginnt mit dem schon 1827 in Zelters sechs Liedern für die Altstimme erschienenen Gedichte So ist der Held, woran sich die drei an Sie überschriebenen aus dem Chaos, die drei dornburger Gedichte, die Verse „Und wenn mich am Tage die Ferne" und die vier unter der Ueberschrift Angedenken vereinigten Reimsprüche anschließen. Das aus den Wanderjahren auszusondernde Gedicht bei Betrachtung von Schillers Schädel folgte, dem das Goethe so sehr am Herzen liegende Kein Wesen kann zu nichts verfallen und die Strophen aus der Novelle sich anschlossen. Hierauf kam die lustige Parabel von 1830 (vgl. oben S. 426), dann die Verse „Von wem auf Lebens- und Wissensbahnen" (später Bildung überschrieben), eins wie's andre, ein Gleichniß, „wie David königlich zur Harfe sang" (alle drei aus Kunst und Alterthum) und die ungedruckten Verse zum Divan, darauf Hochländisch und Gutmann und Gutweib (beide aus Kunst und Alterthum), die Worte „Wie ist heut mir doch zu Muthe" nach Horaz und die Strophe „Ein Wunder ist der arme Mensch geboren" aus den Wanderjahren, wo aber noch eine Strophe „Bist noch so tief in Schmerz und Qual verloren" folgt, und „Was wird mir jede Stunde so bang?", eines der vor den Wanderjahren stehenden Gedichte (vgl oben S. 374). Weiter folgten die noch ungedruckten Gedichte „Mein Beichtiger" (oben S. 376) und „Hab' ich tausendmal geschworen" (Epigrammatisch 23), aus Kunst und Alterthum „Da wächst der Wein"

(das. 24), die Verse zu Werthers Leiden, dann das Fr. Förster, nicht Goethe angehörende „Als ich ein junger Geselle war", aus dem Chaos die neue Sirene und „Stark von Faust", die noch ungedruckten Frühling 1818 (oben S. 360) und Paulo post futuri (Epigrammatisch 14 a), die Uebersetzung Moderömerinnen (oben S. 166), Dilettant und Künstler (von 1815) und zum Schlusse das Sonett aus Was wir bringen (Epigrammatisch 2). In einer besondern Abtheilung unter dem Titel Original und Nachbildung steht das Gedicht an Silvie von Ziegesar von 1808 mit vorhergehendem Abdrucke des dabei parodirten Geburtstagswunsches (oben S. 302). Darauf folgen zwölf Festgedichte von 1822—1831, die bis dahin nicht gedruckten Gedichte zu Bildern, 54 neue Gedichte der Zuschriften und Erinnerungsblätter und die Politika, von denen viele später mit Recht unter die zahmen Xenien verwiesen wurden. Ungedruckte zahme Xenien und der gegen Kotzebue gerichtete neue Alcinous bilden den Schluß.

Auch diesmal waren manche noch vorhandene Gedichte zurückgeblieben, von denen eine große Anzahl erst 1836 in der zweibändigen Quartausgabe der Werke Aufnahme fand. Die Herausgeber hatten hier auch die Ordnung der Abtheilungen geändert. Nach der Zueignung folgten zunächst die Lieder, an deren Spitze die Verse „Töne, Lied, aus weiter Ferne" aus Kunst und Alterthum trat. Die Lieder aus dem ersten, dritten und siebenundvierzigsten Bande der Ausgabe letzter Hand waren zusammengestellt, einige der früher in dieser Abtheilung gebrachten Stücke unter die vermischten Gedichte, eines unter Parabolisch gestellt, wogegen einzelne der vermischten Gedichte, der geselligen Lieder und der Abtheilung Lyrisches hier Aufnahme fanden; neu waren Hans Liederlich und die Zerstörung

Magdeburgs. Die zweite Abtheilung, gesellige Lieder, ist unverändert, nur ist Weltseele weggeblieben, da es unter Gott, Gemüth und Welt stand, und drei fremde Lieder sind unter die erste Abtheilung versetzt. Auf die geselligen Lieder folgen die der Loge, vermehrt um das 1830 gedichtete. Zu den nun folgenden Balladen sind Johanna Sebus und der morlackische Klagegesang hinzugekommen, von denen der eine unter den Cantaten, der andere unter den vermischten Gedichten stand. Hier treten dann die Cantaten ein, vermehrt durch die erste Walpurgisnacht, das Requiem auf den Fürsten Ligne und das Festlied auf Zelters siebzigsten Geburtstag, wogegen deutscher Parnaß und Johanna Sebus eine passendere Stelle gefunden haben. Die ganz neue Abtheilung Oden bringt die drei noch ungedruckten an Behrisch, hier nur an meinen Freund überschrieben, und die zwölf früher unter den vermischten stehenden Gedichte von Mahomets Gesang an bis das Göttliche. Nun kommen die vermischten Gedichte, die mit dem deutschen Parnaß beginnen, worauf außer mehrern schon früher hier stehenden Gedichten andere aus der Abtheilung Lyrisches, einige 1833 aufgenommene und Hans Sachsens poetische Sendung folgen. Neu sind „Was ist der Himmel, was ist die Welt?" und Stammbuch Joh. Peter Reyniers. Keine Veränderung haben die Sonette erfahren. Unter Epigrammatisch finden sich die in dem ersten und dritten Bande unter dieser Abtheilung stehenden Gedichte neu geordnet mit einigen 1833 gedruckten und mehrern frühern unter den Liedern stehenden. Neu sind hier Etymologie, „Ein ewiges Kochen", Erinnerung und das vermehrte Gedicht Lebensregel. Unter Parabolisch sind die bis dahin unter dieser Abtheilung stehenden mit einigen 1833 gedruckten, den Parabeln und der Legende vermehrt. Neu ist

Beruf des Storches. Die Abtheilung Kunst enthält die im zweiten und dritten Bande gegebenen Stücke; zu der darauf folgenden, welche schon im siebenundvierzigsten Bande eingeführt war, Gedichte zu Bildern, sind einige hinzugekommen. Die Abtheilung Gott und Welt heißt jetzt Gott, Gemüth und Welt; sie beginnt mit den gereimten Distichen, welche früher die letztere Aufschrift trugen. Hierher ist auch eine Reihe zahmer Xenien und das Gedicht entoptische Farben gezogen. Darauf folgen die Sprüche unter Sprichwörtlich und die sechs Abtheilungen zahmer Xenien, von denen die letzte durch neue vermehrt ist. Ganz neu ist die Abtheilung Invektiven, von welcher nur der neue Alcinous und eine Reihe hierher gezogener zahmer Xenien, aus denen auch das als Motto vorgesetzte Axiom genommen ist, früher bekannt waren. Die Abtheilung Politika aus dem siebenundvierzigsten Bande ist durch viele zahme Xenien und andere gedruckte Gedichte vermehrt worden; neu sind die Verse: „Was haben wir nicht für Kränze gewunden", „Geburt und Tod", „Der alte reiche Fürst" und „Geld und Gewalt" (Xenien VI, 81—83. 92). Unter Religion und Kirche erscheint an erster Stelle das bis dahin noch nicht aufgenommene Jugendgedicht die Höllenfahrt Jesu Christi, dann folgen sechs noch ungedruckte Sprüche, die schon 1821 gedruckten Verse auf Kestners Agape, endlich elf ungedruckte Sprüche, unter denen die Erwiederung an die Wittwe Krafft (oben S. 429). Auch der noch ungedruckte ewige Jude und die Geheimnisse finden hier ihre Stelle. Darauf folgen die Maskenzüge, die Gedichte im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad, die reich vermehrten Gedichte an Personen (Festgedichte, Zuschriften und Erinnerungsblätter), die chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten. Die Abtheilung antiker Form

sich nähernd ist durch das Gedicht Ferne (früher unter den Liedern), die bisher noch nicht aufgenommenen Feldlager, Wieliczka, Sakontala und siebzehn Distichen vermehrt worden. Auf die venediger Epigramme folgen die Weissagungen des Bakis, zu welchen sonderbar die beiden Distichen die Burg von Otranto gestellt sind, die vier Jahreszeiten, die zwei Episteln, um ein Bruchstück vermehrt, und die zwei Bücher Elegien. Nach Hermann und Dorothea und dem ersten Gesang der Achilleis folgt der vermehrte westöstliche Divan.

Die hier durchgeführte Anordnung dürfte nichts weniger als zweckmäßig sein, dagegen war diese später mehrfach, leider ohne die unterdessen neuentdeckten Gedichte wiederholte Ausgabe durch die neuen Gedichte und die den meisten beigefügte Angabe der Entstehung oder des ersten Druckes, trotz mancher Irrthümer, höchst wichtig. Da die fünfzehn Bände des Nachlasses im Jahr 1842 noch durch fünf neue Bände vermehrt wurden, so stellten die Herausgeber im ersten dieser nachträglichen Bände noch dasjenige von Gedichten zusammen, was in der Ausgabe von 1836 zum erstenmal gegeben war. Zuerst erscheinen hier die hinzugekommenen vermischten Gedichte, noch vermehrt durch die beiden 1838 bekannt gewordenen Elysium und Pilgers Morgenlied, dann die Vermehrung der Abtheilung an Personen, die Invektiven, die neuen zahmen Xenien und die neuen Stücke zum Divan. Aber schon zwei Jahre vorher war eine neue vollständige, neugeordnete Ausgabe in vierzig Bänden erschienen, welche sich näher an die Ausgabe letzter Hand anschloß, von der sie sich in der Anordnung nur dadurch unterscheidet, daß die Lieder aus Wilhelm Meister und die antiker Form sich nähernden Gedichte unmittelbar auf die Balladen folgen, die Abtheilungen Cantaten, an Personen, Gott,

Gemüth und Welt, Sprüchwörtlich und zahme Xenien in andere Bände verwiesen sind, die Politika, Gott und Welt und die chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten vor die den Schluß bildenden Uebersetzungen treten. Die meisten Bereicherungen der Ausgabe von 1836 sind hier aufgenommen, auch die schon gedruckten Gedichte Elysium und Pilgers Morgenlied hinzugetreten, wie unter den an Personen mehrere sesenheimer Lieder. Jedenfalls verdient diese Anordnung vor der in der Quartausgabe befolgten den Vorzug, da sie sich möglichst enge an die Ausgabe letzter Hand anschließt. Erst ganz neuerdings hat Gödeke in die cottasche Ausgabe der Werke die meisten unterdessen neu aufgefundenen Gedichte aufgenommen.

Wir haben den reichen Schatz der goetheschen Lyrik von ihrer ersten Regung an durch die feurige, stürmische Jugend, durch die Jahre klarern Anschauens der Welt und kräftigen Zusammenhaltens, durch die reifen, zur hohen Kunsteinsicht gediehenen, nach vollendeter Darstellung der mannigfachsten Formen der Dichtung treibenden Mannesjahre, durch das ruhigere, die Welt mit sinniger Ruhe und weiser Beschauung erfassende höhere Alter bis in die Tage der schon sinkenden Kraft und des allmählich ersterbenden Feuers verfolgt: überall fanden wir das reine Gemüth und die innige Tiefe einer auf sich ruhenden, aus sich schöpfenden, selbstgewissen Natur. Seine Gefühle frisch zu ergießen, sie zur reichsten Blüte zu entfalten, war der Trieb seiner zart empfindenden, leicht in Schwung gesetzten, in reinen süßen Tönen nachhallenden Seele, der klare Anschauung; und reiche Gestaltungskraft mit der Gewalt ergreifender, fast sinnlich das geistige Bild der

Dinge ausprägender Sprache zu Gebote standen. In der ersten Zeit sehen wir den jungen Dichter sich der gewohnten dichterischen Formen mit einer Leichtigkeit und Sicherheit bedienen, die sich frei fühlt von jedem steifen Anschmiegen an eine fremde Weise. Auch die Gedanken und Gefühle, denen die Gedichte des eben aus dem Knabenalter getretenen Jünglings Ausdruck geben, sind aus dem Tone der Zeit genommen, doch auch hier zeichnet ihn feiner Geschmack und eine scharf die Dinge bezeichnende Sprache aus, ja selbst der Sinn für die innere dichterische Form, für ein sich nicht in die Breite verlierendes, sondern in sich selbst abschließendes Ganzes ist in den leipziger Jugendgedichten nicht zu verkennen; nur in vier Oden, besonders in denen an Behrisch, verräth sich die Schwäche des sich überspannenden Jünglings. Erst in Straßburg sprangen die ersten frischen Liebeslieder aus seiner voll erregten Seele, die nun mit einemmale alles Zwanges ledig, sich selbst in schöner, weil ihr eigenes Gefühl rein ausprägender Form ergoß. Wie das Liebeslied gleichsam den vollen Brustton anschlägt, so war es auch eine der lyrischen Arten, welche unserm Dichter am glücklichsten gelangen, selbst in den höchsten Lebensjahren, wo er den Entsagungsschmerz noch in so feuriger Vergegenwärtigung des ihm winkenden Liebesglückes aussprach. Sein Lied folgte den mannigfachsten Wendungen und Wandlungen seines eigenen Liebesschicksals, wußte aber auch in den heitern oder düstern Liebestraum anderer sich zu versetzen und die ganze dämonische Gewalt dieser Leidenschaft ins volle Licht zu stellen, wobei die glückliche Erfindung der Situation und die Kunst, das Gefühl lebendig auszuprägen, ohne ins Breite sich zu verlieren, immer den rechten Anfangs- und Endpunkt zu finden, sich besonders bewähren. Nicht das beseligende Glück des Besitzes der Liebe sang er, sondern die Sehnsucht nach ihr und die wonnevollen

Schmerzen dieses „Glückes ohne Ruh“, dieser wehevollen Lust, die ihn glühend umtrieb, seine ganze Natur elektrisch durchzuckte; erst später, als er sich des ruhigen Genusses seiner Liebe freute, den er um so inniger empfand, als diese noch ein Geheimniß bleiben mußte und man sie ihm zum Verbrechen machte, erging er sich in keck sinnlicher freudiger Schilderung seines Liebeslebens, aber nicht in lyrischer Unmittelbarkeit, sondern in erzählender oder elegischer Form. War Goethe als Liebesdichter von so außerordentlicher Bedeutung, daß er durch diese Lieder des Herzens und Gemüthes allein den Anspruch auf den Namen des ersten deutschen Liederdichters verdient, so hat er dagegen der Feier der Freundschaft keine dichterische Spende gebracht. Die unglücklichen Versuche in Oden an Behrisch und Zachariä gehören der leipziger Zeit an. Später hat er keine eigentlichen Freundschaftslieder gedichtet; denn das Lied dem Schicksal (vgl. zu Lied 83) ist eben so wenig ein Preis der Freundschaft zu Karl August, mit dem er dasselbe Schicksal theilt, als die herrliche Vision Ilmenau (vermischte Ged. 3), und das 35. der venediger Epigramme gibt den Ausdruck des Dankes an den edlen Fürsten. Freilich spricht er im Liede an den Mond (Lieder 82) auch sein Bedürfniß inniger Freundschaft aus, freilich gedenkt er auch in Liedern seiner Freunde, denen er manches kleine Lied, wie es die Gelegenheit brachte, anspruchslos weiht, aber von einem Freundschaftsenthusiasmus, der sich zu schwärmerischen Ideen verstieg, war er völlig frei, wie er überhaupt dem sich überspannenden Enthusiasmus durch seine auf reine Natur gestellte Richtung fern blieb. Welch ein Gegensatz in dieser Beziehung zwischen dem seine Freunde fast vergötternden, von dem Glücke der Freundschaft berauschten und zu den wunderlichsten Gedanken getriebenen Klopstock mit seinem hohen Pathos

und dem das Glück der Freundschaft ruhig genießenden oder des entschwundenen, wie in der Zueignung zum Faust, sehnsüchtig gedenkenden Goethe! Auch keine enthusiastischen Vaterlands-lieder tönte seine sich nie überspannende, rein das frische, ihn lebendig ergreifende Gefühl austönende Leier. Wie sehr er auch das deutsche Gemüth ehrte, alles dessen, was den Deutschen in Wissenschaft und Kunst gelang, sich freute, wie hoch er auch den Werth der deutschen Sprache schätzte, ein politisches deutsches Vaterland, dessen er sich freuen konnte, bestand nicht, und sein so ganz auf das Wirkliche gestellter Sinn konnte sich nicht für Träume begeistern, die aus der einstigen deutschen Größe stammten, da ihm der Widerstreit der deutschen Fürsten untereinander und die Schwäche des pomphaft aufgestutzten deutschen Kaiserreichs sich widerwärtig aufdrängten. Seine Liebe zum deutschen Vaterlande gegenstandslos auszusprechen oder nach den so schönen Tagen deutscher Macht sich zurückzusehnen, ihre Wiederkehr sich schwärmerisch vorzuspiegeln, war seiner durchaus wahren Natur ganz unmöglich. Erst als die Franzosen den Rhein in Besitz nahmen und Deutschland zur Beute ihrer Eroberungssucht sich ausersehen zu haben schienen, da ergoß er seine Vaterlandsliebe in die begeisterte Rede seines als Deutscher und Bürger sich fühlenden und von ihm als solcher leibhaft hingestellten Hermann, nicht in ein vaterländisches Lied. Auch zum Preise Gottes hat Goethe sich nicht verstiegen, vielmehr sprach er später seine Freude darüber aus, daß er Gott, wie seine Gattin, im Liede rein erhalten, daß er nicht den Gottesglauben und die treue Liebe, welche ihn mit seiner Gattin verband, diese heiligen Herzensgeheimnisse, durch öffentliche Erhebung entweiht habe. Den christlichen Gott, dessen Preis und Ehre Klopstock so begeistert gesungen, feiert Goethe nie, nur als Knabe ließ er sich bestimmen, die

Höllenfahrt Christi im Tone der cramerschen Ode darzustellen; von den christlichen Sagen benutzte er allein die vom ewigen Juden, in deren ganz freier Bearbeitung er auf den Verfall des Christenthums hindeuten wollte, und die Legende von dem Hufeisen, wogegen er anderwärts den Kampf des Christenthums mit dem griechischen und deutschen Heidenthum vom Standpunkte des letztern aus ergreifend veranschaulichte. Das Christenthum als Religion der Liebe sollten die Geheimnisse preisen. Nur den Gott, den er in der Natur fand, hat er, wie früher im Faust, so später in einigen durch einfache Würde und lichte Klarheit inniger Ueberzeugung ausgezeichneten Gedichten verehrungsvoll gefeiert. Im sogenannten geistlichen Liede, das er, wenn es in andächtigem Schwunge sich erhob oder frommer Duldung und Fügung in Gottes Willen zum Ausdruck diente, wohl zu schätzen wußte, hatte er als Knabe sich versucht, und auch unter dem Einflusse der frommen Fräulein von Klettenberg mag er eines und das andere gedichtet haben, das aber nicht aus der Tiefe des Herzens stammte; wenn er später sogar ein geistliches Lied übertrug, so war es ein solches, in welchem er einen „Appell an das Genie" sah. An geselligen Liedern fehlte es schon in der frühesten Zeit nicht, aber erst später behandelte er auch diese, auf Anlaß seines Mittwochskränzchens, mit besonderer Rücksicht auf diese Kunstform.

Wie die Unruhe und der Schmerz der Liebe den Dichter zum lyrischen Ergusse trieb, so preßte er in Liedern auch alles das aus, was ihn sonst bedrängte oder aufregte. So spricht sich in manchen die schmerzliche Spannung oder Beruhigung seiner Seele aus; meist sind es kurze Stoßseufzer oder Beschwichtigungen, die, von ergreifender Innigkeit und seelenhafter Wärme durchweht, gleichsam die konzentrirte Empfindung ausprägen, zuweilen aber veranschaulicht er auch in einem dichterischen Bilde

einen Seelenzustand, um ihn so man könnte sagen mit objektiver Treue zu schildern, wie vor allem in der Seefahrt (vermischte Ged. 15), in Adler und Taube (daselbst 16), in dem Gedichte der Becher (daselbst 31) und in Amor als Landschaftsmaler (Kunst 4). Ganz besonders ist es der Reiz der immer wechselnden Natur, die Macht ihrer Wirkung auf die von deren Erscheinungen tief bewegte und erfüllte Seele, die er im Liede ausspricht, und wenn Goethes eigenes Wort, seine Gedichte seien Gelegenheitsgedichte, sie seien durch die Wirklichkeit angeregt, hätten in dieser Grund und Boden, eine Aeußerung, die man in der Ausdehnung, welche man ihr gegeben, nicht wahr halten kann, sich irgendwo bewährt, so ist es hier. Nur tief in seine Seele dringende Empfindungen oder Gedanken, welche die Auffassung der Erscheinungen der Natur oder der Welt in ihm unwillkürlich hervortrieb, drängten ihn zur dichterischen Darstellung; es war kein Suchen und Haschen nach Ideen zur dichterischen Darstellung, keine Bilderjagd, wie ein bekanntes Wort von Kleist sagt, sondern die erschaute Idee trieb ihn zur Dichtung. So ist z. B. das Gedicht an den Mond (Lieder 82) der lebendige Ausdruck des zum Ergusse drängenden, ihm gleichsam auf die Lippen tretenden Gefühls, während bei so vielen Mondliedern der Dichter kaum am Schlusse zu innigem Gefühle gelangt ist, so daß er jetzt erst zu singen beginnen sollte. Goethes eigenes leipziger Lied an Luna (Lieder 33) ist dagegen eine nur gedachte Phantasie des im Tone der Zeit singenden, auf Wirkung ausgehenden Liebesdichters. In unserm Dichter war der geistige Eindruck nicht allein der Natur, sondern aller bedeutenden äußern Erscheinungen so mächtig, daß er sich durch sie zu den mannigfachsten Empfindungen hingerissen fühlte; sie drückten gleichsam ein Bild in die Seele, oder sie regten die in ihm liegenden

Gedanken und Empfindungen unwillkürlich an, daß er sie auszusprechen sich genöthigt sah, wovon die merkwürdigsten Zeugnisse die Harzreise, an Schwager Kronos, Wanderers Sturmlied (vermischte Ged. 12—14) u. a. bilden, in denen der Fortschritt nicht in den Empfindungen selbst, sondern in den aufeinander folgenden äußern Beobachtungen des auf der Reise befindlichen Dichters liegt, welche eben die Empfindungen anregen. Aehnlich läßt er in dem Gesang der Geister über den Wassern (daselbst 10) nur die Stimmen reden, die er im wunderbaren Treiben des Elements zu vernehmen glaubt. Ganymed und Grenzen der Menschheit (daselbst 18. 19) sind frische Blüten des Gefühls, welches der wonnige Frühling und das herannahende Gewitter in der Seele des Dichters erwecken. Man hat diese Gedichte, die sich auch in der äußern, freien Form von den in bestimmten Strophen sich bewegenden Liedern unterscheiden, mit Recht als Oden bezeichnet, insofern sich in ihnen nicht die einzelne augenblickliche Stimmung ergießt, sondern es den Dichter aus sich hinaus zu allgemeinen Anschauungen drängt, in welchen sich der Geist seiner höhern Würde und seiner Stellung im Reiche der Natur bewußt wird. So beginnt den Gesang der Geister die Vergleichung der Seele des Menschen mit dem Wasser, in den Grenzen der Menschheit tritt der Gegensatz des Menschen zur Gottheit hervor, in Ganymed die unüberwindliche Sehnsucht nach Gott, dem Vater der Liebe, in der Harzreise die Feier der die ganze Natur erfüllenden Liebe. Die Gedanken brechen hier tief empfunden, gleichsam aus der bewegten Seele sich emporringend, hervor, nicht in einfach ruhiger Auffassung, wie es in dem Spruchgedicht der Fall ist. In dieser Form der Ode, in welcher sich Wärme und Tiefe mit reiner Naturwahrheit auf das glücklichste verbinden, steht Goethe einzig da; es sind diese

hehren Gedichte der edelste, sinnigste Ausdruck einer schön menschlichen, die Welt rein, wahr und warm erschauenden Natur. Welch ein Gegensatz zwischen diesem bei aller Ergriffenheit der Seele von leidenschaftlicher Ueberspannung freien Ernste und dem entzückten oder verzückten Enthusiasmus, zu dem sich Klopstock versteigt! Ein paar andere Oden, meine Göttin und das Göttliche (daselbst 11 und 20), sprechen selbständig, ohne die äußere Veranlassung hervortreten zu lassen, das in dem Herzen des Dichters auf einmal in lebendigster Klarheit ausbrechende, längst in der Seele genährte Gefühl aus. Wie die Natur, so regte den Dichter auch der Anblick merkwürdiger, aus alter Zeit zu uns gleichsam herüber redenden Ueberreste zuweilen dichterisch auf, da das lebhafte Hineinversetzen in die Vergangenheit, ja das Verweben der Gegenwart mit derselben ein tief in seiner leicht anklingenden Seele liegender Zug war. Hiervon zeugen der Wanderer (Kunst 2), Geistesgruß und Bergschloß (Lieder 75. 76). Selbst einzelne Volkslieder und Melodien zogen den Dichter so mächtig an, daß er in ihrem Tone, zuweilen mit Beibehaltung des Anfangs, weiter zu dichten sich getrieben fühlte. Vgl. Lieder 5. 16. 17. 20. 43. 44. 64. 70. 72. 75. gesellige Lieder 12. 15. 19. Auch die Kunst, besonders die zeichnende, erfaßte den Dichter oft so mächtig, daß sie ihn zu bewegten Liedern trieb, in denen er sein ganzes gleichsam in die Kunst aufgehendes Wesen ergoß.

Neben dem eigentlichen tritt bei Goethe noch das epische Lied bedeutend hervor. Als epische d. h. erzählende Lieder bezeichnen wir diejenigen, in welchen der Dichter in überlieferte Sagen oder Geschichten oder Zustände sich mit ganzer Seele hereinversetzt und sie mit innigem Antheil vergegenwärtigt; man hat sie als Balladen, auch als Romanzen bezeichnet. Vgl. unsere Einleitung zu den Balladen. Aber unser Dichter hat auch eigene

rein ersonnene Situationen in dieser Weise behandelt, wie in den Gedichten der Sänger, die Spinnerin, vor Gericht, Wanderer und Pächterin (Balladen 2. 15. 16. 21). Zuweilen hat er sich hierbei der Form des Wechselliedes bedient, die sich ihm zuerst auf der Schweizerreise des Jahres 1797 aufdrängte (vgl. Balladen 17—21), ja er hat diese Form zur völligen Kantate ausgeweitet. Näher dem Epos als dem Liede steht die Elegie, in welcher Goethe so herrliche Dichtungen gelangen, theils auf sein eigenes Leben bezügliche (außer den römischen Elegien Euphrosyne und die Hermann und Dorothea überschriebene), theils frei ersonnene (Alexis und Dora, das Wiedersehen, Amyntas) oder wenigstens nach älterer Ueberlieferung umgedichtete (der neue Pausias). Von ganz eigenthümlicher Art ist die Erklärung eines die poetische Verklärung von Hans Sachs darstellenden Gemäldes, worin Goethe, der sich ganz in die Zustände des alten Meistersängers hereinversetzt, bei der Hervorhebung seines eigenthümlichen Werthes die Macht der Liebe auf den Dichter erglänzen läßt. Zu der erzählenden Dichtung gehören auch die Fabel und die Parabel. Goethe hat sich der erstern nur parabolisch bedient, besonders in der spätern Zeit, wo er zur Spruchdichtung immer entschiedener hinneigte, aber auch schon sehr frühe, da ihm der bildliche Gebrauch von Hause aus sehr geläufig war. Später bearbeitete er auch die Parabel kunstmäßig, ja er wollte Muster ihrer verschiedenen Arten aufstellen. In der beschreibenden Dichtung hat sich Goethe nicht versucht, dagegen unternahm er es, die Metamorphose der Pflanze, später auch die der Thiere auschaulich darzustellen; die beabsichtigte ähnliche Behandlung anderer Theile der Naturlehre kam nicht zu Stande. Hier tritt der naturwissenschaftliche Dichter in klarer Anschaulichkeit und frisch lebendiger

Bewegung auf das glänzendste hervor. Als eine Abart der beschreibenden Dichtung muß das Räthsel gelten; auch in diesem versuchte sich Goethe, aber mit weniger Glück als Schiller, der dasselbe durch reiche Belebung hob, während die Räthsel unseres Dichters kahl und nüchtern sind und sich mit der schlichten Angabe der bezeichnenden Eigenschaften des zu errathenden Gegenstandes begnügen, wenn sie nicht humoristisch sich ergehen. Vgl. Epigrammatisch 52. 81. 82. an Personen 24.

Auch als Spruchdichter bewährte sich Goethe ganz vorzüglich. Bei dem Spruche gilt es die treffende Darstellung einer erkannten Wahrheit, die von der mannigfachsten Art sein kann, die der Dichter aber so anschaulich darstellen muß, daß sie sich der Seele mit reinster Unmittelbarkeit einprägt. Hierher gehört auch das Epigramm, das Goethe mit vorzüglichem Geschick behandelte, da klare Anschauung der Dinge und lebendige Entfaltung sich bei ihm glücklich verbanden, auch ein stets frischer, scharf eindringender Humor ihm zu Gebote stand, wie ihn das satirische Epigramm fordert. Schon in frühester Zeit versuchte er sich im spottenden und polemischen Epigramm, wozu er sich zuerst gangbarer neuern Formen, in der ersten weimarer Zeit des Hexameters bediente; später wurde er durch Herders Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie zu Nachbildungen in elegischer Form veranlaßt, in denen er bald große Freiheit zeigte. Nach der Vollendung seiner Elegien drängte es ihn wieder zur elegisch epigrammatischen Form, in welcher er zunächst für seine Beobachtungen in Venedig ein sehr gefügiges Werkzeug fand, dessen er sich auch noch einige Jahre später gern und bequem bediente, besonders Ende 1795 und 1796, wo sich aus ihm auch der Gebrauch des einzelnen Distichons in den Xenien bildete. Alle diese Arten des Epigramms gediehen unter Goethes Hand zu wahrhaft kunstvollen Gebilden, in denen sein an-

muthig klarer und fein gewandter, den Charakter der Dichtart rein erschauender und lebendig gestaltender Geist sich ausspricht. Wie in den Balladen, so haben wir auch in den Epigrammen die merkwürdige Erscheinung seines fördernden Wetteifers mit Schiller, der unserer Dichtung so herrliche Blüten bringen sollte. Bei reiferm Alter trat immer entschiedener die Neigung des Dichters hervor, sich in kernhaften Sprüchen mit der Welt abzufinden, für die er sich jetzt nicht mehr des antiken Distichons, sonderer kürzerer und leichterer Versmaße in der Weise unserer ältern Sprüche bediente, die bei ihm aber nicht bloße Nachahmung war, sondern sich ihm als die ihm ganz gemäße Form aufdrang. Jede Beobachtung oder Erfahrung spitzte sich dem alternden Dichter in einen kurzen Spruch zu oder nahm eine spruchartige Wendung, wobei mannigfache äußere Einkleidungen, wie die der Rede und Gegenrede, sich ergaben, Schalkheit, Witz, Humor und Satire bei seiner treffenden Auffassung der Verhältnisse ein reiches Feld fanden. Manche dieser Sprüche wurden zur persönlichen Satire, für die der Dichter auch andere Formen in der geradezu bestimmte Personen angreifenden Invektive und in der in ein dichterisches Bild sich kleidenden Satire fand; Beispiele der letztern Art sind der neue Alcinous (Invektiven 1) und deutscher Parnaß (vermischte Ged. 1).

Eine zahlreiche Klasse von Goethes Gedichten bilden, besonders in späterer Zeit, die an Personen gerichteten, die nur in seltenern Fällen zu Anreden bestimmt, meist Glückwunsch, Trostwort, Stammblatt, Erwiederung oder Begleitung einer Sendung waren. Die meisten zeichnen sich, wie die ähnlichen Verse Voltaires, durch eine feine Wendung oder innigen Ausdruck verehrender Anerkennung aus; nur selten sank in späterer Zeit der Ausdruck zu schaler Nüchternheit oder ward in Folge der Reimnoth gezwungen. In

den karlsbader Gedichten zu Ehren des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich und der Kaiserin von Frankreich herrscht ein würdevoller, der hohen Stellung der Begrüßten entsprechender, durchaus fein gehaltener Ton. Die an die Herzogin von Weimar zur Feier ihres Geburtstages gerichteten Verse bewegen sich in einem etwas freiern, aber der Würde der verehrten Fürstin entsprechenden Ton.

Der südlichen Klangformen, die seinem natürlich frei und einfach strömenden Liede fremd waren, hat sich Goethe nur selten bedient; am leichtesten gelang ihm die Stanze, in welcher er auch das größere Gedicht die Geheimnisse begann, aber auch noch 1810 das Tagebuch schrieb (vgl. oben S. 307), eine geistreich freie Nachbildung von Castis lüsternen Erzählungen, die ihn aber um so weniger, trotz seines glücklichen Erfolges, zu weitern Versuchen reizte, als er sie geheim halten mußte. Daneben versuchte er sich im Anfange des Jahrhunderts und dann im Dezember 1807, in Wettstreit mit Zacharias Werner, in Sonetten. Terzinen, die er schon früher einmal verwenden wollte, wandte er erst 1827 in dem Gedichte bei Betrachtung von Schillers Schädel an und dann im Monolog am Anfange des zweiten Theils des Faust. Antike Versmaße, ja selbst Chorlieder versuchte er in der Helena, doch bediente er sich bei den letztern ganz freier Versmaße, nur daß er genaue Entsprechung von Strophe und Gegenstrophe befolgte. Auch in der Pandora brauchte er antike Maße verschiedener Art und freie lyrische Strophen. Der westöstliche Divan hielt sich von der Befolgung künstlicher persischer Formen fern, nur ein paarmal griff er zu einer Art von Gasele; um die fremde Versform war es ihm hier nicht zu thun.

Sonst bediente er sich meist einfacher jambischer oder trochäischer Strophen von verschiedener Ausdehnung, Verslänge und Reim-

stellung oder paarweis reimender meist vier-, selten fünffüßiger Verse. Schon in manchen frühern Gedichten finden wir den Gebrauch reimloser Verse von frei wechselnder Länge, so bereits im Wanderer, dann in Wanderers Sturmlied, Elysium, Pilgers Morgenlied, an Schwager Kronos, Adler und Taube und in manchen Kunstliedern. In seinem Mahomet hatte er sich nicht nur einmal freier Strophen, sondern auch in einem Liede einer Odenform bedient. Vgl oben S. 86 f. In der ersten weimarer Zeit schrieb er in reimlosen, nur mäßig wechselnden Versen Seefahrt und Liebebedürfniß (vermischte Ged. 15. 24); nicht viel später fallen die reimlosen trochäischen Dimeter Menschengefühl (daselbst 22) und das reimlose Gedicht Hypochonder (Epigrammatisch 29) in regelmäßig abwechselnden jambisch-anapästischen Versen mit kürzerm Schlußverse. Die 1779 beginnenden reimlosen Oden bewegen sich in freien Versmaßen. Ganz gleiche reimlose Verse zeigen der Becher und Nachtgedanken (vermischte Ged. 31. 32), beide von 1781, dagegen wechseln wieder die Verse frei ab in dem demselben Jahre angehörenden reimlosen Gedichte an Lida (daselbst 33). In Italien schrieb er einmal einen Glückwunsch an den Herzog in reimlosen fünffüßigen Jamben, uud die eben dort entstandenen Gedichte Amor als Landschaftsmaler und Kupido, loser eigensinniger Knabe sind in gleichen reimlosen Versen geschrieben. Vgl. oben S. 203 f. Bald nach der Rückkehr aus Italien fallen die in reimlosen fünffüßigen Trochäen geschriebenen Gedichte Morgenklagen und der Besuch (daselbst 28. 29), und auch die gleichen reimlosen Verse an seine Spröde und Anliegen (daselbst 25. 26) sind nicht später als 1788. Selbst nach der Verbindung mit Schiller dichtete er in gleichen reimlosen Versen für den Musenalmanach die Musageten (daselbst 27), und ganz dasselbe Versmaß brauchte er noch 1803

zum magischen Netz (daselbst 30). Daß er in kleinen Gelegenheitsgedichten zuweilen aus Bequemlichkeit den Reim sich erließ, kommt weniger in Betracht.

Bei seinen weit zahlreichern gereimten Gedichten liegt im Reime ein ganz besonderer Reiz und eine eigenthümliche Bedeutung, da dieser bei ihm meist auf den Hauptbegriffen ruht und das Gedicht gleichsam beherrscht, zugleich aber den lieblichsten, oft malerischen Wohllaut über dasselbe ergießt, wie denn seine Lieder überhaupt bei aller schlichten Einfalt der Sprache mit klangvoller Zartheit und reiner Tonfülle uns ins Ohr fallen, ohne dadurch an bezeichnendem Nachdruck zu verlieren, im höchsten Sinne des Wortes durch die Verbindung von Tonfall, Rhythmus, Wohlklang und leichtem Fluß singbar sind, ja gleichsam eine süße Melodie in sich tragen, wie das Lied des Vogels, das diesem unwillkürlich „aus der Kehle dringt“. Für die Reinheit des Reimes war Goethe so wenig wie die andern Dichter der Zeit besorgt, wenn er auch von Reimen, die, wie bei Schiller, auf falscher mundartlicher Aussprache beruhen, frei ist und nur der gangbaren Freiheit, **i** und **ü**, **ei** und **eu**, auch wohl **ä** und **ö**, **ß** und **ſ** zu reimen, mit Maß sich bedient. Aus Nachlässigkeit hat er freilich zuweilen den Stimmreim (Assonanz) statt des eigentlichen Reimes, wie auch andere Dichter, sich entschlüpfen lassen. Merkwürdig rein im Reime ist sein erstes erhaltenes Gedicht. Bei der künstlerischen Strenge, die er sich seit der Verbindung mit Schiller auflegte, achtete er auch auf den Reim sorgfältiger, aber er ließ doch lieber einen unreinen Reim gelten, als daß er seinetwegen den Ausdruck gezwängt hätte, wie er auch in antiken Maßen die Reinheit der Spondeen lieber aufgab als daß er zur strengen Beobachtung derselben ein nicht zutreffendes Wort gesetzt hätte; ihm war, wie es in einer zahmen Xenie (V, 69) heißt, den Gedanken rein

zu haben die edelste von allen Gaben, die mehr als alle Reime werth. Später ließ er in der Reinheit der Reime wieder etwas nach, besonders als er sah, wie man dem Reime zu Liebe den Ausdruck verkümmerte. Deshalb mied er auch die südlichen, eine Fülle gleicher Reime fordernden Klangformen und forderte jüngere Dichter auf, sich nicht durch Anwendung derselben Gewalt anzuthun. Unsere neuere deutsche Dichtung hat auf strengere Reinheit des Reimes besonders gehalten, doch bricht schon die Ueberzeugung durch, daß die freie Bewegung des Dichters in unserer weniger klangvollen Sprache zu sehr gehemmt wird, und wir, da selbst die Italiener sich gewisse Freiheiten darin gestatten, nicht zu strenge sein dürfen. In der Art der gewählten Reimverschlingung wie des Versmaßes selbst verräth sich Goethes feines Gefühl; freilich laufen dabei aus Nachlässigkeit manche Abweichungen unter, wie er auch nicht überall die beabsichtigte gleiche Länge der sich entsprechenden Verse durchgeführt hat. Die Freiheit, daß Verse von verschiedener Länge in der Strophe aufeinander reimen, nahm er von ältern Dichtern an, doch bediente er sich derselben später nicht mehr, da er die Ungehörigkeit derselben erkannte.

Der deutschen Prosodie und Metrik hatte er, als er nach Italien ging, keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, er war nur den gangbaren Dichtern und seinem eigenen tiefen Gefühle für Sprache, Rhythmus und Wohlklang gefolgt. Zu Rom trat er in nähere Beziehung zu K. Th. Moritz, mit dem er eingehend über die von diesem in seinem Versuch einer deutschen Prosodie aufgestellten Grundsätze verhandelte, aus denen er sich nur das aneignete, was seinem Gefühl gemäß war, wie er sich auch später gegen die Lehren von J. H. Voß und A. W. Schlegel verhielt, deren Verse, bei aller strengern Regelmäßigkeit, doch an eingeborenem Wohllaut und leichter Singbarkeit mit Goethes sich

ins Herz schmeichelnden Weisen nicht wetteifern können. So weit steht echte Dichternatur, die mit unwiderstehlicher Kraft ihre Blüten treibt, über allen nicht von dem vollen Hauche des Genius angewehten künstlichen Versuchen Wie sehr er aber das Bedürfniß fühlte, auch in der Versform künstlerische Schönheit walten zu lassen, zeigt die Sorgfalt, welche er der strengern Prosodie in seinen Elegien und Epigrammen vor dem Abdrucke in seinen neuen Schriften zuwandte. Vgl. S. 264 ff.

Was ihn zur Dichtung trieb, war seine innere Natur; die künstlerische Darstellung, das Heraussingen war ihm so nothwendig, wie dem Vogel sein melodisches Lied, es war der Drang, klar herauszustellen, was sich in seinem Innern regte, und so darüber Herr zu werden, ein ganz ähnlicher Vorgang, wie das Ausströmen des Gedankens in der Sprache ist. Eben deshalb ruhte aber auch seine Dichtung so oft längere Zeit, da er gleichsam neue Kraft in sich ansammeln mußte, um den vollen Strom derselben zu ergießen. Vielfach finden wir ihn zur Dichtung völlig unfähig, die dann wieder auf einmal sich mächtig ergießt; besonders ist es der Frühling und der Aufenthalt in freier, schöner Natur, fern von drückenden Geschäften und Sorgen, der seine Dichtung begünstigt; „die Poesie zu kommandiren" war ihm selten gegeben, wenn auch die drängende Noth ihn oft zu Kraftanstrengungen trieb, die ihres Zweckes nicht ganz verfehlten, zuweilen sogar seine volle dichterische Kraft weckten. Der lebendigste Trieb zur Dichtung war ihm die mächtig ihn erfassende Leidenschaft, die, nachdem sie ausgetobt hatte, poetische Perlen an den Strand trieb, aber auf die Darstellung seiner persönlichen Gefühle beschränkte sich seine Lyrik nicht, sein zartes, anklingendes Gefühl ließ ihn sich auch in fremde Zustände mit der Innigkeit des Selbsterlebens versetzen und aus diesem lebendigen Hineinleben dichte-

rische Gestaltung gewinnen, eine Fähigkeit, die jedem Dichter, der sich nicht auf seine eigenen Erlebnisse beschränken will, zu Gebote stehn muß, vor allem dem Dramatiker, und die besonders Goethe belebte, der, wie er selbst äußert, berufen war, „Weltverwirrung zu betrachten, Herzensirrung zu beachten" und „von den vielen Stufen unseres Pyramidenlebens viel umherzuschauen", und so „von außen und von innen gar manches zu gewinnen".

Eine höchst merkwürdige Erscheinung ist es, wie Goethe, als er mit Schiller zu kunstbewußter Uebung der Lyrik, zunächst zum Zwecke des Musenalmanachs, sich verbündet und auf die bestimmte Kunstform jeder Art seine Betrachtung gerichtet hatte, nach und nach sich aller verschiedenen Arten der lyrischen Dichtung bemächtigte und Musterstücke in ihnen zu dichten sich vorsetzte, bis er das ganze Feld erschöpft hatte. In späterer Zeit griff er, um seiner Dichtung eine neue Bahn zu eröffnen, zum persischen Tone, der ihm seinem Alter gemäß schien und ihm willkommene Gelegenheit bot, nicht allein den Charakter der persischen Dichtung frei nachzubilden, sondern auch seine eigenen Anschauungen und Gefühle gleichsam in fremdem Gewande vorzuführen. Als auch dieser Ton ihm nicht mehr anstand, griff er vorübergehend zu der durchsichtig klaren, netten und zierlichen, feinen und verständigen, aber aller frischen Gemüthlichkeit entbehrenden chinesischen Weise. Dabei verfolgte er mit entschiedener Vorliebe für eine Weltliteratur die Spuren der volksthümlichen Lieder der verschiedensten Volksstämme, wie der Neugriechen, der Serben, der Iren und Schotten, und suchte Musterstücke derselben nachzubilden. Aber seine eigene selbständige Schöpfungskraft hatte darunter nicht gelitten; nicht nur daß er sich häufig in Sprüchen und Gelegenheitsgedichten an Personen erging, auch gar manche bedeutende lyrische Dichtungen, besonders auf seine Liebe und die Natur

in ihrem göttlichen Wirken bezüglich, gehören dem Greisenalter an, und in den reichen lyrischen Theilen des zweiten Faust gelangen ihm die tiefsten und zartesten Töne, so daß sein ganzes Leben hindurch ihn des Sanges süße Gabe begleitete, welche ihm Freude, Trost, Ruhe und Klarheit, der Mit- und Nachwelt unvergängliche Perlen seines reichen Geistes, seines reinen Gemüthes, seines tiefen Kunstsinnes spendete.

Zusätze und Berichtigungen.

Zu S. 20 Z. 17. Goethes Freund Pfeil war nicht, wie dieser selbst in „Wahrheit und Dichtung“ annahm, der bedeutend ältere Verfasser der „Geschichte des Grafen P**“, Johann Gebhard Pfeil, sondern der am 10. November 1732 zu Freiberg geborene Johann Gottlob Benjamin Pfeil, der sich an den letzten Bänden der zu Leipzig bis 1760 erscheinenden „Erweiterungen des Erkenntnisses und des Vergnügens“ betheiligte. 1763 kam er als Hofmeister nach Leipzig, wo er 1768 als Jurist promovirte. Schon Meusel hatte 1786 im ersten Nachtrage bemerkt, daß jene „Geschichte des Grafen P*“ und andere von ihm diesem Pfeil zugeschriebene Dichtungen dem ältern angehören. Von Löper bezweifelt auch die Wahrheit von Goethes Behauptung, dieser von ihm irrig als Hofrath bezeichnete Mann habe ihn auf das Bedeutende des Stoffs und das Konzise der Behandlung aufmerksam gemacht.

Zu S. 24, 1. Zachariä hatte eigene Kompositionen seiner Gedichte in zwei Heften einer „Sammlung musikalischer Versuche“ erscheinen lassen. Neben Gleim, dessen „neue Lieder“ im Frühjahr 1767 erschienen waren, und Zachariä waren vielleicht auch die 1758 erschienenen „scherzhaften Lieder“ des leipziger Kreis-

steuereinnehmers Chr. Felix Weiße zu nennen, der auch 1761 „Amazonenlieder“ herausgegeben und sich durch Operntexte bekannt gemacht hatte. Goethe stand mit ihm auch in persönlicher Verbindung. Von Biedermann sieht, mit Beistimmung von Löpers, in Weißes Gedicht „die Vorsicht“ das Motiv zu Goethes „Das Schreien“ (vgl. S. 28, 15), so daß des Dichters Bezeichnung „Nach dem Italienischen“ eine irreführende Vorgabe wäre; letztere Annahme ist nicht besonders wahrscheinlich und die Aehnlichkeit zwischen beiden Gedichten zu einer solchen nicht groß genug.

Zu S. 28, 20 ff. Von Löper meint, ein großer Theil, und wohl der werthvollere, des leipziger Liederbuchs sei erst in Frankfurt gedichtet. Zu einer solchen Annahme möchte doch ein genügender Haltpunkt fehlen. Derselbe glaubt, das Hochzeitslied (vgl. S. 39, 8 ff.) sei durch die Verlobung der leipziger Geliebten hervorgerufen. Aber in dem Briefe, in welchem Goethe seiner Geliebten bekennt, er habe „etliche“ Gedichte auf ihre Hochzeit versucht, diese aber hätten seine Empfindungen zu viel oder zu wenig ausgedrückt (vgl. S. 46, 9 ff.), wird seines Liederbuchs in einer Weise gedacht, welche die Möglichkeit ausschließt, eines derselben habe darin Aufnahme gefunden. Fr. Oeser besaß das Gedicht, aber nicht in Goethes Abschrift.

Zu S. 40, 4 f. Der Schmetterling sucht den Platz auf, wo der Dichter sich seiner Liebe erfreut hat, findet aber dort ein anderes zärtliches Paar.

Zu S. 53, 1 ff. Die länger als vier Wochen dauernde ununterbrochene Anwesenheit Goethes im sesenheimer Pfarrhause steht durch seine eigene Aeußerung in einem Briefe an Salzmann so unzweifelhaft fest, daß die damit in Widerspruch tretende Angabe Jung Stillings, Goethe habe ihn am 14. Mai 1771 zu Schiffe begleitet, auf die Gödeke als einen festen Haltpunkt sich

stützt, zu den vielen Ungenauigkeiten gehört, denen Henrich Stillings Jugend sich zu Schulden kommen läßt. Daß Goethe selbst 1777 die Handschrift durchsah, kann die Sache nicht beglaubigen.

Zu S. 58, 24 ff. Daß dieses Lied (59) dem Jahre 1772 angehöre, behauptet Gödeke ohne jeden Beweis; nur ein urkundlicher Beleg könnte eine solche Behauptung rechtfertigen.

Zu S. 64, 14 ff. Den Othello widmete Goethe mit den wenigen Worten seinem Freunde Lerse, nicht, nach früherm ungenauern Berichte, dem livländischen Dichtergenossen.

Zum Schlusse von S. 97. An Lavater schreibt Fräulein von Klettenberg am 20. Mai 1774: „Goethe besorgt den Schattenriß (von mir). Dreimal bin ich gemalt, dreimal gezeichnet, und nie getroffen worden." Aber Goethe schickte dem zürcher Freunde nicht ihren Schattenriß, sondern eine frühere Zeichnung. „Hier ist ihr Bild, das ich gemacht habe", äußerte er dabei, „und das gleicht ihr, wie eine Schwester der andern. Es ist die Familie, sie selbst ists nicht. Im Schattenriß bezeichnet sich diese himmlische Seele noch weniger." Auch die mit unserm Gedichte gesandte Zeichnung kann sehr wohl zu den von der Klettenberg gemeinten Abbildungen gehören, so daß Goethe schon mehrmals seine Kunst an ihr versucht hatte, aber zur Zeit nur dieses eine Bild von ihr besaß.

Zu S. 216, 15. Am 7. September schrieb er in das Stammbuch eines Herrn von Anthing die Verse:

Es mag ganz artig sein, wenn Gleich' und Gleiche
In Proserpinens Park spazieren gehn,
Doch besser scheint es mir im Schattenreiche
Herrn Anthings hier spazieren gehn.

Das Stammbuch enthielt eine Reihe Schattenrisse merkwürdiger Männer und Frauen, wenn es auch nicht den Titel „Schattenrisse" oder einen ähnlichen führte.

Zu S. 276, 15 f. In Pyrmont schrieb er am 15. Juli das Stammbuchblatt:

Weise die Rose nicht ab von Deinem Busen! sie blühet
Noch auf den Wangen Dir, noch in dem Herzen Dir auf.

Zu S. 294, 4. Ein Gedicht Goethes an Frau Senator Stock in Frankfurt ist vom 1. Januar 1806. Abschrift besitzt S. Hirzel in Leipzig.

Zu S. 324, 2. Auch drei andere Gedichte schrieb Goethe am 21. Juli zu Berka, ein Logogryph „Das Erste bringt mir Lust genug u. s. w." und zwei Lieder im Divanstone „Daß ich bezahle, Um zu verführen u. s. w." und „Seit einigen Tagen Machst Du mir ein bös Gesicht u. s. w." Abschriften finden sich in der Goethebibliothek von S. Hirzel.

Zu S. 340, 3 f. Diese Vermuthung wird dadurch bestätigt, daß der begleitende Brief an Dietz vom 20. Mai ist, nach Hirzels Goethebibliothek S. 220.

Zu S. 348, 3 f. Das Distichon theilte zuerst K. J. Schütz (Goethes Philosophie II, 94) „aus einem Manuscript" mit. Daselbst gibt er das sonsther nicht bekannte Distichon:

Ich besänftge mein Herz, mit süßer Hoffnung ihm schmeichelnd;
Eng ist das Leben fürwahr, aber die Hoffnung ist weit.

Andere Distichen Goethes finden sich in Hirzels Bogen „Zur Hausandacht für die stille Gemeinde am 28. August 1871", der mir nicht zugänglich ist.

Zu S. 375, 2 v. u. Die spanische Blumenlese war ohne Zweifel die zur Ostermesse dieses Jahres bei Perthes und Besser in Hamburg unter dem Titel: Floresta de rimas antiguas Castellanas, ordinada por Don Juan Nicol. Böhr de Faber erschienene, die ich nicht vergleichen kann. Goethe wird sie wohl gleich nach ihrem Erscheinen empfangen haben. Die Lebens-

beschreibung von Perthes gibt darüber keine Auskunft. Böhr von Faber wird mehrfach darin erwähnt.

Zu S. 398, 6. Es muß Wagener heißen. Dieser Wagener war der Sohn von Goethes Freund J. D. Wagener (vgl. S. 413, 14 ff.). Er war zuerst am 26. Mai d. J. im Tell aufgetreten und zeichnete sich als Heldenspieler aus. Er hatte den Freiheitskrieg mitgemacht, seit 1816 Theologie studirt, dann sich seit 1819 in Begleitung einer deutschen Familie längere Zeit in Spanien aufgehalten, wo er auch eine spanische Blumenlese herausgab. Nach seiner Rückkehr hatte er mehrere geschichtliche Handbücher, auch Reiseerinnerungen geliefert, bis er sich getrieben fühlte, die Bühne zu betreten.

Eben sehe ich aus dem neuesten Hefte „Im neuen Reich“ S. 292, daß nach einem Briefe des jüngern Boie vom 15. Januar 1775 (nicht 1774) dessen Bruder schon seit längerer Zeit Goethes Christel (vgl. oben S. 138) besaß; höchst wahrscheinlich hatte er es bei seinem Besuche Goethes im Oktober 1774 erhalten. Dieser schrieb es wohl kurz vorher bei der damaligen ungeheuern Schaffungskraft, aus der auch Faust hervorging. In dieselbe Zeit wird man demnach auch Jägers Nachtlied (vgl. S. 134) setzen müssen.

Zu S. 314, 7 bemerke ich noch, daß das Lied früher, wohl im Dezember 1812, gedichtet ist, da Goethe es schon am 12. dem Kanzler von Müller von Fräulein Engels zur Guitarre vorsingen ließ, und zu S. 107, 11 ff., daß, wie von Löper nachgewiesen hat, Goethe diese Verse erst zu Pempelfort im November 1792 mit Bezug auf eine Beurtheilung des Groß-Cophta dichtete.

Inhalt.

Goethe als lyrischer Dichter.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von J. C. F. Eichler in Freiberg.

Inhaltsverzeichniß

der bis Jan. 1875 erschienenen Bändchen der „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern".

Preis eines jeden Bändchens 75 Pfennige.

Die neuen Auflagen sind neu bearbeitet.

Gratis wird von der Verlagshandlung geliefert:

Anti-Noiré. In Sachen der Erklärung unserer neuern klassischen Dichter von H. Düntzer.

Schwaighofer

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Düntzer, Heinrich,

Goethes lyrische Gedichte

Bd.: 1

Leipzig 1874 [erschienen] 1875

P.o.germ. 318 n,1-18/20

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11188580-5